

*feel* mehr als  
nur fünf gute Bücher...

# WAS LIEST DU? *feel.*



Ein Reader –  
fünf Leseproben

*Frühjahr 2026*

ISBN 978-3-7587-9027-0



SIE LESEN LIEBER DIGITAL?!

Dann scannen Sie den QR-Code oder  
besuchen Sie unsere Landingpage:  
[fischerverlage.de/spezial/wasliestdu-feel](https://fischerverlage.de/spezial/wasliestdu-feel)



# Ein Reader – fünf Leseproben

*Frühjahr 2026*

*Reflexion*

Ein INTENSIVER Roman  
über den Mut, sich selbst eine  
WAHRHEIT einzugestehen?

*Spaß*

Ein SPICY BEACH READ  
in den Hamptons?

*Neugier*

Eine magische FOOD-STORY  
in New York?

*Thrill*

Ein twisty Thriller  
aus KOREA?

*Mitfühlen*

Eine MODERNE LIEBE  
und die Frage: Was, wenn er  
Kinder will, sie aber nicht?

*feel* mehr als  
nur gute Bücher ...

Wir haben Lust auf Bücher,  
die mitreißen, unterhalten und  
mal was anders machen.

Unsere Bücher sind so  
einzigartig und inspirierend  
wie unsere Leser:innen.

Oder hier digital  
(weiter-)lesen



Alle weiteren Informationen erhalten Sie in unserer  
Unterhaltungsvorschau Frühjahr 2026

# Inhalt

ANIKA LANDSTEINER

Träume aus Salz ..... S. 7

TINX

Hotter in the Hamptons ..... S. 57

DARIA LAVELLE

Aftertaste ..... S. 111

SE-AH JANG

Die Fremde neben dir ..... S. 159

OLIVIA HADDON

Diese Sache mit uns ..... S. 203

WAS  
LIEST  
DU?

*Reflexion*



## ANIKA LANDSTEINER Träume aus Salz

ca. 350 Seiten | ISBN 978-3-7587-0046-0 | 24,00 € (D) | 24,70 € (A)  
Warengruppe: 1112 | Auch als E-Book erhältlich  
Lieferbar ab 11.03.2026  
Hardcover mit Schutzumschlag | Originalausgabe

## Ein INTENSIVER Roman über den MUT, sich selbst eine SCHMERZHAFTE WAHRHEIT einzugestehen

Eigentlich ist Flo glücklich. Zusammen mit ihrem Freund Matty verbringt sie eine Woche auf einer kleinen griechischen Insel. Das Wasser lockt azurblau, die Nächte schimmern im Mondlicht. Und trotzdem findet Flo keine Ruhe. Denn da ist etwas, das sie Matty nicht sagt. Nicht sagen kann. Als sie der mysteriösen Sofia begegnet und sich von ihr die Karten legen lässt, gerät Flo in einen Strudel aus Erinnerungen, die sie drängen, einen Weg zur Wahrheit zu finden.

Über 60.000 verkaufte  
Bücher der Autorin



Die Autorin steht für  
Veranstaltungen zur Verfügung.

## ANIKA LANDSTEINER,

Jahrgang 1987, arbeitet als Autorin und Journalistin. Ihr Fokus liegt dabei auf gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten, Tabuthemen, Feminismus und Popkultur. In ihren Romanen »So wie du mich kennst« und »Nachts erzähle ich dir alles« widmet sie sich auf einfühlsame Art den Themen Trauerbewältigung und weibliche Selbstbestimmung. 2025 stand sie auf der Shortlist des Romanfabrik-SchreiberInnen-Preises. Die Spiegel-Bestseller-Autorin lebt in München.

Auf Instagram ist sie zu finden unter @anikalandsteiner.

»So, wie Anika Landsteiner schreibt, muss anspruchsvolle und berührende Unterhaltungsliteratur sein!« *Katrin Kaiser, Abendzeitung München über »Nachts erzähle ich dir alles«*

Anika Landsteiner

## Träume aus Salz

Roman

Reflexion

*Prolog*

Sie rennt zurück zum Haus. Nasse Füße fliegen über stoppeliges Gras. Es sind nur noch ein paar Meter, zwanzig oder dreißig vielleicht, doch plötzlich läuft Flo nicht nur gegen ihre Angst an, sondern auch gegen ein überwältigendes Déjà-vu. Sie weiß, es ergibt gar keinen Sinn, vor etwas wegzurennen, das sich nicht abschütteln lässt, weil es in ihr drin wütet. Aber sie muss dieser Panik, die ständig gegen Organwände kracht, irgendwie entkommen.

Sie erreicht die Terrassentür und hält sich am Rahmen fest, keucht und ringt nach Luft.

»Flo?«

Er steht neben dem Bett und hält sich den Kopf.

»Ist alles okay?«, fragt er und macht einen Schritt auf sie zu.

Flo hält eine Hand in die Luft, eine Abwehr, die sie so nicht meint, doch sie braucht einen Moment. Er kneift die Augen zusammen, und Flo fragt sich, wann der Tag so hell geworden ist. Er sucht in ihrem Gesicht nach einem Anhaltspunkt, aber sie kann ihm keinen geben, bevor sie sich nicht selbst verortet hat.

»Wo warst du? Ist es wegen heute Nacht? Ich –«

Flo schüttelt den Kopf. Dafür haben sie keine Zeit.

»Matty«, sagt sie, sein Name in ihrem Mund, er klingt, als würde sie ihn zum ersten Mal nach sehr langer Zeit aussprechen.

»Matty«, setzt sie erneut an, »wir müssen packen.«

Wie hinter Milchglas beobachtet er sie, dann nickt er.

Er vertraut ihr, das beruhigt sie.

Und bricht ihr im nächsten Moment das Herz.

»Okay ... ja, okay ...« Er räuspert sich und schaut sich um, als würde er jetzt erst das Chaos bemerken, das ihn umgibt. Auf der Küchenanrichte stapelt sich Geschirr mit angetrockneten Essensresten und auf dem Herd zwei Töpfe, mehrere Wespen haben das Festmahl bereits entdeckt. Ein Aschenbecher mit sicherlich einem Dutzend ausgedrückter Zigaretten. Auf der anderen Seite des Zimmers liegen Bettlaken auf dem Boden, Kissen, die Szene wirkt unfreiwillig romantisch. Die klammen Strandtücher von der Nacht hängen über den Barhockern.

»Du packst, ich räume auf«, delegiert Flo. Sie dreht sich noch einmal um in Richtung Garten, in Richtung Wasser, aber da ist niemand mehr – sie muss jetzt funktionieren und legt los.

Sie weicht die Töpfe ein und kratzt die Spaghettireste von den Tellern. Immer wieder checkt sie, ob Matty vorwärtskommt. Als er sich aufs Bett setzt und seelenruhig seine T-Shirts faltet, atmet sie tief ein, anstatt ihn anzuschreien.

»Wo ist Sofia?«, fragt Matty.

Flo spürt, wie sich die feinen Haare auf ihren Unterarmen aufrichten.

»Sie ist gegangen, als du noch geschlafen hast«, sagt sie. Ihre Kehle ist mit Fell ausgelegt. Sie schrubbt den mit Fett überzogenen Herd. Sie wird ihm alles erzählen, aber nicht jetzt. Vielleicht auf der Fähre, vielleicht im Flugzeug, vielleicht erst zu Hause. Aber sie wird es tun.

*Eine Woche zuvor*

## 1.

Eigentlich ist alles gut. Das muss sie sich nicht sagen, das weiß sie. Trotzdem steht sie mitten in der Nacht barfuß auf der kleinen Terrasse eines Ferienhauses, obwohl sie selten nachts wach wird, eigentlich nie, und wenn, dann dreht sie sich um und schläft einfach weiter. Mit den Fingerkuppen fährt sie die Nähte des Nachthemdes entlang und starrt die Mondsichel an.

Und jetzt?

Die Form erinnert sie an ein Damoklesschwert, mit Spitzen, die mühelos den dunkelblauen Himmel zerteilen könnten.

Es ist alles gut.

Sie flüstert die Worte in die karge Strauchlandschaft hinein. Die Lage des Hauses war in der Anzeige beschrieben als *eingebettet in eine wild wuchernde Phrygana-Fauna* – bei der Ankunft hatte sie sich gedacht, na ja, das sind einfach staubtrockene Sträucher, wie man sie von griechischen Inseln kennt.

Flo wundert sich darüber, dass sie nicht schlafen kann. Das Bett ist bequemer als ihre durchgelegene Matratze zu Hause, die Terrassentür steht offen, so dass, als sie noch neben Matty lag, ein angenehmer Lufthauch über sie hinweg wehte. Von Klimaanlage bekommt sie Halsschmerzen. Matty hat die Anlage ausgestellt, auch wenn das bedeutet, dass er nicht gut schlafen würde. Und jetzt ist Flo hellwach, während er sich wahrscheinlich hin und her wälzt. Am liebsten würde sie nach drinnen gehen und ihm die Schweißperlen von der Stirn küssen, aber sie will ihn nicht wecken.

Flo setzt sich auf den unbequemen Metallstuhl, auf dem sie Stunden zuvor gelesen hat. Der blaue Sonnenschirm hatte einen weiten Schatten mit sanft flatternden Rändern geworfen. Von gel-

lem Licht ist jetzt keine Spur mehr, trotzdem kann sie Abstufungen der Dunkelheit erkennen, von dunkelblau, mausgrau bis fast schwarz. Sie greift nach dem Buch, das noch genau da liegt, wo sie es am Nachmittag vergessen hat. Sie schlägt es auf, blättert, weiß aber nicht, auf welcher Seite sie aufgehört hat zu lesen. Die Zeilen verschwimmen vor ihren Augen, und für einen Moment kann sie die Buchstaben nicht richtig erkennen.

Flo zieht die Beine zu sich heran und stülpt das Nachthemd über Knie und Unterschenkel – nicht weil ihr kalt ist, sondern weil sie die Nacht so befremdlich findet. Ihr Schlaf ist ein verlässlicher, sogar als Kind ist sie am Abend freiwillig in ihr Zimmer gegangen und hat sich mit einer Gutenachtgeschichte begnügt. Ihre Schwester war ganz anders, hat ihre Mutter einmal erwähnt, es aber dann nicht weiter ausgeführt, wie eine schlechte Story ohne Pointe.

Vielleicht ist der Alkohol der Grund für ihre Unruhe, denkt Flo, und versucht, sie abzuschütteln, indem sie aufsteht und sich streckt. Dann läuft sie durch den kleinen Garten bis zu den Felsen, von denen aus man über eine Leiter direkt ins Meer steigen kann. Sie nimmt ein paar tiefe Atemzüge, der Geruch von Algen und Salz steigt ihr in die Nase. Abwesend legt sie die Handflächen auf ihre Wangen. Am nächsten Tag wird ihr Gesicht mit unzähligen Sommersprossen bedeckt sein.

Von irgendwoher hört sie plötzlich Musik. Ganz schwach. Oder ist es nur Gesang? Sie hält inne und bewegt sich keinen Millimeter, um sicherzugehen. Doch dann, nichts. Wahrscheinlich ein paar Leute, die laut gelacht haben, und der Wind hat sich dazwischen geschoben, die Stimmen verzerrt und zu ihr getragen.

Der Gedanke, dass irgendwo in der Nähe gefeiert wird, ist tröstlich in dieser schwarzen Nacht. Sie klettert über ein paar Felsen hinweg, rutscht ab, fängt sich jedoch gerade noch. Hinter dem letzten Stein schließt sich ein schmaler Trampelpfad an, der zwi-

schen das flach wachsende Gestrüpp führt. Plötzlich spürt sie ein Brennen an der Wade, sie schlägt mit der flachen Hand auf die Stelle, doch es ist kein Moskitostich. Sie ist an einem Dorn hängen geblieben. Ein kleiner Tropfen Blut sickert langsam aus der Wunde und hängt schließlich wie eine Träne daran.

Da hört sie wieder etwas. Hauchzarter Gesang, seltsam schwerelos. Als würden Stimmen im Wind schweben, als würden sie nur von ihm getragen werden, als würden sie jemanden suchen.

Und gleichzeitig finden.

Aber es weht kein Wind, die Luft umhüllt ihren Körper still und schwer. Niemand feiert, sagt sie sich. Niemand singt. Niemand ruft nach ihr. *Die Insel schläft, nur ich nicht. Eine arme Verrückte, die orientierungslos herumwandelt.*

Als Flo sich umdreht, schlägt sie die Augen auf.

Ihr Herz rast, der Blick geht starr an die Decke. Nach einer Weile gewöhnt sie sich an das trübe Dämmerlicht und kann den Moskito durch den Raum fliegen sehen, der sie wahrscheinlich geweckt hat. Sehnsüchtig wünscht Flo sich die Stimmen aus ihrem Traum zurück. Sie dreht sich auf die Seite, Mattys Gesicht ist ihr zugewandt. Sie küsst seine warme Stirn.

Geschirr klappert. Leises Fluchen. Flo streckt ihren Arm aus, doch der findet Mattys Körper nicht, also muss er es sein, der den Lärm veranstaltet. Aber wer sollte es auch sonst sein?

Sie lässt sich zurück in den Halbschlaf fallen. Ein paar Minuten, vielleicht auch Stunden später, kann sie verbrannten Kaffee riechen und blinzelt sich wach. Matty hält ihr eine Tasse vors Gesicht. »Bei dem Hund von meiner Mutter geht das schneller.« Er lacht.

Flo streckt sich und sagt, dass Hunde ungefähr zweihundert Millionen Riechzellen haben und der Mensch nur fünf und dass seine Witze nicht besser werden, nur weil sie stimmen.

»Grumpy Flo is my favorite Flo«, meint Matty.

Sie richtet sich auf und greift nach der Tasse. »Danke. Hast du gut geschlafen?«

Auf Knopfdruck gähnt Matty. »Ich verstehe nicht, wie du das kannst bei der Hitze«, meint er, der Amerikaner, für den ein Leben ohne Klimaanlage nicht lebenswert ist und der deshalb schon immer bei wohltemperierten achtzehn Grad Raumtemperatur geschlafen hat. Flo verbrennt sich die Zunge am Kaffee, und Matty verzieht das Gesicht, sagt, er habe den espressokocher zu lange vor sich hin blubbern lassen. Er nimmt ihr die Tasse aus der Hand und bedeutet ihr, Platz zu machen, sie protestiert, doch da hat er schon ein Bein über sie gelegt. Erst jetzt fällt ihr auf, dass sein Haar nass ist, von den Spitzen tropft es auf ihren Arm. »You're wet«, stellt sie fest, und weil er grinst, wie er immer grinst, wenn er zu einem schlechten Wortwitz ansetzt, muss sie schon lachen. Matty schiebt seine Hand in ihre Unterhose und flüstert, dass ihre Steilvorlagen auch nicht besser sind. Sie zieht ihn zu sich, zieht sich aus der Traumwelt, fährt mit dem Daumen seine Augenbraue entlang. Von weitem, etwa wenn er auf der anderen Straßenseite steht, wirkt er unnahbar attraktiv, so dass sie manchmal kurz erschrickt, wenn er auf sie zukommt und sie feststellt, dass dieser Fremde ihr Freund ist. Doch aus der Nähe, so wie jetzt, findet sie ihn eigentlich noch hübscher, weil sich in seine Züge etwas Unperfektes legt, etwas Unfertiges, das aus der Distanz nicht zu sehen ist. Das Grübchen in der linken Wange, dem sein Pendant fehlt. Die rosafarbene Narbe direkt am Haaransatz, wo er als Kind genäht wurde. Die etwas schiefe Nase, was man aber nur bemerkt, wenn man ihn länger kennt. Nichts von Matty ist auf den ersten Blick ersichtlich.

Seine Finger bewegen sich schneller, dann langsamer. Er spielt mit ihr, bis sie die Kontrolle aufgibt und schließlich den Kopf aufs Kissen fallen lässt. Sein Blick fliegt über ihr Gesicht, verbindet alle

Punkte miteinander, die er so oft aufzählt, weil er sie so mag: die weit auseinanderstehenden Augen. Die schmale Unterlippe. An der linken Wange bleibt er hängen.

»Was?«, fragt sie.

»Du hast Sommersprossen bekommen. Ganz viele.«

Das kalte Wasser der Dusche spült ihre Gedanken klar. Da fällt Flo der Traum wieder ein, vielmehr: das diffuse Empfinden, das sie währenddessen hatte und auch danach nicht abschütteln konnte, bis sie endlich wieder eingeschlafen war. Die Nacht war weniger erholsam als der Tag, obwohl sie bereits in den frühen Morgenstunden ins Flugzeug gestiegen waren, um am Nachmittag anzukommen. Sofort sind sie ins warme Meer gesprungen und so weit hinausgeschwommen, bis kalte Wasserstrudel die Beine abkühlten. Zum Abendessen gingen sie in die Taverna ums Eck, ein Tipp des Vermieters, alle kennen sich hier, empfehlen sich gegenseitig oder warnen voreinander. Während des Essens tranken sie eiskalten Weißwein aus der Karaffe und dann einen so samtweichen Ouzo hinterher, dass Flo sich zurückhalten musste, nicht nach der Flasche zu greifen, die der Besitzer einfach auf ihrem Tisch hatte stehen lassen. Arm in Arm liefen sie zu dem kleinen Haus am Ende der Schotterstraße zurück und fielen wie zwei schwere Steine auf den Grund der Matratze.

»Flo, come out here!«, ruft Matty. Sie dreht das Wasser ab und steigt aus der Dusche. In der Küche hebt Matty einen geflochtenen Korb auf die Anrichte. »Jorgos hat gerade Frühstück vorbeigebracht.« Matty öffnet eine Box mit frischem Feta, dann eine mit Feigenmarmelade und Butter, mit Salami und frischem Obst. Warmes Pitabrot ist in Alufolie gewickelt. »Wie nett.« Er trägt die Sachen nach draußen, und Flo kocht eine zweite Runde Kaffee. Sie muss die Augen zusammenkneifen, als sie mit zwei Tassen nach

draußen tritt. Wortlos reicht er ihr seine Sonnenbrille, weil sie ihre immer verlegt. »Was willst du heute machen?«, fragt er, beißt in den Schafskäse und schiebt ihn über den Tisch: »Wow, den musst du probieren.«

Sie schneidet sich ein Stück ab. »Nur lesen und schwimmen und schlafen«, sagt sie. »Apropos, hast du mein Buch gesehen? Das hatte ich hier liegen lassen.«

»Der Tisch war leer«, sagt Matty, lehnt sich zurück und seufzt, als hätte er seit vielen Jahren keinen Urlaub mehr gemacht. Flo lässt den Blick über die kleine Terrasse wandern, über das verbrannte Gras, das sich anschließt, bis hin zu den Felsen. Sie kann den nassen, glatten Stein unter den Füßen spüren.

»Jetzt fällt es mir wieder ein ... ich habe geträumt, dass das Buch hier liegt. Und dann bin ich zum Wasser gelaufen und ins Gebüsch und habe irgendwas gehört ...«

»Hast du schon drinnen gesucht? Ansonsten kannst du auch eins von meinen Büchern lesen.«

Flo legt die Stirn in Falten. »Ne, danke. Du hast doch nur Romane über irgendwelche griechischen Heldensagen dabei.« Auf Deutsch schiebt sie hinterher: »Du Streber.«

»What's Streber?«

Flo legt den Zeigefinger auf seine Nasenspitze, und Matty breitet verteidigend die Arme aus: »Ich war noch nie in Griechenland, ich will das Allround-Erlebnis!«

Sie mag das an ihm, vielleicht mag sie es sogar am allermeisten: diese kindliche Neugier auf alles. Wie jemand, der sich aus einem offenen Fenster lehnt, um zu gucken, was die Welt ihm zu bieten hat.

✱

Sie lernten sich kennen an einem unwirklich warmen Tag Anfang März. Flo war nach Feierabend durch die Münchner Innenstadt zum Viktualienmarkt gelaufen. Sie hatte einen schwarzen Kaffee bestellt, sich unter einen kahlen Kastanienbaum gesetzt, den Lidstrich in der iPhone-Kamera überprüft und einer Freundin geschrieben, dass sie auf dem Weg zum Date sei. Genauer gesagt, Eva, der Freundin, die sich wenige Tage zuvor zum Geburtstag gewünscht hatte, dass sie endlich ein Datingprofil für Flo erstellen dürfe. Flo, die nur noch genervt war von den Matchmaking-Ver suchen, hatte zugestimmt. Also wurden Fotos gemacht, und zwar sofort, direkt am Tisch des Restaurants, durch einen hübschen Strauß knallroter Tulpen hindurch. Hinter Flo schimmerte eine Lichterkette, die ihre Silhouette so weichzeichnete, dass Eva im Staccato-Verfahren auf den Auslöser klickte und Flo Anweisungen gab, was sie tun sollte.

Am Ende des Abends musste Flo zugeben: Aus Evas Überfall waren ziemlich gute Momentaufnahmen entstanden. Sie wusste sofort, dass, wenn ihre Mutter eins der Fotos zu Gesicht bekäme, sie es beim nächsten *dm* ausdrucken und das aktuelle auf dem Sideboard im Flur austauschen würde. Weil ihre Mutter immer einen Favoriten hatte und Flo sich bis heute nicht traut zu fragen, warum die Fotos von ihr regelmäßig ausgetauscht werden. Es fühlt sich an wie ein beständig nötiges Update. Oder Upgrade.

Auf den Fotos, die Eva als ihre Favoriten präsentierte, sah Flo zum ersten Mal seit langer Zeit eine Frau, die sie selbst mochte. Das rotblonde Haar fiel offen über die Schultern, der dunkelbraune Lippenstift stand ihr, genauso wie das schlichte, weiße T-Shirt. Die sonst eher blassen Oberarme schimmerten kupfern im indirekten Licht des Restaurants.

*Go get him tiger!!*, schrieb Eva, und Flo tippte zurück: *Keine Cheerleader-Vibes, bitte.*

Als sie wenige Minuten zu spät ankam und kein Mann vor der Bar stand, der den Bildern auf der Dating-App zumindest ansatzweise ähnlich sah (sie hoffte auf Bild 2 und 4), wurde sie nervös. Sie zog das Handy aus der Handtasche, doch Eva hatte nicht mehr geschrieben. Zur Ablenkung scrollte sie durch Instagram, da hörte sie plötzlich quietschende Fahrradreifen. Sie sah auf und erkannte ihn sofort. Er war wohl aus Versehen mit dem Vorderrad auf den Bordstein gefahren, sprang aber gekonnt ab.

»Nice entrance!«, rief sie.

Er lachte verlegen. »Eher peinlicher Auftritt«, sagte er. »Hi, I'm Matty.«

In der schnellen Umarmung atmete Flo den Geruch dieses Fremden ein, ein Aftershave, das frisch roch, aber nicht so ätzend wie bei Typen, die sich noch immer in Axe badeten, als wären es die Nullerjahre. Sie setzten sich für die erste Runde auf die Terrasse unter einen Wärmepilz, und als die Kellnerin die Getränke brachte, fragte er, ob es okay sei, wenn er rauche. Ihr lag auf der Zunge, dass davon nichts in seinem Dating-Profil stand, sie sagte aber nichts. Bei jedem anderen hätte sie das genervt.

Das Rauchen störte sie zwei Stunden später immer noch nicht, vielleicht, weil Matty aus Los Angeles war und Flo sich einen rauchenden Kalifornier überhaupt nicht vorstellen konnte. Und alles, was sie sich nicht vorstellen konnte, reizte sie.

Als es frisch wurde, wechselten sie nach drinnen. Matty ging zur Toilette, Flo atmete durch. Das war keine unangenehme Anspannung, sondern eine zarte Euphorie. Flo hatte monatelang keine Dates mehr gehabt, weil so viele nach ein bis zwei Treffen in der Bandbreite von *ich will mich erschießen* bis *ich will ihn erschießen*

verlaufen waren. Frage-Antwort-Spiele, bei denen beide Parteien tiefer hätten graben können, Worte auffangen und weiterdenken, nicht so viel über sich selbst reden, es sei denn, die andere Person war hungrig darauf, so wie Flo unbedingt erfahren wollte, warum Matty vor einem Jahr nach München gezogen war, und Matty, warum sie so gut Englisch sprach.

»Ich lese viel«, sagte sie. Er sah sie lange an, dann trank er aus und schlug eine zweite Runde vor. Als er am Tresen bestellte, zog Flo ihr Handy aus der Tasche.

Eva: *Läuft?*

Flo: *Läuft.*

Es war bereits halb elf, eigentlich hatte sie längst zu Hause sein wollen, auch wegen ihres neuen Jobs, bei dem sie nicht verkatert um neun Uhr aufschlagen wollte. Matty stellte zwei Weingläser auf den Tisch. »*Kennst du diese 36 Fragen zum Verlieben?*«

»Ist's schon so weit?«, lachte sie.

»Ich hab eine«, sagte er unbeirrt und las von seinem Handy ab: *Wenn du morgen mit irgendeiner neuen Eigenschaft oder Fähigkeit aufwachen könntest, welche wäre es?*«

Sie dachte: Boah, nee, nicht schon wieder Frage-Antwort-Spiele.

Sie sagte: »Im Stehen pinkeln.«

Er sagte: »Ja, das ist geil.«

Sie dachte: Ich hasse Männer. Und sagte: »Ich bin dran. *Wenn du wüsstest, dass du in einem Jahr stirbst, würdest du irgendetwas an deiner Lebensweise ändern?*«

Er kratzte sich am Kopf. »Nope.«

Sie verzog den Mund.

»Zu langweilig?«

»Ein bisschen, aber du bist ja Kalifornier.«

»Aua.«

Es war Jahre her, dass sie jemanden so necken konnte, wie sie es jetzt tat, und dass sie sich eingestehen konnte, jemanden so früh bereits so sehr zu mögen. »Letzte Frage, dann muss ich wirklich nach Hause.« Er berührte ihre Hand, die sie nur wegzog, um das Handy zu behalten. »Ich will noch mal«, meinte sie. *»Wann hast du zuletzt vor einer anderen Person geweint?«*

Er trank sein Glas aus. Fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. Lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Als mein Dad gestorben ist.«

Flo schloss die Augen, doch sie flatterten sofort wieder auf. »Scheiße, das tut mir leid.«

»Muss es nicht«, sagte er und fragte nach ein paar Sekunden des Schweigens. »Aber musst du wirklich schon nach Hause?«

Um kurz nach eins schloss die Bar, Matty und Flo wurden mit zwei anderen Leuten nach draußen gekehrt. Matty holte sein Rad, Flo bestellte sich ein Uber und antwortete Eva (die Stunden zuvor geschrieben hatte, jetzt aber sicherlich schon schlief), dass alles in Ordnung sei und sie jetzt nach Hause gehe. Alleine.

»Das Uber kommt in zwei Minuten«, sagte sie, als Matty zurückkam. Plötzlich war sie nervös, weil sie ihn küssen wollte, aber nicht unter Zeitdruck, und weil sie eigentlich nicht gehen wollte – dieses innere Wackeln fühlte sich an wie Laufen lernen.

Ihr Gespräch verlief nun etwas verkrampfter, der Schritt von der Bar nach draußen auf die Straße wirkte wie eine Zäsur des Abends. Flos Blick hing an Mattys Lippen, dann an den dunkelblauen Augen, und da hielt ein schwarzer BMW vor ihr. Sie musste jetzt ganz dringend hier weg, damit dieses peinliche Ende eines überraschend schönen Dates nicht länger hinausgezögert werden würde, also umarmte sie ihn ungelenk, öffnete die Tür und ließ sich in den Sitz fallen.

»Hey, wann sehen wir uns wieder?«, konnte sie ihn noch rufen hören. Sie öffnete die App und tippte: »Sonntag!« Dann scrollte sie durch den vorangegangenen Nachrichtenverlauf, der nicht mehr nur aus schwarzen Buchstaben auf weißem Hintergrund bestand, sondern plötzlich vor ihren Augen lebendig wurde. Weil sie sich vorstellen konnte, was er schmunzelnd getippt hatte, mit diesem zuckenden Mundwinkel und dieser kleinen Falte zwischen den Augenbrauen, die bei längerem Überlegen immer tiefer wurde und sich glättete, sobald er wieder sprach.

Sie wollte ihn immer noch küssen, jetzt noch viel mehr, und gleichzeitig fühlte es sich an, als hätte sie es längst getan.

✱

Das Buch, in dem sie in ihrem Traum geblättert hat, ist bislang nicht aufgetaucht, und auf dem Nachttisch liegt nur das Ladekabel ihres Handys. »Das Haus verliert nichts«, hat ihre Mutter immer gesagt, wenn Flo oder ihre Schwester irgendwas gesucht haben, und auch wenn sie bis heute glaubt, dass das stimmt, hört sie die Stimme ihrer Schwester, die dann immer entgegnete: »Aber wo ist denn dann der blöde Socken?« Es gibt Dinge, die schlichtweg nie wieder auftauchen, und ihre unerklärliche Abwesenheit ist beinahe bizarr. »Man zieht zwei Socken an, zieht zwei Socken aus, wirft beide in den Wäschekorb, wirft beide in die Waschmaschine, aber heraus kommt nur einer«, hat sie immer und immer wieder vorgetragen, mit einem hängenden Fragezeichen in der Luft.

»Wird schon auftauchen«, war die zweite Standardantwort ihrer Mutter, doch Flo und ihre Schwester hat das Nicht-Auftauchen alltäglicher Dinge wahnsinnig gemacht, auch wenn beide anders damit umgegangen sind: Flo suchte logische Antworten, und ihre Schwester fabrizierte magische Erklärungen.

Flo öffnet Instagram, das letzte Video ihrer Schwester erscheint als Erstes auf ihrem Display. Auf dem Account @noemis\_\_stars deutet sie astrologische Sternbilder. Eigentlich ist Nadine Psychologin, bei einem Urlaub auf Elba hat sie vor einigen Jahren eine amerikanische Astrologin kennengelernt, die ihr Geburtshoroskop erstellt hat. Ziemlich fassungslos von der Präzision der Analyse machte Nadine eine Ausbildung. Um ihr Business zu starten, baute sie noch währenddessen einen Social-Media-Kanal auf – nichtsahnend, dass wenige Wochen später eine ganze Generation den New-Age-Boom der 1970er neu aufleben lassen würde (mit dem Nadine aber nichts zu tun haben will, weil schließlich jeder Hype auch irgendwann wieder vorbei ist, was ihr in Anbetracht der Jahrtausende alten Astrologie zu oberflächlich scheint). Astrologie war plötzlich ein cooles, urbanes Accessoire, nicht nur auf Social Media, sondern auch im Alltag. Und Nadine war zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Flo dreht die Lautstärke hoch und hört ihre Schwester sagen: »... *Merkur wandert in das Zeichen der Waage, zum Einstieg gibt es also erst mal eine Entwarnung von mir, Astrobabes ...*« Da läuft Coco, Nadines strubbelige Hündin, durchs Bild. Flo hört nur mit halbem Ohr zu, weil es für sie immer noch befremdlich ist, dass diese Frau ihre Schwester ist: mit der riesigen roten Hornbrille, mittlerweile ihr Markenzeichen, und dem chaotischen Dutt auf dem Oberkopf, aus dem sich immer einzelne blonde Haarsträhnen lösen. Bei Nadines Videos ist Flo immer auf der Suche nach etwas Vertrautem. Etwas, das vielleicht nur sie weiß. Die Haarstruktur zum Beispiel, die sich die Schwestern teilen, die ist nämlich so dünn, dass keine Frisur hält, ohne sie mit Haarspray regelrecht fest zu tackern, worauf beide verzichten.

Flo hört ein Geräusch und schließt schnell die App. Ihr Herz rast und sie verharrt einen Augenblick. Dann geht sie wieder nach

draußen, Matty liegt noch immer auf dem Liegestuhl, die Basecap hat er tief ins Gesicht gezogen, der Mund ist leicht geöffnet. *Mystery Man* hat sie ihn in den Tagen nach ihrem Kennenlernen genannt, weil er nicht nur plötzlich in ihrem Leben aufgetaucht ist – er war nach monatelanger Dating-Abstinenz ihr erstes Match, und nach zwei Dates mit ihm löschte sie die App –, sondern auch, weil er für sie ein wirkliches Mysterium war. Eins, das sich in diesem Sommer nach und nach wie ein Puzzle zusammensetzt, aber noch lange nicht fertig ist.

Matty kommt aus Los Angeles und war vor zwei Jahren zu einer Rundreise durch Europa aufgebrochen, um dann festzustellen, dass er gar keinen Bock mehr hatte, nach Kalifornien zurückzukehren. »L.A. ist so ätzend«, hat er Flo beim zweiten Treffen verkündet, und sie konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass er das nicht nur sagte, weil er es so empfand, sondern auch, um ihr durch eine Hintertür zu versichern, dass er vorhatte zu bleiben. Dass er ihre Dates ernst nahm. »Außerdem habe ich durch den Job in München so schnell einen Freundeskreis aufgebaut, dass ich mittlerweile mehr an der Stadt hänge als an L.A.« Als Flo Mattys Freunde kennenlernte, wusste sie, was er meinte: Ein niederländisch-südafrikanisches Paar, drei Leute aus Australien, ein Bolivianer und zwei Inderinnen bilden mit Matty die wahrscheinlich internationalste Clique Süddeutschlands, deren Gemeinsamkeit das Unverständnis gegenüber oberbayerischer Verschobenheit ist.

»Wieso beobachtest du mich?«, fragt Matty.

»Ich dachte, du schläfst.«

»Creep.« Er reibt sich die Augen.

Sie legt sich auf ihn, den Kopf auf seine gerötete Brust.

»Du riechst immer gut, auch nach dem Sport. Wie geht das?«

»Wieso klingt das wie eine Unterstellung statt einem Kompliment?«

»Ich meine das schon als Kompliment, aber es ist auch seltsam. Außerdem bist du Raucher, deine Zähne sind aber trotzdem ziemlich weiß.«

»Na ja, die kann man bleachen lassen.«

»Sind sie das etwa?«, fragt Flo.

»Nö«, antwortet Matty auf Deutsch, weil er Umlaute witzig findet. »Sorry.«

Flo versucht, das Meeresrauschen zu hören, aber alles, was durch ihr Ohr pocht, ist Mattys ruhiger Herzschlag. Er fragt sie, ob sie schwimmen gehen wollen, und sie drückt zweifach seine Hand. So war das von Anfang an. Matty liest ihre Gedanken und Flo seine, und vielleicht ist das der Grund, warum sie selten an Sprachbarrieren stehen, wo sie sich eingestehen müssen, dass Flos Englisch an kommunikativen Feinheiten scheitert und Mattys Geduld manchmal nicht ausreicht für ihre Suche nach dem richtigen Wort. Das passiert, natürlich passiert es, aber nicht so oft, wie sie anfangs befürchtete, als ihre Freundinnen immer wieder behaupteten, niemals eine Beziehung in einer Fremdsprache führen zu können, auch nicht im simplen Englisch. »Es geht nicht darum, ob ich den ganzen Tag diese Sprache sprechen will oder nicht«, antwortete Flo. »Es geht darum, dass ich diesen Menschen verstehen muss, weil ich ihn verstehen will.«

Als sie anfing, auf Englisch zu träumen, war sie vollkommen fasziniert davon. Eva hatte mal für zwei Wochen einen Engländer gedatet und deshalb entschieden, bei Flos Überlegungen mitreden zu können. Doch was sie sagte, stimmte irgendwie: »Du wirst dich vielleicht nie auf Englisch so ausdrücken können wie auf Deutsch. Das heißt, du lässt einen Teil von dir los, aber du findest eben auch einen neuen. Auf so einen Tausch haben die wenigsten Leute Lust. Deswegen hab ich den Typen auch abgeschossen.«

Als sie mit Matty zu den Felsen läuft, fragt sie sich, welchen

Teil sie von sich loslässt und welchen neuen sie wohl bekommt. Oder längst bekommen hat. Sie ist entspannter auf Englisch, zumindest hat sie den Eindruck, aber vielleicht liegt es daran, dass sie Mattys Weise zu sprechen übernimmt und man ihm nicht nur anhört, sondern auch beim Reden fühlt, dass er so *laid-back* ist, wie man das über kalifornische Surferboys sagt (auch wenn er gar nicht surft).

»Glaubst du, man wird zu einer anderen Person in jeder Sprache, die man spricht?«, fragt sie ihn, als sie an der Leiter ankommen, die an den Felsen befestigt ist. Das Wasser klatscht sanft dagegen, die Oberfläche ist so glasklar wie eine frisch geputzte Scheibe. Man kann bis auf den sandigen Grund sehen, winzige Fische zucken aufgeregt umher. Matty steigt die zwei Stufen nach unten und lässt sich auf dem Rücken ins Meer gleiten. »Ich hab da noch nie so drüber nachgedacht. Aber ich spreche auch nur eine Sprache, weil Amerikaner faule Idioten sind.«

»Na ja, du hast doch den A1-Kurs Deutsch in der Tasche.« Flo spritzt ihm Wasser ins Gesicht, da fängt Matty an, die Titelmelodie von *Der weiße Hai* zu summen. Sie schwimmt ein paar Züge weg und bittet ihn, sie auf keinen Fall unterzutauchen. Matty holt sie ein, summt weiter und legt die Arme um ihre Taille, da fleht sie mit Nachdruck, dass er es lassen soll, was sie gleichzeitig nervt, weil sie plötzlich Angst hat, aber ganz genau weiß, dass sie keine haben muss. Matty sucht unter Wasser nach ihrer Hand und drückt zweimal zu, sie drückt zweimal zurück. Flo atmet aus. Früher haben die Jungs im Schwimmbad sie und Eva immer getaucht, und sie hat es gehasst, aber so getan, als fände sie es lustig.

Sie bleiben im Meer, bis die Sonne hinter dem Berg untergeht. Dann gehen sie zurück zum Ferienhaus, und Flo springt als Erstes unter die Dusche. Nachdem sie sich angezogen hat, betrachtet sie

sich im Spiegel. Mit Daumen und Zeigefinger zupft sie ein paar zusammengeklebte Wimpern auseinander, dann tuscht sie die hellen Härchen dunkel. Sie tupft Rouge auf die Wangenknochen und zieht ein zweites Mal den Lippenstift nach, dunkellila, wie eine überreife Pflaume.

Matty sitzt auf der Sofalehne und liest etwas auf seinem Handy. Das Abendlicht zieht in einem schmalen Streifen über sein Gesicht und die rechte Schulter hinweg. Vielleicht liegt es an den Fotografieausstellungen in der Galerie, dass sie ihn in letzter Zeit ständig beobachtet und sich wünscht, eine Kamera bereitliegen zu haben, um ihn und dieses Lichtspiel des Spätsommers festzuhalten. Mit den Augen fährt sie Mattys gebräunte Arme entlang, wandert bis zu seinem Mund. Er kaut auf seiner Unterlippe, und sie fragt sich, in was er so vertieft ist.

Lautlos streift sie ihre Unterhose ab. Dann geht sie auf Matty zu, der aufblickt, als sie vor ihm steht. Er starrt sie an, will etwas sagen, aber sie ist schneller, nimmt ihm das Handy aus der Hand und wirft es hinter ihm auf das Sofa. Er lacht auf. »Ich dachte, wir wollen los?«

Sie schüttelt den Kopf und setzt sich auf seinen Schoß. Sie legt die Handflächen an seine Wangen, küsst ihn, bis er sie mit beiden Armen umschließt und an sich zieht. Seine Hand sucht entlang ihres Beines nach dem Saum des Kleides, Gänsehaut überall. Er schiebt den Stoff hoch. Als er merkt, dass sie keine Unterwäsche trägt, schaut er sie an. »Jesus Christ, I love you«, sagt er, mit vom Lippenstift verschmierten Mund. Sie richtet sich auf und öffnet seine Hose, er schiebt sie nach unten, sie zieht hastig an den Boxershorts, dann setzt sie sich auf ihn. Sie küssen sich nicht mehr, schauen sich stattdessen an, als würden sie sich zum ersten Mal sehen, keine Zeit zum Blinzeln. Mattys Augenfarbe verschwimmt, das Blau hüllt Flo ein wie eine tiefdunkle Nacht, in der sie kei-

ne Konturen abfahren kann. Sie verliert die Orientierung, sie schwimmt, sie löst sich auf, sie wird unendlich. Ob ihre Augen offen oder geschlossen sind, kann sie für einen Moment gar nicht sagen, genauso wenig, ob sie liegt oder noch immer auf ihm sitzt, sie klammern sich aneinander, und zum ersten Mal kommen sie genau gleichzeitig. Zum ersten Mal kommt Flo überhaupt auf diese Weise. Mattys Unterschenkel zittern. Flos Fingernägel bohren sich in seinen Nacken. Er legt den Kopf an ihren Hals, sein Atem ist warm. »Was war das denn?«, flüstert er, aber Flo hat keine Antwort. Sie presst die Lider aufeinander, unfähig, ihn anzusehen, regungslos, um die Verbindung zu halten.

Halb zugedeckt mit den dünnen Laken, flüstert Flo, dass sie nicht raus will aus dieser Verliebtheitsphase. Matty sagt nichts. »Du denkst, ich bin bescheuert«, legt sie nach.

»Überhaupt nicht. Wie lange geht diese Phase denn deiner Meinung nach?«

Sie dreht sich auf den Rücken. »Das ist nicht meine Meinung, das ist statistisch belegt. Ungefähr ein Jahr. Plus/minus.«

Matty schlussfolgert, dass sie demnach noch ein bisschen Zeit haben. »Außerdem ist das, was danach kommt, noch viel besser.«

Sie deutet mit dem Kopf in Richtung Sofa. »Besser als das?«

»Anders als das.«

Flo will etwas entgegnen, lässt es dann jedoch. Sie hat seit Jahren keine Beziehung gehabt, die letzte ging nach ein paar Monaten bereits in die Brüche. Matty hingegen war mit seiner Ex-Freundin einige Jahre zusammen. »Wann bist du mit Lauren aus der Honeymoon-Phase rausgefallen?«

»Flo, come on.« Er steht auf und schenkt zwei Gläser Wasser ein. »Ich will wirklich nicht über Lauren sprechen.«

Sie hätte ihre Gedanken für sich behalten sollen. Das Letzte,

was sie wollte, war Mattys Rückversicherung, dass zwischen ihnen alles gut ist. Die braucht sie nicht, weil sie es selbst weiß. Was sie will, ist, dass es ihm genauso geht wie ihr, aber warum sollte er sich dunkle Gedanken machen, wenn alles perfekt läuft? Manchmal schämt sie sich unendlich für ihre Unsicherheit, dann überspielt sie sie bis zur Erschöpfung, weil sie doch längst weiter sein sollte, klarer sehen sollte, genauer wissen sollte, wer sie wirklich ist.

Matty gähnt: »Ich hab Hunger.«

Sie strampelt das Laken von sich. »Ich auch. Wie spät ist es?«

»Kurz vor elf.«

»Damn«, sagt Flo.

»Scheiße«, sagt Matty und kriecht zurück zu ihr ins Bett.

Das Summen, das sie mitten in der Nacht weckt, könnte auch ein Wispern sein. Je stärker sie sich darauf konzentriert, desto schwächer wird es. Sie gleitet aus dem Bett und lässt sich nach draußen ziehen. Wieder läuft sie zu den Felsen, beginnt zu klettern, diesmal rutscht sie nicht aus. Sie weiß genau, wohin sie gehen muss. Auf der schmalen Schotterstraße zwischen den wuchernden Sträuchern und Büschen fühlt sie, wie der Wind ihr über die Wangen streicht. Sie schmiegt sich an ihn. Sie geht auf die Knie, dann legt sie sich auf den Weg. Sie gräbt die Finger in den Staub, ein Ohr im sandigen Untergrund, eins im Wind. Ihr Mund ist trocken, doch sie muss nicht sprechen. Nur lauschen. Aber sie kann nicht sagen, welche Sprache sie hört, welche Sprache sie selbst spricht. Sie kann die Worte nur fühlen. Sie schließt die Augen und rührt sich nicht, sie öffnet ihren Körper und lässt das beruhigende Summen in ihre Zellen eindringen.

Flo ist zu Hause. Sie wurde nach Hause getragen, ins Bett gelegt, zugedeckt, Küsse auf die Lider. Behütet, versorgt, geliebt. Als die Gesänge über sie hinweggezogen sind, liegt sie immer noch da.

Weil sie spüren kann, dass sie zurückkommen werden, wie Ebbe und Flut, atmet sie die Stille ein und aus. Sie bleibt und lauscht, um nichts zu verpassen.

Wieder wacht sie auf. Das Licht im Zimmer ist aschgrau. Morgendämmerung.

Wie real kann sich ein Traum anfühlen? Für einen Moment spielt Flo mit dem Gedanken, dass es keiner war. Nadine ist als Kind häufig schlafgewandelt: zum Kühlschrank, zur Terrassentür, in Flos Zimmer. Hat sich zu ihr ins Bett gelegt.

Flo lässt die Fingerkuppen über das Gesicht wandern, eine Spurensuche nach Beweisen, dass sie wirklich draußen gewesen ist. Sie kann keine Abdrücke von Kieselsteinen spüren, beide Wangen fühlen sich gleich warm an. Doch ihr Mund ist genauso trocken wie im Traum – vielleicht der Grund, warum sie aufgewacht ist. Sie greift nach dem Glas Wasser auf dem Nachttisch und trinkt es in einem Zug aus. Matty murmelt etwas und dreht sich um, Flo schmiegt sich an seinen Rücken und schließt die Augen.

Sie will nicht zurück auf den Schotterweg, sie will auch nicht über die Felsen stolpern, aber sie will die Gesänge hören und nur von ihnen zurück in den Schlaf getragen werden. Sie will nichts mehr, als diese vollkommene Geborgenheit noch einmal in jeder Zelle vibrieren fühlen.

## 2.

Selbst so weit hier draußen ist das Wasser warm. Flos Arme beginnen zu brennen, sie dreht sich auf den Rücken und lässt sich treiben. Das Ferienhaus ist von hier aus nur noch ein kleiner Punkt auf der Insel, aber Matty, der in der winzigen Bucht steht und telefoniert, kann sie an seiner hellblauen Badehose erkennen. Neben ihm sitzt eine Rentnerinnengruppe aus England. Sie haben ihn in ein Gespräch verwickeln wollen, als Flo gerade ins Wasser lief, doch dann klingelte sein Handy.

Aus dem Augenwinkel bemerkt Flo, wie sich ihr ein kleines Motorboot nähert. Ein Typ mit einer Bierdose in der Hand deutet auf irgendwas am Festland, was Flo zum Anlass nimmt, langsam zurückzuschwimmen. Sie macht ein paar kräftige Züge, Salzwassertropfen fangen sich in den Wimpern. Von hier aus kann sie mehrere Buchten entlang der Westseite der Insel erkennen, sogar einen Sandstrand, den sie von der Fähre aus gesehen, aber dann wieder vergessen hat. Sie überlegt, Matty vorzuschlagen, mit den Rädern die nahe gelegenen Badestellen abzuklappern. Außerdem gibt es auf der Insel ein Kloster mit einer geschnitzten Ikonostase, die sie sich anschauen will. Sonnenbaden, lesen und toller Sex als einzige Urlaubsbeschäftigungen klingt zwar verführerisch, aber mittlerweile hat sie das Gefühl, sich zu langweilen. Sie fühlt sich unruhig, sehnt sich nach Ablenkung. Will etwas erleben, was ihre Gehirnzellen am Abend verarbeiten müssen. Sie möchte etwas von diesem Ort sehen – und wenn es nur ein bisschen Herumradeln ist. Obwohl die Insel im Gegensatz zu ihrer großen Nachbarin vollkommen entschleunigt, legt zweimal am Tag eine Fähre an, und irgendwo muss sich das tägliche Gewusel entladen, das Flo langsam, aber sicher vermisst.

Ihr Blick bleibt an einem niedrigen Felsvorsprung hängen, wo

sie eine Bewegung ausmachen kann. Mit Matty hat sie die letzten Male, als sie zusammen schwimmen waren, ein Spiel daraus gemacht, wer zuerst eine der vielen Ziegen erkennt, die perfekt getarnt zwischen den Felsen und auf dem Berg, der einzigen Erhöhung der Insel, herumklettern. Doch jetzt ist es eine Person, die aus dem Schatten heraustritt. Flo schwimmt etwas schneller, um mehr zu erkennen. Sie trägt einen Rock oder ein Kleid und hat relativ kurzes Haar, das ihr bis zum Kinn oder zur Schulter reicht. Sie schaut aufs Wasser, dann winkt sie. Flo dreht sich um, doch das Motorboot ist bereits hinter dem nächsten Felsen verschwunden. Die Frau winkt erneut. Also hebt Flo einen Arm und winkt zurück. Erst zögerlich, dann strampelt sie stärker, stemmt sich aus dem Wasser, streckt den Rücken durch. Sie winkt und winkt, denn jemand, irgendjemand, hat sie wissen lassen: Ich sehe dich.

»4,9 Sterne bei Google.« Matty gibt einen anerkennenden Pfiff von sich. Auf seinem Handy zoomt er eine abfotografierte Speisekarte heran. Flo legt den Rückwärtsgang ein und parkt das Auto. »Ich weiß, was ich nehme!«, verkündet er.

»Schaust du mal, ob ich nah genug am Bordstein dran bin?«

Matty öffnet die Beifahrertür, bejaht und schließt sie wieder. Flo schaltet den Wagen aus. »Lieb, dass du fragst: Ich nehme die Moussaka«, sagt er.

Flo weist ihn daraufhin, dass die Karte vielleicht gar nicht aktuell ist und das Restaurant bestimmt auch irgendwelche Spezialitäten im Angebot hat. Seeigel zum Beispiel. Matty bleibt dabei und erzählt eine Geschichte über die Mutter eines griechischen Schulfreundes, die an dessen zehnten Geburtstag Moussaka für die ganze Klasse gemacht hat, fünf riesige Auflaufformen. Kurz darauf sei die Familie weggezogen, und seitdem habe er das Gericht nie wieder gegessen.

»Wieso nicht? Es gibt ja wohl griechische Restaurants in L.A.«  
Matty schnalzt mit der Zunge. »Ich konnte keins betreten, bei dem Moussaka auf der Karte stand. Die Erinnerung war zu schmerzhaft. Aber jetzt bin ich bereit.«

Flo öffnet die Tür. »Schön, dass du dieses Thema aufgearbeitet hast.«

Die Taverna ist ihnen von den englischen Rentnerinnen empfohlen worden, doch da hatte Flo das Restaurant bereits auf dem Schirm. Es liegt in der Nähe des Hafens der Insel, wo sie vorgestern angekommen sind. Jetzt sitzen sie in zweiter Reihe zur gepflasterten Promenade, an deren Stein das jadegrüne Wasser schwappt. Zwei Männer mit lederner Haut springen von einem kleinen Boot hinein, abwechselnd tauchen sie immer wieder unter, auf der Suche nach etwas, das sich Flo nicht erschließt.

Eine junge Frau, Mitte zwanzig vielleicht, bringt ihnen zwei Gläser des weißen Hausweins und eine Flasche Wasser. Matty bestellt die Moussaka wie ein kleiner Junge, der die einmalige Chance hat, direkt beim Weihnachtsmann die Liste seiner Geschenke aufzugeben.

»Das ist leider aus«, sagt die Kellnerin. Matty fällt alles aus dem Gesicht. »Aus?«, wiederholt er.

»Der Mann da an der Bar hat gerade das letzte bekommen.«

Matty dreht den Kopf in Richtung Tresen, und Flo schaltet sich dazwischen.

»Wie kann denn um kurz nach acht ein Gericht schon aus sein?«

Die Kellnerin knallt Zettel und Stift auf den Tisch und beginnt in einem Mix aus Englisch und Griechisch, sich lautstark über die Küche des Restaurants zu beschweren. Flo muss sich vor Lachen die riesige Speisekarte vors Gesicht halten.

»Was ist los ...«, beginnt Matty, und jetzt muss die Kellnerin

grinsen. Flo gibt auf. Sie erzählt ihm, dass sie vorhin, auf dem Weg zur Toilette, die Kellnerin gebeten hat, ihn zu veräppeln. Weil Flo die Frau laut über etwas lachen hörte – so laut, wie wenn man überhaupt nicht über die Außenwirkung nachdenkt –, war ihr klar: Die macht den Scherz mit.

»Natürlich gibt es unsere hausgemachte Moussaka.« Die Kellnerin klickt auf den Kugelschreiber. »Eins oder zwei?« Flo winkt ab und bestellt das wilde Stamnagathi, das als Spezialität aufgelistet ist, frittierte Kichererbsenbällchen und gegrillten Saganaki.

»Ich dürste nach Rache«, meint Matty, als die Kellnerin gegangen ist. »Aber erst mal bin ich glücklich.«

Über dem zweiten Glas fällt ihnen ein, dass eine:r fahren muss. Vorher sind sie im Urlaubs-High durch den Abend geschwebt, ohne sich über irgendetwas Gedanken zu machen. Flo nimmt noch einen letzten Schluck und schiebt dann ihr Glas zur Seite, doch da steckt Matty den Autoschlüssel, der zwischen ihnen auf dem Tisch liegt, in die Hosentasche. Als Nachspeise teilen sie sich einen lauwarmen Grießauflauf, der sich Galaktobóuriko nennt. Die Vanillecreme schmeckt zuckersüß, die daruntergemischte Zitrone kitzelt Flo an den Rändern des Gaumens. Sie versacken und trinken Espresso, Flo positioniert ihren Stuhl neben den von Matty, so dass sie beide aufs Wasser schauen können, über dem sich nacheinander die Sterne anschalten. Zwei, fünf, sechs, siebzehn, es werden zu viele, um sie zu zählen, aber genügend, um staunend darunter zu sitzen. Erst als die Gruppe neben ihnen zahlt, merken sie, dass die meisten Tische um sie herum mittlerweile abgeräumt wurden.

Matty geht zur Toilette, und Flo gibt der Kellnerin ein Zeichen zum Zahlen. Sie kommt an den Tisch und streicht sich eine dicke Haarsträhne hinters Ohr, da fällt Flo zum ersten Mal die Frisur

auf, ein voluminöser Bob. »Entschuldigung«, beginnt Flo unvermittelt, »hast du heute auf einem der Felsen gestanden und gewunken? Und ich habe zurückgewunken?«

Die Kellnerin blickt vom EC-Gerät auf, ihre Reaktion spiegelt Flos Empfinden: »Ja! Das warst du im Wasser?« Dann fügt sie hinzu, mit einer Mischung aus Sehnsucht und Resignation: »Ich winke immer jemandem zu, aber die meisten winken nicht zurück.«

Die beiden Frauen schauen sich in die Augen. Die Griechin hat zwei Augenfarben, Braun und Grün. Das Grün ist kupferfarben gesprenkelt. Wie bei Flos Schwester Nadine. Verrückt, denkt Flo, so ein spezifisches Merkmal. Die Zuneigung, die sie bereits im Wasser spürte, umspielt sie wie eine weitere Welle. Dabei kennen sie sich doch gar nicht. Sie betrachtet die Bob-Frau, während diese den EC-Beleg drückt. Sie hat die Art von Haut, bei der keine Poren erkennbar sind, nicht mal auf der Nase. Die ist relativ groß, eher lang, sie passt gut in das zarte Gesicht, sie verleiht den sonst beinahe jugendlichen Zügen etwas Ernstzunehmendes.

Matty kommt zurück und sagt der Kellnerin, wie lecker das Essen war und dass sie es hoffentlich noch einmal schaffen zu kommen. »Alle kommen wieder«, sagt sie und wendet sich dann an Flo: »Die schönste Bucht der Insel liegt übrigens genau neben der, wo du geschwommen bist. *Ftenagia*, hinter dem kleinen Leuchtturm.«

»Danke für den Tipp! Hast du sonst noch welche?«

»Meinen Lieblingsort kann ich nicht verraten. Wäre zu gefährlich«, sagt sie, und Flo liegt auf der Zunge: Gefährlich für wen? Die Kellnerin flüstert beiden zu: »Geht nicht zu Spiros, dem wird ständig der Strom abgestellt, und er serviert am Abend trotzdem Meeresfrüchte.«

Matty und Flo nicken, beide etwas überrascht über ihre plötzliche Ehrfurcht. Dann grinst die Frau, und Flo kann nicht mehr

sagen, ob der Rat ernst gemeint war, oder ob Spiros vielleicht ein Verfloßener ist, mit dem sie noch eine Rechnung offen hat. Wobei das eine das andere nicht ausschließt.

Am Ende der Promenade kommen sie an einer Bar vorbei, in der im hinteren Bereich ein Fußballspiel läuft, im vorderen sind Loungemöbel aus Rattan zusammengestellt. Ein Song von Eros Ramazzotti plärrt aus den Boxen.

»Geben wir uns das volle Touri-Programm?«, fragt Matty und lässt sich bereits in einen der Sessel fallen. Ein gelangweilter Jugendlicher kommt zu ihnen, bei dem Matty um einen Shirley Temple bittet, den der Junge nicht kennt, weswegen er erst am Tresen nachfragen muss. Als er zurückkommt und bestätigt, dass sein Kollege den Drink machen kann, bestellt Flo eine Cola auf Eis. Wenig später reicht der Jugendliche Flo den Shirley Temple, den sie mit einem überschwänglichen Dankeschön quittiert und dann an Matty übergibt.

»Wenn ich mit Lauren zum Italiener gegangen bin und sie hat die Pasta genommen, ich aber einen Salat, wurden die Gerichte immer vertauscht hingestellt«, sagt Matty und rührt mit seinem Strohalm in der roten Flüssigkeit.

»Geschlechterdiskriminierung hat nicht einmal kulinarische Grenzen«, meint Flo. »Cheers!« Sie hält ihr Glas hoch, die Eiswürfel klirren. »Die Insel tut mir echt gut. Ich fühle mich ...«

»Heiß?«

Sie lacht. »Viel zu heiß. Aber auch leichter und gelöster, irgendwie.« Das liegt allerdings vor allem am geographischen Abstand zu ihrer Mutter. Sie trinkt einen Schluck. »Wie geht's eigentlich deiner Mom?«

Matty steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen und klopft erst die Hose und dann die Brusttasche seines Hemdes nach dem

Feuerzeug ab. »Ich weiß nicht, ich muss sie die Tage mal anrufen«, nuschelt er. Flo beobachtet die tanzende Zigarette. Sie muss an das Bild denken, das Mattys Mutter Irene ihnen beim letzten Videocall gezeigt hat: eine im Wind tanzende Frau von hinten, in einem gelben Sommerkleid. Irene malt die Art von Bildern, die in Deutschland in den Wartezimmern von Arztpraxen oder in Dreisternehotels hängen oder die Buchcover von Sommerromanen zieren, aber das behält Flo natürlich für sich. Wobei sie das wahrscheinlich gar nicht müsste, weil Irene derart lakonisch über ihre Arbeit spricht, dass Flo nach dem ersten Kennenlernen-Anruf zu Matty gesagt hat: »Ich bin Fan von deiner Mom. Und nicht nur, weil sie dich zur Welt gebracht hat.«

Irene und Mattys Vater Bill haben sich getrennt, als Mattys erstes Highschool-Jahr begann. Sein älterer Bruder Alex war gerade zum Studieren nach Chicago gezogen. Bill und Irene sind befreundet geblieben, was Matty dabei geholfen hat, mit beiden ein gutes Verhältnis beizubehalten – bis sein Vater bei einer Wanderung vor knapp drei Jahren einen tödlichen Herzinfarkt erlitt. Das passierte, kurz nachdem Mattys Beziehung mit Lauren in die Brüche gegangen war. Und als er seiner Mutter eröffnete, er werde für eine Weile nach Europa gehen, flehte sie ihn an, zu bleiben: mit Alex, der in Chicago verheiratet war, und dem überraschend verstorbenen Ex-Mann schien für Irene Mattys persönlicher Exitplan eines furchtbaren Jahres nur wie ein weiterer Verlust. Doch er ging, und sie nahm es ihm lange übel, bis sie ihn besuchte, als er bereits in München seinen neuen Job angefangen hatte. Seitdem ist ihr Verhältnis wieder beinahe so gut wie vor dem Kontinentwechsel, auch wenn er Flo kürzlich gestanden hat, dass es ihn traurig macht, ihr aus der Ferne Stück für Stück beim Altwerden zuzusehen. Flo merkt bei den gemeinsamen Videocalls nichts davon. Irene wohnt mit einer Freundin in einem Häuserkomplex in Venice, wo sie Platz für ein

kleines, sonnendurchflutetes Atelier hat, von dessen Balkon aus man die Kanäle der Küstenstadt mit den verzierten Fußgängerbrücken sehen kann. Zweimal die Woche geht sie zum Yoga, zur Zeit datet sie auch wieder, einen Mann, den Matty aber noch nicht kennengelernt hat.

»Wir können sie die Tage zusammen anrufen«, sagt Flo.

Matty sucht immer noch sein Feuerzeug, was Flo hibbelig macht. Sie beobachtet die vorbeisclendernden Paare auf der Promenade, ein älteres mit viel Abstand zwischeneinander, sie isst ein Eis, ihre Schultern sind sonnenverbrannt, der Kontrast zu ihrem weißen Polyesterkleid schmerzt Flo. Der Mann läuft in seinen Wandersandalen voraus und studiert die Speisekarten vor den Restaurants, wahrscheinlich für den nächsten Abend. Da schiebt sich die Bob-Frau an den langsamen Leuten vorbei, und als sich ihre Blicke treffen, winkt Flo. Sie kommt zu ihnen an den Tisch.

»Jetzt war ich die Erste«, meint Flo.

»Aber hier serviere ich nicht«, antwortet sie und zwinkert, allerdings nicht so, wie Flo das von Typen kennt, die ihre Freundinnen Kleines nennen oder Baby, sondern verschwörerisch. Als würde sie Flo gleich in eine spannende Sache einweihen. Sie mustert Matty, der die Zigarette zurück in die Packung steckt. »Brauchst du eins?«, fragt die Griechin und hält ihm ein Feuerzeug hin.

»Oh, danke, ja! Ich habe meins im Restaurant liegen gelassen, glaube ich.« Matty bietet ihr den freien Stuhl am Tisch an, was Flo überrascht, aber gleichzeitig freut, weil sie der Frau jetzt vielleicht den Lieblingsort entlocken kann. Die Frau zögert kurz, wirft einen Blick in die Richtung, in die sie gehen wollte, setzt sich dann aber. Mit einer stummen Geste bestellt sie irgendwas, das die Jungs an der Theke abnicken.

»Ich bin übrigens Flo, das ist Matty, wir sind aus –«

»Deutschland. Also, du zumindest. Und du«, sagt sie und deu-

tet mit dem Kinn auf Matty, »bist Amerikaner.« Er fragt nicht nach. Flo weiß, dass er es gewohnt ist, bei seinen Reisen sofort entlarvt zu werden.

»My name is Sofia.« Drei englische Worte mit hartem Akzent, dann ein griechisches *Sofia*, mit diesem klaren S und dem stehenden O, in das man sich nicht so reinlegt wie in die deutsche Form. Der Jugendliche stellt ein schmales Glas vor Sofia ab, sie drückt ihm zwei Münzen in die Hand. Dann tauschen sie sich kurz auf Griechisch aus, verziehen beide keine Miene, und er schlurft zurück zu seinem Fußballspiel.

»Ouzo?«, fragt Matty.

»Masticha. Von Chios. Willst du probieren?« Sofia hält ihm das Glas hin, er nippt daran. »Mhm, milder als Ouzo.«

»Ja, süßer«, sagt sie. Sie fragt die beiden, wie lange sie noch auf der Insel bleiben.

»Bis Sonntag«, antwortet Flo, und Matty ergänzt: »Da nehmen wir die Fähre zurück nach Rhodos. Dort haben wir noch einen ganzen Tag, erst am Montag fliegen wir zurück.«

»Ihr fallt hier definitiv auf.«

»Positiv oder negativ?«, fragt Matty, zieht an der Zigarette und bläst den Rauch in die andere Richtung.

Sofia lehnt sich zurück. »Weder noch. Die Jungen sind auf den Party-Inseln unterwegs. Paros, Mykonos, Ios ... Hier bei uns machen vor allem Rentner Urlaub.« Sie legt den Kopf schief. »Und Familien.«

»Unser Kind ist im Hotelzimmer, das darf erst morgen wieder raus«, meint Matty, und als Sofia einen Moment irritiert ist, hebt Flo entschuldigend die Arme und sagt: »Wir sind alleine hier.«

Sofia trinkt einen Schluck und mustert beide, als würde sie versuchen, einen Code zu knacken. Soll sie doch versuchen, mehr aus ihnen herauszukitzeln, denkt sich Flo, wahrscheinlich ist es

ihr Hobby, Reisende zu beobachten und ein bisschen zu durchschauen.

Sie streckt sich aus ihren Gedanken heraus und schaut aufs Wasser. Eine Stelle auf der Oberfläche glitzert im Mondlicht. »Heute ist Vollmond, oder?«

»Erst morgen Vormittag. Um 11:24 Uhr. Aber er wirkt bereits voll, ja«, sagt Sofia.

Das hätte Flo eigentlich wissen müssen, weil Nadine drei Tage vor jedem Vollmond einen Newsletter schickt, in dem sie auf seine Wirkungsweise eingeht, ob es sich um einen Blutmond handelt, eine halbe Finsternis hinzukommt, all diese Dinge. Die Berechnungen, die Nadine dabei anstellt und miteinbezieht, findet Flo zwar interessant, überfliegt sie aber meist nur, weil sie ihr zu komplex sind.

»Im Mittelmeer sind die Gezeiten kaum sichtbar, oder?«, fragt Matty.

»Nicht wirklich, es sind nur ein paar Zentimeter. Kommst du von der Ost- oder Westküste?«

Matty überschlägt die Beine. »Kalifornien. Am Pazifik geht schon ein bisschen mehr.«

Ein kleiner, untersetzter Mann mit einem fleckigen T-Shirt läuft am Tisch vorbei. »Kalispéra Sofia«, ruft er ihr zu, sie grüßt zurück und wendet sich wieder den beiden zu.

»Also, Sofia«, beginnt Flo, »erzähl uns bitte alles, was wir über die Insel wissen müssen.«

»Sie ist doch keine Reiseleiterin.«

»Ha!« Sofia lacht auf, doch sie wirkt weniger belustigt als vielmehr bestätigt. »Aber ich könnte eine sein. Hmmm, alles, was ihr wissen müsst: Wir haben die erste und einzige Genossenschaft aller griechischen Inseln. Bis vor zehn Jahren waren wir hoch verschuldet, doch seitdem zweimal am Tag die Fähren anlegen, wächst der

Tourismus. Es gibt nur eine Schule, mehr Bedarf herrscht nicht. Derzeit werden dort um die zwanzig Kinder unterrichtet. So viel zur sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lage.«

Einen Moment lang schweigen alle. »Was regelt die Genossenschaft?«, fragt Matty.

Sofia grinst. »Die Ziegen.«

Flo erzählt daraufhin, dass sie beim Schwimmen angefangen haben, die perfekt getarnten Tiere in den Felsen zu suchen, es aber meistens nur schaffen, wenn die Ziegen sich bewegen, und je länger sie auf die zerklüftete Steinlandschaft starren, desto öfter bilden sie sich Bewegungen ein.

Sofia beobachtet diese Faszination angeblich bei vielen Tourist:innen, die Ziegen seien hier jedoch in der Überzahl zu den Katzen, weshalb sie kaum noch auffallen. Außer sie kommen zur Hintertür in die Küche, wie früher bei ihrer Großmutter. »Die Tiere haben das Kellogs-Müsli geliebt, das sie immer für mich auf Vorrat gekauft hat, und ich habe es mit ihnen geteilt.«

Flo mag die nüchterne Art, mit der Sofia die Anekdote aus dem Ärmel schüttelt. Als wüsste sie ganz genau, was unterhält, aber nur, wenn man es nicht unnötig ausschmückt, sondern eher nebenbei fallen lässt, wie wenn einer fremden Person der Einkaufszettel aus der Jackentasche rutscht und man ihn unbedingt aufheben möchte.

»Und was müssen wir gesehen haben?«, fragt Flo schließlich.

Wieder streicht sich die Griechin eine dicke Strähne hinter das Ohr, die sich in wenigen Sekunden erneut herauswinden wird. »Ich kann es euch zeigen, wenn ihr wollt. Morgen Nachmittag. Habt ihr ein Auto?« Flo bejaht, sie nutzen das alte ihres Vermieters Jorgos. Sofia trinkt aus und steht auf. »Bis morgen dann!«

»Moment, wo treffen wir uns?«, fragt Flo, die aus Höflichkeit ebenfalls aufgestanden ist und jetzt nicht weiß, was sie mit ihren

langen Armen anstellen soll, außer sich auf der Stuhllehne abzustützen.

»Ich hole euch ab«, sagt Sofia und geht um den Tisch herum. »An der Bucht gibt's nur zwei Ferienhäuser. Eins mit dem kleinen Garten und eins, in dem es einen Wasserschaden gab und das jetzt leer steht. Niemand wird sich einig, wer es bezahlen soll. Ich tippe also auf das erste Haus?«

»Gut kombiniert, Watson!«, meint Matty, trinkt aus und stellt das Glas etwas zu laut auf den Tisch zurück, als würde er einen Strich unter den Abend machen. Verunsicherung huscht über Sofias Gesicht. Sie hat Mattys Sherlock-Holmes-Anspielung nicht verstanden. Im nächsten Moment tritt sie jedoch souverän auf die Promenade und verschwindet zwischen den Menschen, die nur noch spärlich beleuchtet werden von den wenigen Straßenlaternen entlang des Hafens, bis der Weg nicht mehr weitergeht und man nach rechts einbiegen muss in den kleinen Ort mit seinen gestapelten, bunten Häusern und den sich daran vorbeiwinkelnden Gassen.

### 3.

Flos Handy vibriert. Sie schiebt die Sonnenbrille ins Haar und öffnet Whatsapp.

Nadine: *kennst du sappho??*

Flo: *nicht persönlich*

Nadine: *hab gestern ein tiktok gesehen, in dem so ne junge kunsthistorikerin sappho als erste bekannte dichterin vorgestellt hat. ist ganz cool, die dreht videos zu einzelnen frauen der kunstgeschichte. schick's dir gleich mal*

Flo: *schreibt...*

Flo: *schreibt...*

Flo: *Emoji Daumen hoch*

Nadine: *Emoji Gesicht, das die Augen verdreht*

Flo: *Wirklich, ich guck's mir an!*

Nadine: *was weißt du über sie?*

Flo: *Hatte sie im Studium, aber nur, weil Prof cool war: auf Lesbos geboren, bi oder queer nach heutigem verständnis, deshalb »lesbische liebe« ... erste bekannte Autorin/Dichterin, irgendwann Exil*

Nadine: *»berüchtigt für ihr homoerotisches schreiben«*

Flo: *Platon hat sie als zehnte Muse bezeichnet*

Nadine: *Platon lol*

Flo: *Virginia Woolfs Katze hieß auch Sappho*

Nadine: *auf jeden fall finde ich das, was ich gelesen hab, richtig gut. na ja was übrig ist, moment*

Flo: *es ist ja fast nichts übrig*

Nadine:

*Kalter Schweiß entrinnt mir,  
und ein Schauer*

*Ganz durchbebt mich, blasser als welke Blumen  
Bin ich, und nur wenig noch fehlt, daß ich nicht*

*Athemlos sterbe.*

Nadine: *Liebeskummer hoch tausend!!!*

Flo: *Spotify-Link zu »Atemlos« von Helene Fischer*

Nadine: *Emoji mit hochrotem Kopf*

Nadine: *Wer waren die Musen noch mal? Oder ist das nur 'ne allgemeine bezeichnung für inspiration?*

Flo: *die Schutzgöttinnen der Künste*

Flo: *angeblich gab's neun, deshalb der Verweis auf Sappho als zehnte.*

Nadine: *aha*

Nadine: *und wie ist es sonst so bei euch? hier wird's schon richtig herbstlich*

Nadine: *Foto von Coco, die vor einem Baum sitzt, die grüne Blattkrone ist von gelb-orangen Punkten durchzogen*

Flo: *Awww!*

Flo: *Matty will Coco unbedingt kennenlernen*

Nadine: *jedes Mal, wenn ich Bilder von den beiden angucke, denke ich, die sehen irgendwie gleich aus. Aber kann ja nicht sein*

Flo: *Hahahahahah! Du meinst also, Hunde können nur so aussehen wie ihre Besitzer? Finde nicht, dass Coco dir ähnelt*

Nadine: *sagt man doch*

Flo: *ich sag das nicht*

Nadine: *schick mal fotos von der insel, bitte!*

Flo: *hab noch kaum welche ge*

Plötzlich hört sie Matty aufschreien. Sie läuft zur Leiter, er steht mit schmerzverzerrtem Gesicht im hüfthohen Wasser.

»Was ist passiert?«

Matty bläst Luft in die Wangen und lässt sie wieder ausströmen. »Fuuuuck!«, presst er hervor und beginnt dann, zur Leiter zu humpeln.

»Bist du in irgendwas getreten?«, fragt Flo und sucht den Mee-

resboden ab, doch alles, was sie sehen kann, sind glatte Felsen und Schwärme winziger Fische.

Als Matty den rechten Fuß auf die zweite Sprosse der Leiter abstellt, zieht er Luft durch die Zähne. Oben angekommen, greift Flo nach seinem Arm, er lässt sich auf einen Stein fallen und zieht das Bein heran. Die Fußsohle ist übersät mit Dutzenden schwarzen Punkten, die Haut stark gerötet.

»Scheiße«, meint Flo. »Aber vielleicht ist es nicht so schlimm, wie es aussieht?«

Matty stöhnt. »Auf keinen Fall lasse ich dich auf meinen Fuß pinkeln.«

Flo muss lachen, sie weiß, auf welche Episode von *Friends* er anspielt. Sie lässt Matty einen Moment durchatmen, bevor sie vorschlägt, zurück zum Haus zu gehen. Da erscheint Sofia an der Gartentür und läuft ihnen entgegen. Nachdem sie einen kurzen Blick auf Mattys Fuß geworfen hat, resümiert sie: »Es gibt eine gute und eine schlechte Nachricht.«

»Die schlechte zuerst«, bittet Matty.

»Die kennst du schon: In einen Seeigel zu treten, tut wahnsinnig weh.«

»Großartig«, atmet er aus.

»Und die gute?«, fragt Flo, die unbewusst damit begonnen hat, ihr rechtes Bein ebenfalls nicht zu belasten, weshalb nun beide humpeln. »Die gute Nachricht ist, dass ich dir die herausstehenden Stacheln ziehen kann. Dann legst du den Fuß in ein heißes Wasserbad, das quillt die Haut auf. Habt ihr Essig?«

»Ich glaube schon«, meint Flo.

»Und dieses Ding, womit man Augenbrauen wegmacht?«

»Eine Pinzette?«

»Ja. Das brauche ich auch«, sagt Sofia und stößt die angelehnte Gartentür auf.

Eine halbe Stunde und zwei Schmerztabletten später hat sie rund die Hälfte der Stacheln aus Mattys mittlerweile knallroter Fußsohle entfernt, während Flo auf der Suche nach Essig in der Abstellkammer eine vergessene Insektenfalle mit zwei toten Kakerlaken entdeckte. Sie würgte und schob sie mit dem Fuß unter den Schrank.

»So«, meint Sofia und lehnt sich zurück, »die restlichen Stacheln stecken unter der Haut, aber das Wasserbad sollte den Rest tun. Die hier würde ich desinfizieren.« Sie hält Flo die Pinzette hin.

»Und wenn die abgebrochenen Dinger drinbleiben?«, fragt Matty.

»Dann musst du zum Inseldoc«, lacht Sofia.

»Ich checke nicht, wie das passiert ist«, stöhnt Matty und reibt sich mit der Handfläche über das kurze Haar. »Am Hafen wimmelt es von den Dingen, ich habe bei der Ankunft sogar ein Video gemacht. Aber hier in der Bucht war die letzten Tage kein einziger zu sehen.«

Alle schweigen, Flo und Matty schauen sich über Sofias Kopf hinweg an, die dann unvermittelt aufsteht. »Wollen wir?«, fragt sie und wäscht sich die Hände am Spülbecken.

Weil Flo zögert, meint Matty, dass sie ruhig gehen soll. »Ich muss jetzt sowieso eine Runde schlafen«, sagt er, und dann, an Sofia gerichtet: »Vielen Dank dir! Ich schulde dir was. Fremde Füße anzufassen ist für mich der blanke Horror.«

»Ich habe früher immer dabei zugeschaut, wie meine Mutter die Warzen von meiner Großmutter entfernt hat. Das war befriedigend. Sie hatte sogar welche zwischen den Zehen.«

»Wow«, sagt er und lehnt sich in seinem Stuhl zurück.

Die Griechin stellt ihm das Wasserbad hin. »War halt eine Hexe«, sagt sie mit einer Beiläufigkeit, die Flo amüsiert.

Links von der Straße schwappt babyblaues Wasser sanft gegen die

Insel. Rechts liegen betongraue Steinbrocken in der kargen Landschaft – wie einmal hingeworfen und nie wieder bewegt. Zwischen dem Geröll sprießt Gestrüpp, das aussieht wie angesengte Haarbüschel. Flo trommelt sanft mit beiden Daumen auf dem Lenkrad. Normalerweise entspannt es sie, Auto zu fahren, aber sie kann sich nicht daran erinnern, wann und ob überhaupt mal eine fremde Person neben ihr saß, mit einem gemeinsamen Ziel, das sie jedoch gar nicht kennt. Weil Sofia nichts sagt und den Blick auf die Straße gerichtet hat, wandern Flos Gedanken zurück zu Matty, und ihr schlechtes Gewissen holt sie ein.

»Ich schalte das Radio an, ja?« Sofia dreht den Knopf nach rechts. Eine laute weibliche Stimme füllt plötzlich den kleinen Wagen aus, in dem es gerade noch so still war. Sofia wechselt den Sender. Rauschen. Rauschen. Rauschen. Sie lässt das Gerät nach einer passenden Frequenz suchen, doch jedes Mal, wenn es gelingt, spricht wieder jemand auf Griechisch, und Sofia macht einen unzufriedenen Laut. Flo hasst es, wenn ihre Mutter an Weihnachten in einer Schnelligkeit durch das TV-Programm zappt, in der sie nicht mal aufnehmen kann, was genau da wieder und wieder weggeschaltet wird. Sofia drückt den Knopf noch ein paarmal, plötzlich spielt ein Popsong. Die Griechin dreht auf. »Das ist ein türkischer Sender. Den kriegt man an der Küste rein.« Dann kreischt sie unvermittelt auf: »Paris Hilton! *Stars are blind!*«

Flo erschrickt und verschluckt sich. Den Song hat sie seit Jahren nicht mehr gehört, wahrscheinlich wird er in Deutschland gar nicht mehr im Radio gespielt. Sofia schreit den Refrain aus dem offenen Fenster. Flo fallen die Zeilen ebenfalls wie Schuppen von den Augen, also steigt sie mit ein, beide singen in unterschiedlichen Tonlagen, und oft auch daneben. Der Song wird abgebrochen, die hektische Stimme des Moderators überschreibt ihre Ausgelassen-

heit. Sofia ruft »Noooo!« und schlägt mit der flachen Hand auf das Armaturenbrett.

»Wir können ihn auch auf Spotify abspielen.«

»Ist okay. Ich habe ihn schon lange nicht mehr gehört. Aber ich mag ihn. Er ist sehr ...« Sie sucht nach dem richtigen Wort.

»Ein Ohrwurm?«

»Sexy! Das passt zu unserem Ziel!«

»Oh! Okay. Apropos ...«, meint Flo. »Immer noch geradeaus?«

Sofia lehnt sich nach vorne. »Siehst du die drei Mühlen am Horizont? Dort biegen wir rechts ein, und dann sind wir fast da.«

»Sind die noch in Betrieb?«

Sofia schüttelt den Kopf. »Rotting.« *Verfaulen*. Wahrscheinlich meinte Sofia *verkommen*, aber Flo korrigiert sie nicht.

Sie setzt den Blinker und biegt auf eine Schotterpiste ab. Als sie im Rückspiegel die Staubwolke bemerkt, die das Auto hinterlässt, geht sie vom Gas. In Schrittgeschwindigkeit holpert der alte Seat die Straße entlang, immer wieder taucht ein Holzschild mit griechischer Schrift auf, woraus Flo schlussfolgert, dass sie nicht ins absolute Nirgendwo fahren. Schließlich endet die Straße an einer Ausbuchtung, vermutlich eine Wendemöglichkeit oder ein Parkplatz, doch es ist kein anderes Auto zu sehen. Sofia schnallt sich ab und verkündet, dass sie von hier aus zu Fuß gehen müssen.

Beim Aussteigen knallt die brennende Nachmittagssonne auf Flos Scheitel. Aus ihrer Tasche fischt sie Sonnencreme und reibt sich erneut Gesicht und Schultern ein, dann setzt sie einen Hut auf und folgt Sofia.

Der schmale Weg führt zwischen dem ausgetrockneten Gebüsch hindurch, und Flo hat das Gefühl, noch nie so viele Beige-, Braun und Sandtöne gesehen zu haben wie in diesem Urlaub. Alles wirkt öde und karg, beinahe trostlos, würden da nicht die

hübschen, bunt bemalten Häuser am Hafen das perfekte Fotomotiv bieten und das kristallklare Wasser der Ägäis im Kontrast zur Landschaft leuchten. Vielleicht geht es auf griechischen Inseln viel mehr um das Wasser als um das Land.

Flo spürt ein seltsames Kribbeln auf den Unterarmen. Wie ein kitzelnder Lufthauch, den es jedoch nicht gibt, nicht mal die Ankündigung davon. Ihr wird schlecht, als das Déjà-vu sie überfällt, ein ekelhaftes Empfinden, diesen Ort, diesen Moment kennen zu müssen, nur um sich gleichzeitig vollkommen verloren zu fühlen. Sie dreht sich einmal um die eigene Achse, als würde das etwas bringen.

»Alles okay?«, fragt Sofia, die bemerkt hat, dass Flo stehen geblieben ist.

Flo reibt sich das Brustbein und blinzelt sich zurück in die Realität, unschlüssig, was sie sagen soll. Dann nickt sie und geht weiter, setzt einen Fuß vor den anderen, die Kieselsteine knacken unter den Sandalen. Langsam baut sich das beklemmende Gefühl ab, und Flo wiegt den Kopf nach links und rechts, als müsse sie den Rest nur noch abschütteln.

Sofia geht ein paar Schritte voraus, setzt sich dann unter eine Kiefer, deren Stamm und Krone vom Wind des Meeres so dynamisch in eine Richtung geformt sind, dass der Baum wirkt wie ein nach vorn geneigter Sprinter auf der Zielgeraden. Eine eingefrorene Bewegung. Doch die Aussicht, die sich vor Flo erstreckt, nimmt sie komplett ein.

»Die Bucht der Sirenen«, kommentiert Sofia Flos Staunen, und Flo spürt dabei ihren Blick im Rücken. Einige Meter vor ihren Füßen stürzt die Insel steil hinab in eine malerische Bucht, überzogen mit gelbem Sand. Blaugrünes Wasser liegt schwerelos davor, die Meeresoberfläche funkelt in der hochstehenden Sonne so sehr, dass Flo die Augen selbst hinter der Sonnenbrille zukneifen

muss. Der Strand ist menschenleer. Ihm vorgelagert ist ein Felsen, eher ein kleines Stück Land, dessen höchste Erhebung spitz in den Himmel ragt.

»Ich träume nachts von Sirenen ... glaube ich ...«, flüstert Flo mehr zu sich als zu Sofia. Sie zieht das Handy aus der Handtasche und macht ein paar Fotos. Nach einer Weile setzt sie sich ebenfalls unter den Schatten spendenden Baum.

Sofia streckt die nackten Beine aus. »Dann hast du ihre Anziehung wohl schon gespürt.«

Sie lächelt, und Flo kann nicht sagen, ob Sofia das ernst meint oder den Zufall biegt.

»Waren sie hier? Die Sirenen?«

»Einige Inseln beanspruchen sie für sich. Samos. Sorrent. Wir hier auch.«

»Der vorgelagerte Felsen könnte ihnen behilflich gewesen sein«, überlegt Flo laut.

»Ja. Schiffe, die zwischen Felsen und Bucht abgetrieben sind, hatten keine Chance. Vor einigen Jahrzehnten lag noch ein Wrack unten im Sand. Es wurde irgendwann weggebracht.«

Flo wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß vom Gesicht. Sie nimmt ein paar große Schlucke aus der mitgebrachten Flasche vom Supermarkt und hält sie dann Sofia hin, die ebenfalls trinkt. An ihrem Unterarm läuft das Kondenswasser hinab und tropft dann vom Ellbogen.

»Die Sirenen wurden missverstanden, oder nicht?«

»Sie werden unterschiedlich interpretiert«, sagt Sofia. »Es kommt immer darauf an, wer –«

» ... die Geschichte erzählt.«

Sofia nickt. »Die Göttin Demeter hat sie zu Hilfe gerufen, als Persephone, ihre Tochter, verschleppt wurde.«

»Von ihrem Onkel Hades. Der sie dann vergewaltigt hat.«

In Sofias Augen blitzt Überraschung auf. »Und da haben sie gesungen, um Persephone nach Hause zu rufen.«

»Aber im generellen Kontext gelten sie als verführerische Wesen. Immer mit Agenda. Halb Meer, halb Mensch. Kindliche Meerjungfrauen, die ihresgleichen helfen ...«

»... und Männer töten«, vervollständigt Sofia.

Beide lachen auf, dann fügt Flo hinzu: »Unschuldig waren sie nicht.«

»Wer ist das schon?« Wie zur Antwort beginnen die Zikaden ihren rauschhaften Gesang. »Du weißt viel über unsere Mythologie?«

Flo zuckt die Schultern. »Nur was hängengeblieben ist vom Studium.«

»Hast du auch gelesen, wie unsere Insel zu ihrem Namen gekommen ist?« Flo schüttelt den Kopf. »Eine Frau wurde von einem Gott hierher verschleppt. Dann hat man die Insel nach ihr benannt.«

Sie schweigen.

»Es ist immer die gleiche Geschichte.« Flo atmet aus.

Sofias Mund kräuselt sich.

»Was?«, fragt Flo.

»Letzte Woche hat hier eine französische Hochzeitsgesellschaft gefeiert. Das Paar war so alt wie ... ihr beide. Sie haben in *Ftenagia* geheiratet und in der Taverna gegessen. Bistra musste achtzig Moussaka machen.«

Sofia streckt die Beine aus. »Ich habe die Braut aus der Ferne betrachtet. Aber alles, was ich denken konnte, war: Wenn man so frei ist, warum lässt man sich dann einsperren?«

»Du meinst, weil sie geheiratet hat?«

Sofia zieht die Augenbrauen hoch, als gäbe es hier ja wohl kein Missverständnis.

Flo verwirft ihre Antwort und sagt stattdessen nichts. Sie ist selbst kein Fan von der Ehe, hat sie doch aus erster Reihe mitbekommen, dass Familie von heute auf morgen gar nichts bedeuten kann. Und wie dieser Bruch sich durch die Leben aller Beteiligten zieht. Überall diese sichtbaren Risse, überall diese Kinderwunden, die sich nie ganz schließen.

Sofia deutet auf eine Yacht, die zwischen dem Felsen und dem Horizont entlanggleitet: »Die Leute haben Angst vor der See. Sie haben ihr schon immer misstraut. Es brauchte Schuldige für die Unwetter und Untergänge.«

Flo schluckt. »Sie nehmen ihre Namen, benennen Inseln nach ihnen, sie höhlen ihre Körper aus und erzählen Geschichten davon.« Ihre Lippen schmecken salzig. Sie will Sofia von ihren Träumen erzählen. Von den Gesängen darin, weil sie sich an diesem Ort so gruselig echt anfühlen. Wüsste sie es nicht besser, würde sie behaupten, hierher gelockt worden zu sein. Nur was erhofft sie sich davon, Sofia das zu gestehen? Dass eine Fremde sie ernst nimmt oder auslacht? *Nachts heimgesucht* von den Sirenen, was für ein Quatsch, das würde selbst Nadine nicht glauben. Flo setzt an, doch dann schämt sie sich, also erzählt sie schließlich nur, dass sie in ihren Träumen über die Insel wandelt und wie befremdlich real sich diese Spaziergänge anfühlen. »Verliere ich hier meinen Verstand?«, fragt sie und kichert zur Absicherung.

»Du wärst nicht die Erste«, meint die Griechin. »Hier stürzen sich viele in den Tod.«

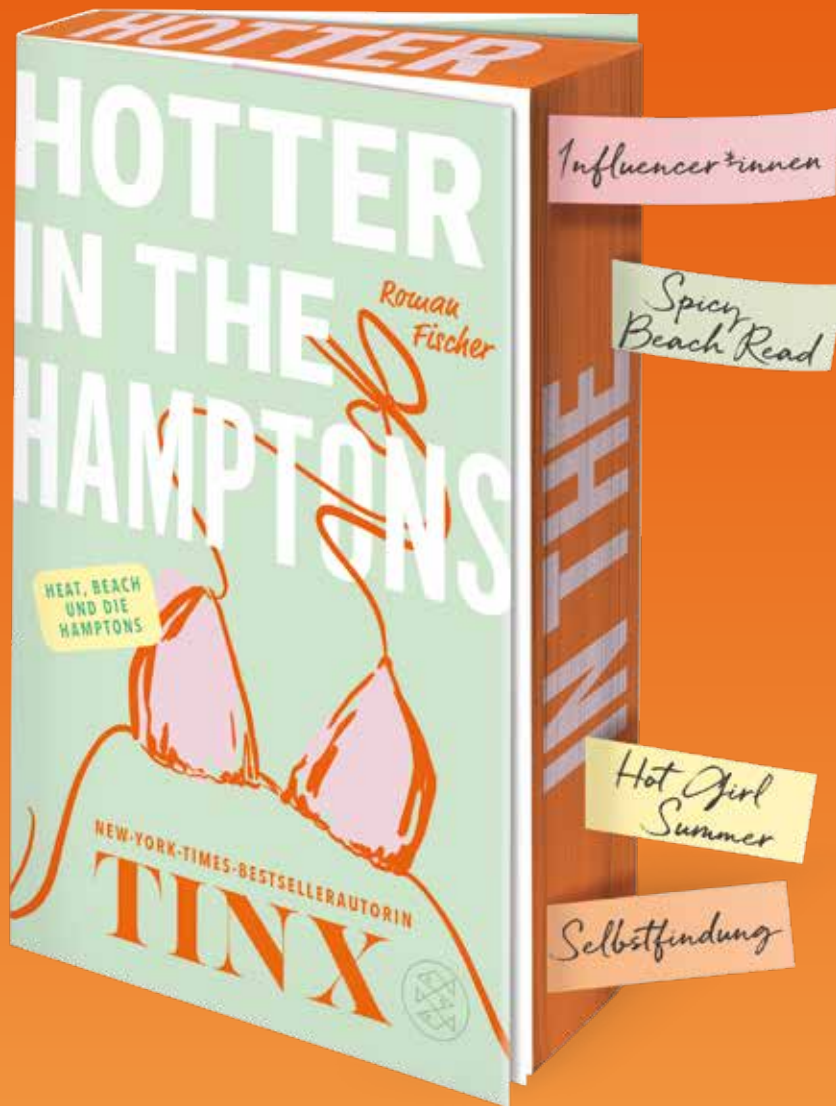
»Wirklich?«

»Nein. Du träumst so viel wegen dem Vollmond.« Sie steht auf und hält Flo die Hand hin. »Die Träume musst du aufschreiben.«

...

WAS  
LIEST  
DU?

*Spaß*



## TINX Hotter in the Hamptons

OT: Hotter in the Hamptons | Übersetzt von Lena Kraus  
ca. 350 Seiten | ISBN 978-3-7587-0049-1 | 17,00 € (D) | 17,50 € (A)  
Warengruppe: 1110 | Auch als E-Book erhältlich  
Lieferbar ab 27.05.2026  
Paperback mit limitiertem Farbschnitt | Deutsche Erstausgabe

## Der HOT GIRL SUMMER in den HAMPTONS

Eine unbedachte Äußerung kostet die Mode-Influencerin Lola fast alles. Ihre Karriere hängt am seidenen Faden, ihr Langzeit-Freund Justin trennt sich von ihr und ein reißerischer Artikel der gefeierten Journalistin Ally Carter über ihren Skandal schlägt hohe Wellen. Am Ende mit ihren Nerven flüchtet Lola schließlich in die Hamptons, doch statt Ruhe findet sie dort ausgerechnet Ally Carter als neue Nachbarin vor. Was als hitziger Streit beginnt, entwickelt sich schnell zu einer heißen Affäre, die nicht nur Lolas sexuelle Identität, sondern auch ihr Selbstbild auf den Kopf stellt. Die Vergangenheit holt Lola schneller ein, als ihr lieb ist, und am Ende des Sommers muss sie sich fragen, wer sie selbst sein will.

## Der erste Roman der »New York Times«-Bestseller- autorin und erfolgreichen Influencerin Tinx



## CHRISTINA NAJJAR,

besser bekannt als Tinx, ist eine digitale Kreatorin, Beziehungsexpertin, Podcast-Moderatorin und »New York Times«-Bestsellerautorin. Als »große Schwester des Internets« hat Tinx' unbestreitbarer Einfluss auf die sozialen Medien dazu geführt, dass sie 2022 und erneut 2023 von Forbes zu den Top Creatoren gezählt wurde. »Hotter in the Hamptons« ist ein Roman, der von ihren Erfahrungen in der Social Media Welt geprägt ist und greift die Lebenswelt von jungen Leser:innen auf.

Auf Social Media ist sie zu finden unter @tinx

TINX

## Hotter in the Hamptons

Aus dem Englischen von Lena Kraus

### Kapitel 1

Vor so einem wichtigen Meeting war es eigentlich keine wichtige Entscheidung, und doch war Lola Fine wie gelähmt: Sollte sie die altbewährten rosa Miu-Miu-Ballerinas anziehen – selbst gekauft nach ihrem ersten großen Brand Deal und mittlerweile ziemlich abgetragen – oder die schwarzen Slingpumps von Prada – das großzügige Geschenk eines PR-Managers, irre schick und verdammt schmerzhaft?

Die Miu-Mius waren definitiv weniger sexy, aber dafür praktischer. Außerdem erinnerten sie sie an die unbedarfte Lola von früher, als sie noch ein aufstrebender Stern am Modehimmel war, Sienna Miller verehrte und in Schnittmustern träumte. Sie war ganz allein in die Stadt gezogen, um herauszufinden, ob sie sich einen Platz in dieser glitzernden, exklusiven Szene erobern konnte, von der sie bisher nur in Zeitschriften gelesen hatte.

Aber welche Version von ihr würde heute besser ankommen? Und, was noch viel wichtiger war: Welcher würde man leichter verzeihen? Der ehrgeizigen Content-Creatorin mit Ersparnissen im siebenstelligen Bereich, die sich im Stil der Saison kleidete, oder dem ernsthaften Modelgirlie, das sich nicht allzu viel auf sich einbildete? Sie war sich nicht sicher.

Copyright © 2025 by Tinx

Originally published by Bloom Books, an imprint of Sourcebooks

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Was sie allerdings sicher wusste, war Folgendes: In den Pradas lief sie sich Blasen. Wollte sie wirklich von Soho nach Brooklyn hinken? Nein, das wollte sie nicht.

Zehn Minuten später quietschten die altbewährten Schuhsohlen auf dem Betonboden des großzügigen Eingangsbereiches ihres Apartmenthauses. Sie hatte sich richtig entschieden. Sie fühlte sich wie sie selbst. (Allerdings hatte sie die Pradas in der Handtasche – nur zur Sicherheit, falls sie auf dem Weg beschloss, dass sie sich nicht wie sie selbst fühlen wollte. Man sollte immer auf alles vorbereitet sein.)

Sie winkte dem ergrauten Pförtner, Hector, zu, der mit einem herzlichen Nicken zurückgrüßte.

»Keine Pakete heute Morgen, Miss Lola«, sagte Hector.

»Kann vorkommen«, antwortete sie leichthin und versuchte, nicht die Stirn zu runzeln.

Letztes Jahr hatte das Gebäudemanagement einen neuen Gepäckwagen angeschafft, nur damit der Pförtner Lola ihre Post bringen konnte. Anders war die tägliche Paketflut – PR-Geschenke in Form von Designerklamotten, Schuhen, luxuriösen Beauty-Produkten, exklusiven Einrichtungsgegenständen, angesagten Buch-Neuerscheinungen sowie gelegentlich Sportbekleidung – nicht mehr zu bewältigen gewesen.

Diese Woche war allerdings kein einziges Paket angekommen. Und es war nicht einmal so, dass sie sich besonders um die Geschenke als solche scherte. Die Begeisterung darüber, dass Firmen ihr kostenlosen Markenkram schickten, war längst abgeflaut. Letztendlich sah eine Designerhandtasche aus wie die nächste – auch wenn sie sich das vor ein paar Jahren nicht hätte vorstellen können. Obwohl sie mit ihrem eigenen Stil berühmt geworden war, kam es ihr jetzt so vor, als würde ihre gesamte Ästhetik von den Marketingteams bestimmt, die entschieden, was sie bei ihren

fünf Millionen Followern promoten sollte.

Nein, es machte ihr nichts aus, dass keine Post gekommen war. Was ihr aber etwas ausmachte, war, was das bedeutete. Die letzten paar Tage waren nicht einfach gewesen.

Auf dem Weg zur Tür streiften die cremefarbenen Rüschen ihres neuen Maxikleides von Chloé ihre gewachsenen, mit Selbstbräuner gebräunten Beine. Goldene Armreife klimperten an ihren ebenso gebräunten Handgelenken. Sie trug ihren Lieblingslippenstift – blassrosa von Guerlain – und hatte damit gekonnt die Narbe auf ihrer Oberlippe kaschiert. Egal, was heute passierte, sie sah zumindest gut aus, dachte sie. Gut riechen tat sie auch: Sie hatte sich Daisy Wild auf Hals und Handgelenke gesprüht und genoss den frischen Duft. An den meisten Tagen gab er ihr das Gefühl, fröhlich zwischen Jasminbüschen herumzutollen, als würde sie auf Wolken schweben. Heute schien der Duft an der Nervosität in ihrer Brust zu rütteln, ihr immer wieder fast schon aggressiv einreden zu wollen, dass sie gefälligst fröhlich sein sollte. Sie zwang sich, auf ihn zu hören.

Ganz ihrem Sternzeichen entsprechend (sie war Jungfrau) kontrollierte sie, was sie kontrollieren konnte. Wenn sie schon nicht dafür sorgen konnte, dass Fremde im Internet nett zu ihr waren, hatte sie zumindest dafür gesorgt, dass sie für ihre heutige Aufgabe perfekt aussah. Sie war fest entschlossen, diesen Schlamassel aus der Welt zu schaffen.

Hector hielt ihr die Tür auf, und sie trat hinaus auf die Mercer Street, wo sie der New Yorker Sommer wie ein heißes Bad in Empfang nahm. Auf der anderen Straßenseite wirkte eine Horde junger Männer in maßgeschneiderten Anzügen – Praktikanten bei Goldman Sachs, nahm sie an – so, als stünden sie kurz vor dem Hitzekollaps. Es roch nach dampfendem Abfall. Ihre Füße fingen sofort an zu schwitzen, genau wie ihr Hals unter ihrer blonden Mähne.

Obwohl sie sich am Vortag bei Jenna Perry die Haare hatte machen lassen, konnte sie nicht anders, als sie zu einem raschen Dutt zusammenzubinden. Für das Meeting würde sie die Haare wieder offen tragen, aber in diesem Moment konnte sie die schweißnassen Strähnen an ihrem Hals einfach nicht ertragen.

Trotz der Hitze hatte Manhattan im Juni etwas Magisches: Endlich wichen die kühlen, wechselhaften Frühlingstage dem glühend heißen Sommer. Da Lola aus Los Angeles kam, war der Wandel der Jahreszeiten an der Ostküste immer noch etwas Neues, Aufregendes für sie: die winzigen Veränderungen, die aufeinander aufbauten, bis sich von einem Tag auf den anderen plötzlich alles ganz neu anfühlte. Sie hoffte, dass sie sich nie zu sehr an diese Romantik gewöhnen würde: Sie sorgte dafür, dass sie sich unbesiegbar fühlte.

Lola hatte vorgehabt, mit einem Citi Bike nach Fort Greene zu fahren, dem ruhigen, hippen Viertel in Brooklyn mit seinen alten Stadthäusern, einem grünen Park und einer Handvoll exquisiter kleiner Restaurants und Bars. Es war ihr schon immer lieber gewesen, mit dem Rad zu fahren als ein Taxi oder ein Uber zu nehmen – oder eins der Uber Blacks, die ihr in den letzten Jahren von den jeweiligen Markenpartnern gesponsort wurden. Radfahren war tatsächlich eines der Highlights ihres Lebens in Manhattan. Sie liebte das Gefühl, an den Leuten vorbeizuzischen, als flöge sie durch die Stadt, während der Wind durch ihr Haar fuhr. Als sie neu hierhergezogen war, hatte sie mit ihrem alten Fahrrad die Straßen und Viertel der Stadt erkundet und sich jeden Tag ein bisschen mehr in sie verliebt. New York war ihre Stadt – und ihr Herz gehörte New York.

Aber ihr war natürlich klar, dass es keine gute Idee gewesen wäre, in Haute Couture über die Brücke zu radeln. Sie musste einen guten Eindruck machen, und das bedeutete, dass sie auf keinen Fall riskieren durfte, sich mit Kettenöl einzusauen, wie es ihr

schon so oft passiert war. Außerdem wollte sie bei ihrem Interview mit der berühmten Aly Ray Carter nicht völlig verschwitzt sein. Nein, heute würde sie definitiv ein Uber nehmen. Sie brauchte die Klimaanlage genauso sehr wie das Interview, das ihr Image retten sollte.

Zumindest hatte ihr Team ihr das immer wieder gesagt. Ein schmeichelhaftes Interview würde alles wieder zum Guten wenden. Und es musste unbedingt Aly sein, die den Artikel schrieb. Niemand sonst verfügte über so viel Prestige bei den modebesessenen Frauen, die @LolaLikes auf Instagram, TikTok und X folgten (für Lola immer noch Twitter).

Als wäre sie Lolas Gedanken entsprungen, lief eine Teenagerin in Marine-Serre-T-Shirt und Cargohose an ihr vorbei – der Inbegriff von Gen-Z. Ihre Blicke begegneten sich, und Lola lächelte. Das Mädchen lächelte zurück, schaute weg und wirbelte dann wieder herum. »Oh mein Gott, sorry, warte mal – bist du nicht Lola Likes?«

Für Lola, die an der Tür auf ihr Uber wartete, war es nicht ungewöhnlich, auf der Straße erkannt zu werden. Inzwischen hatte sie das ganze Tamtam ein bisschen satt, war in diesem Moment aber auch etwas erleichtert: Sie war noch angesagt. Und wenigstens war das, was sie getan hatte, nicht schlimm genug, dass ein Gen-Z-Girl auf der Straße nicht mehr mit ihr reden wollte.

»Ja.« Sie lächelte. »Hi!« Wahrscheinlich würde das Mädchen als Nächstes nach einem Selfie fragen. Lola sagte immer Ja.

»Krasse Woche, oder?«, sagte ihr Gegenüber stattdessen. »Ich möchte nicht mit dir tauschen!«

Lola rutschte das Herz in die Hose und dann gleich weiter bis auf den Gehweg. Frauen um die zwanzig sagten ihr normalerweise genau das Gegenteil. Sie waren neidisch auf Lolas Leben, wollten mit ihr tauschen. Aber damit war es jetzt anscheinend vorbei. Sie bekam ein flaues Gefühl im Magen. Das Ganze war ihr peinlich.

Sie versuchte, ihr Lächeln nicht wanken zu lassen.

Das Mädchen musterte Lolas Outfit abschätzig. »Aber echt *slay*.« Dann drehte sie sich um und ging weiter.

*Echt slay?* Lola blinzelte, um die Tränen zurückzuhalten. Wie konnten zwei Worte – zwei wirklich bescheuerte Worte – so weh tun? Sie war gerade innerhalb von Sekunden völlig vernichtet worden, und es erschreckte sie, was das mit ihr machte. Eine solche Fanbegegnung hatte sie noch nie gehabt, und sie fragte sich, wie viele Leute sie jetzt wohl so hassten wie dieses Mädchen. Jedes Mal, wenn sie sich einreden wollte, dass es kein großes Ding gewesen war – dass niemand außer einem sehr speziellen Teil des Internets das Ganze überhaupt mitbekommen hatte –, bewies ihr etwas oder jemand das Gegenteil.

Der schwarze Land Rover hielt am Bordstein, und sie war dankbar, darin verschwinden zu können.

»Für Lola?«, fragte sie, als sie sich setzte. Sie spürte, wie sie sich im kühlen Dunkel hinter den getönten Scheiben bei Klaviermusik entspannte. Hier konnte ihr Gen Z nichts anhaben.

Dann vibrierte Lolas Handy. Ein Foto von Ryan, ihrem besten Freund, erschien auf dem Display. Sie hatte das Foto beim Coachella Festival gemacht – er grinste in die Kamera, seine weichen, braunen Locken bewegten sich in der sanften Brise, im Hintergrund waren die in Rosa getauchten Berge und Palmen zu erkennen, und er hatte einen Dirty Martini in der Hand.

»Howdy, Babe«, Sein langgezogener Südstaatenakzent (er klang, als käme er aus einem Dorf in Texas) heiterte sie ein wenig auf.

»Hi, Süßer! Meinst du, man kann *slay* abwertend verwenden?«

Er lachte. »Auf jeden Fall. Vor allem Teenies.«

Sie stöhnte. »Kannst du hellsehen oder was?«

»Tja, das ist meine besondere Gabe.« Sie hörte, wie er dabei lächelte, und stellte sich vor, wie er in seinem Free-City-Joggingan-

zug und den Gucci-Fell-Loafers (er nannte sie seine Hausschuhe) durch sein Studioapartment an der Lower East Side schlurfte.

»Was machst du heute?«

»Vor der Arbeit ins Barry's, und in der Mittagspause zum Falten wegmachen«, sagte er. »Vor East Hampton muss ich unbedingt mein Gesicht einfrieren.«

Lola hatte vor kurzem bei ihrem eigenen Hautarzt nach Spritzen gefragt. Aber der hatte sich geweigert und die Augen verdreht, als sie das »Baby-Botox« für ihre kaum wahrnehmbaren Krähenfüße angesprochen hatte. Er hatte ihr gesagt, dass sie das nicht brauche – und Lola wusste den mühelosen, glatten Glanz ihrer Jugend seitdem wieder deutlich mehr zu schätzen – auch wenn ihr bewusst war, dass er vergänglich war.

Ihr dreißigster Geburtstag (im September) rückte bedrohlich näher. Sie hatte immer gedacht, dass sie mit dreißig glücklicher sein würde, als sie sich jetzt tatsächlich fühlte – selbstbewusster, lebenslustiger. Derzeit war sie vor allem irgendwie gelangweilt, als würde sie einfach nur ausführen, was von ihr erwartet wurde. Gleichzeitig spürte sie den sehr verwirrenden, geradezu verzweifelten Drang, an dem, was sie hatte, festzuhalten, obwohl es ihr in letzter Zeit so wenig Freude machte. Aber sie hatte so hart dafür gearbeitet. Und sie hatte es weit gebracht. Am Anfang war sie einfach nur von Vintageklamotten besessen gewesen – und von ihrem Blog, den sie mit Herzblut schrieb und der um die zweihundert Klicks pro Monat hatte – größtenteils von ihren Eltern. Jetzt wurde ihr gesamter Kleiderschrank für sie organisiert – und zwar danach, welches Modehaus den größten Scheck ausstellte. Sie war bekannt genug, um jedes Fashion-Week-Event zu besuchen, das sie wollte, jede Restaurant-Eröffnung, jeden VIP-Club. Und sie hatte Millionen Follower, die wie sie sein wollten ... aber wollten sie das überhaupt noch?

Diese knallharte Gen-Z-Followerin jedenfalls nicht.

So oder so, sie wüsste gar nicht mehr, wer sie ohne ihren Lifestyle und die vielen, vielen Leute, die ihn verfolgten, überhaupt wäre. Wenn man Lola Fine Lola Likes wegnahm, dann war sie einfach nur noch *fine* – nur irgendwie okay.

»Lass dir nicht zu viel Botox spritzen«, sagte sie. »Du bist perfekt, wie du bist.«

»Ganz genau. Deshalb will ich ja dafür sorgen, dass das so bleibt. Hör mal, willst du nicht vielleicht doch diesen Sommer mit mir in die Hamptons kommen? Du bist die einzige Bitch in New York, die dazu Nein sagen würde. Giancarlo hat mir nicht sein Haus überlassen, damit ich dort einsam und allein Rosé trinken kann.«

Sie musste lachen. Ryan war PR-Manager bei Lede, und Giancarlo zählte zu seinen reichsten Kunden. Sein Haus in den Hamptons war ganz sicher absolut umwerfend.

»Einerseits würde ich wirklich gerne mitkommen, aber ich habe einfach das Gefühl, dass es wichtig ist, dass ich die nächsten paar Monate hier bin. Außerdem kann ich Justin nicht so lange allein lassen, und du weißt ja, was er davon hält, an der Ostküste statt an der Westküste Urlaub zu machen.« Ihr Freund Justin kam wie sie aus L.A. und fuhr bei jeder Gelegenheit nach Hause zu seiner Familie. Jedes Mal, wenn sie ihn fragte, ob er in den Hamptons Urlaub machen wollte, konterte er mit »warum nicht in Santa Barbara?«.

Es war eine berechtigte Frage, aber sie nervte trotzdem. Sie mochte ihre Familie wirklich gern – und seine auch –, aber irgendwie hatte sie immer das Gefühl, sie würde in der Zeit zurückreisen, wenn sie nach Hause fuhr. Ihr Leben war hier. New York war hier.

Lola betrachtete ihre Fingernägel. Sie waren mandelförmig

und in der gewohnten Farbe lackiert: Ballet Slippers. Einfach, und doch ein Statement – genau wie das zierliche Herztattoo, das die Seite ihres rechten Zeigefingers zierte.

»Das sagst du jedes Jahr.« Ryan seufzte. »Du solltest deine FOMO mal untersuchen lassen.«

Es stimmte schon: Lola verließ New York äußerst ungern. »Findest du?«, fragte sie betont unschuldig.

»Ja. Du würdest auch nicht mitkommen, wenn du nicht gerade gecancel worden wärst.«

Lola gefiel diese Bemerkung gar nicht, auch wenn Ryan der Einzige war, der über das, was sie sich vor kurzem eingebrockt hatte, Witze machen durfte.

Der Uber fuhr jetzt über die Brücke, und die Skyline von Manhattan, die sich gegen den strahlend blauen Himmel abzeichnete, erinnerte sie an ein Romcom-Intro.

»Ja, aber diesmal meine ich es ernst«, sagte sie. »Ich kann nicht mitkommen. Außerdem sind Justin und ich Mitte Juli auf Capri.«

»Ihr führt ein Leben«, seufzte er. »Ich wünschte, ich hätte einen Justin, mit dem ich nach Capri fliegen kann.«

»Vielleicht findest du ja in den Hamptons einen.«

Durch Ryans Leben floss ein nie versiegender Strom an unglaublich gutaussehenden Liebhabern, aber wie viele Menschen, die erst später in ihrem Erwachsenenleben selbstbewusst geworden waren – er war unablässig gemobbt worden –, hatte er Schwierigkeiten, sich wirklich auf jemanden einzulassen. Seine Fitnesssucht und die Aufmerksamkeit, die er deswegen bekam, waren auch nicht gerade hilfreich.

»Girl, das bezweifle ich wirklich!« Er schrie so laut, dass Lola das Handy von ihrem Ohr weghielt. »An der Ostküste gibt es keine süßen Schwarzen Ärzte. In den Hamptons gibt es nur eingebildete, reiche, weiße Karens und Möchtegerns. Deshalb musst du ja auch

mitkommen. Du, ich und ein perfektes Nancy-Meyers-Cottage. Was gibt es Besseres?»

»Vielleicht kann ich ja für ein Wochenende vorbeikommen«, gab sie nach und spürte geradezu, wie er die Augen verdrehte. »Ich meine ja nur, wenn ich nicht hier bin, wie soll ich dann alles wieder in Ordnung bringen?«

»Kann ich irgendetwas tun? Um dein Image zu retten?«

Lola seufzte. »Schön wär's.«

»Ich würde ja immer noch sagen, so schlimm war das nicht. Und ich war schließlich dabei.«

»Ich weiß.«

An dem Tag, als ihr Leben in die Brüche ging, hatte Lola mit Ryan live auf Instagram in einer schicken neuen Boutique in Nolita Kleider anprobiert. Die Verkäuferinnen hatten ihnen ständig kühlen Champagner nachgeschenkt, bis Lola von den Kleidern, den prickelnden Bläschen in ihrem Getränk und dem Duft ihres Parfüms ganz schwindelig gewesen war. Sie hatte ihr Handy mit den Lautsprechern der Boutique verbunden und spielte ihre Lieblingsplaylist mit Pop aus den frühen 2000ern ab, während sich Kleider, Taschen und Schuhe um sie herum türmten. Alles, was sie mit Ryan machte, fühlte sich an wie eine Montage in einem Film – eine ganze Party, die in funkelnden Bildern und lachenden Mündern erzählt wurde – und dieser Shopping Trip war keine Ausnahme gewesen.

Als Lola in einem besonders schwungvollen Maxikleid auf dem Weg zurück in die Umkleide war, hatte Ryan ihr einen streng geschnittenen olivgrünen Anzug gereicht. Das war eigentlich überhaupt nicht ihr Stil. Sie kleidete sich eher Boho, in etwa wie die Rockstars der Siebziger; sie war Daisy Jones als Zillennial, wie ihre Follower immer wieder feststellten. Aber Ryan hatte nicht locker gelassen. »Du bist gesetzlich dazu verpflichtet, das Teuerste anzu-

probieren, was es hier gibt.« Diese Vorstellung hatte sie so lustig gefunden, dass sie nicht widerstehen konnte. Außerdem war sie mehr als nur ein wenig beschwipst.

Als sie aus der Umkleide kam, war ihr Körper von der strengen Form der gerade geschnittenen Hose und dem oversized Blazer geradezu verschluckt worden.

»Oh, Lola!« Ryan schnappte nach Luft und stellte sein Glas ab. »Mother is mothering!« Er richtete die Handykamera auf sie, damit ihre Fans sie sehen konnten. Ryan versuchte, sie immer dazu zu bringen, mutigere Outfits auszuprobieren. Manchmal vertraute sie ihm, manchmal war sie sich nicht sicher, ob er sich nur einen Scherz mit ihr erlaubte.

»Wirklich?« Sie drehte sich vor dem Spiegel und betrachtete zweifelnd ihren Arsch. Der Blazer verdeckte ihn komplett – wirklich schade, schließlich war er sonst meistens der Star der ganzen Show.

»Liket Lola es nicht?«, fragte er.

Die Worte, die alles kaputtmachen würden, waren aus ihrem Mund, bevor sie überhaupt darüber nachdenken konnte: »Ist einfach irgendwie Lesben-Chic, finde ich.«

Ryans Gesichtsausdruck – Panik – sagte ihr sofort, dass sie einen Riesenfahler gemacht hatte.

Sie versuchte, die Situation zu retten: »Nicht, dass das etwas Schlechtes wäre! Ich meine nur, dieser Anzug? Der ist doch irgendwie sehr von Herrenmode inspiriert. Und das ist ja auch super, es passt nur nicht so gut zu mir. It's giving Ellen DeGeneres, wisst ihr?«

»Sag doch nicht *it's giving Ellen*«, flüsterte Ryan, der gleichermaßen belustigt und völlig schockiert wirkte. »Babe, wir sind immer noch live!«

»Nein, Moment, ich finde Lesben-Chic echt toll. Ein echt toller Look!« Lola hatte angefangen zu schwitzen. Der Anzug fühlte sich

plötzlich so eng, schwer und heiß an, dass sie Platzangst bekam. »Das ist wortwörtlich chic. Lesben-Chic. Nur eben nicht mein Look.« Sie hatte sich gefragt, wie oft sie noch »Lesben-Chic« sagen konnte, bevor jemand sie aufhielt.

Sie konnte die Kommentare nicht sehen, während sie eintrudelten, aber sie wusste auch so, was drinstehen würde.

»Ich liebe queere Manschen! Ich bin mit Ryan hier! Meinem besten Freund! Der schwul ist!«

Ryan stöhnte auf und lachte noch mehr. »Lola.« Er ließ sich zu Boden rutschen.

»Okay, das war's erst mal! Wir sehen uns später!« Sie hatte ihm das Handy aus der Hand gerissen und den Livestream beendet. »Scheiße.«

»Oh mein Gott.« Ryan erstickte fast an seinem nervösen Lachen.

»Kannst du mir sagen, was sie schreiben?«, flüsterte sie und gab ihm das Handy zurück.

»Mach dich auf was gefasst«, seufzte er.

Sie hielt sich die Hände vors Gesicht.

»Okay, ich bin in deinen DMs. Los geht's. *Warum hasst du Lesben? Warum bist du so homophob?* Oh Mann, Leute. Die sollen alle mal wieder runterkommen. Ich lese dir nicht alles vor. Sorry. Ah, warte, hier ist was Gutes. Da steht: *Lola ich WÜNSCHTE, du wärst eine Lesbe!* Und hier: *Zeig mir deine Füße.* Siehst du? Alles nicht so schlimm.«

Sie hatte die Hände noch nicht von ihrem Gesicht genommen. Dahinter nuschelte sie: »Ist Lesben-Chic nicht politisch korrekt?«

»Objektiv ist daran eigentlich nichts auszusetzen, aber wir leben in seltsamen Zeiten, meine Liebe«, sagte Ryan.

Im Verlauf des nächsten Tages verlor Lola zwanzigtausend Follower.

In den Kommentaren zu ihren Posts stritten sich die Leute darüber, wer was sagen durfte.

Auch die Boutique beteiligte sich an der Diskussion und postete ein Foto von einem Model in besagtem grünem Anzug mit der Caption: IST EINFACH IRGENDWIE LESBEN-CHIC. Dafür gab es etwa siebzigtausend Likes, obwohl dem Account nur zwölftausend Leute folgten.

Der angepinnte Kommentar direkt darunter: Sag nicht it's giving Ellen!

Darüber musste sogar Lola lachen, die im Bett lag und versuchte, sich einen Überblick über den angerichteten Schaden zu verschaffen. Einerseits war das wirklich gutes Marketing, und andererseits musste sie gleichzeitig weinen, weil ihr das Ganze so peinlich war. Es war ein schmaler Grat dazwischen, eine Internetbekanntheit und Main Charakter sein – und man sollte besser nie, niemals Main Charakter sein.

Der Anzug war innerhalb weniger Stunden ausverkauft, und das Geschäft verkündete, der Gewinn werde zu hundert Prozent ans Trevor Project für die Suizidpräventionsarbeit in der queeren Szene gehen.

Lolas Team berief für den nächsten Tag eine Notfall-Sitzung ein.

»Wir kriegen das hin«, versprach Todd, ihr Manager.

»Es tut mir so leid«, beteuerte sie zum hundertsten Mal. »Mir war einfach nicht klar, dass das so problematisch ist.«

»Ob es problematisch ist oder nicht, ist eigentlich ganz egal«, sagte Todd. »Es kommt nur darauf an, wie es wahrgenommen wird.«

»Kann ich nicht einfach die Spende ans Trevor Project verdoppeln?«, fragte sie.

»Das solltest du auf jeden Fall«, meinte Todd. »Aber das ist erst der Anfang.«

Ihr PR-Manager hatte die Idee, Aly Ray Carter das Feature vorzuschlagen.

ARC, wie sie von ihren Fans genannt wurde, war berühmt für ihren Stil, unheimlich klug und weithin respektiert. Als Freelancerin schrieb sie für *The Cut*, *Vanity Fair*, die *Vogue* und sogar das *New York Times Magazine*, wo sie schonungslose Modeschauverrisse schrieb und brillante Kulturkritik betrieb. Sie erfand dabei häufig neue Begriffe, die dann prompt in den allgemeinen Sprachgebrauch übergingen – Dinge wie *GTF* (geheimer Treuhandfonds), um zu beschreiben, wie so viele Influencer so offensichtlich über ihre Verhältnisse lebten, oder *Bushwick University*, weil in diesem Teil von Brooklyn niemand älter als achtzehn zu sein schien. *The Cut* druckte diese Schlagworte oft auf T-Shirts – wobei Aly selbst in den sozialen Medien nicht besonders präsent war und deshalb gar nicht klar war, ob sie überhaupt verstand, was sie für einen Einfluss hatte.

Sie war ebenfalls ein Nepo-Baby, ging damit aber so offen um, dass es niemand gegen sie verwenden konnte. Ihr Vater war Herausgeber eines Technikmagazins, ihre Mutter Geschäftsführerin in einem Buchverlag. Wenn überhaupt – so dachte Lola jedenfalls – machte das Aly noch interessanter: Sie stammte aus einer Familie von Meinungsmachern.

Wenn ARC sich wohlwollend zu Lola äußerte, würde sich alles zum Guten wenden. Und damit das passierte, musste Lola nur einen guten Eindruck machen, was sie schon ihr Leben lang versuchte.

Außerdem war es einfach Fakt, dass Lola nicht homophob war. Sie war mit LGBTQ+-Menschen aufgewachsen, war von ihnen geliebt worden und hatte sie wiedergeliebt, und sie hatte immer nur an Orten gelebt, wo die queere Community ganz selbstverständlich erfüllte Leben lebte wie alle anderen. Der Begriff Lesben-Chic hatte für sie einfach keine negative Konnotation.

Aber laut ihres Publikums und damit auch laut ihres Teams war es ein Begriff, den sie besser nicht verwendet hätte, und eine in ihrer Notizen-App verfasste Entschuldigung würde nicht ausreichen. Und genau deswegen befand sie sich jetzt hier, in einem Uber, am ersten wirklich heißen Tag des Jahres, und hoffte, dass Aly Ray Carter geneigt war, ihre Karriere zu retten.

Eine leichtsinnige Stimme in ihrem Inneren versuchte ihr einzureden, dass sie einfach nicht zum Interview gehen und die Welle dieses Skandals bis in die Vergessenheit surfen sollte. Vielleicht könnte sie dann einfach neu anfangen. Wenn sie ehrlich zu sich war, klang das gar nicht mal so schlecht. Allerdings hätte sie sich, wenn sie *wirklich* ehrlich zu sich selbst gewesen wäre, gar nicht erst auf die Deals eingelassen, die sie in die Stratosphäre katapultiert hatten. Ganz ehrlich: Dann hätte sie nämlich zugeben müssen, dass sie sich, je erfolgreicher sie wurde, immer weiter von dem entfernt hatte, was sie eigentlich tun wollte. Sie hatte nie davon leben wollen, Fotos von *sich selbst* zu machen. Und doch war es genau das, wofür sie jetzt bekannt war.

Außerdem war der lautere Teil von ihr ohnehin viel rationaler. Es ergab einfach keinen Sinn, alles wegzwerfen, was sie sich aufgebaut hatte.

»Love you«, sagte Ryan am Telefon. »Viel Glück. Mein Gott, es ist wirklich so ein typischer PR-Move, eine lesbische Journalistin zu einem Feature zu überreden.«

»Aber irgendwie auch genial, oder?«

»Ja, definitiv. Ich würde es genauso machen. Sag ARC liebe Grüße von mir.«

»Weiß sie, wer du bist?«

»Äh, ich meine, I wish?? Sie ist einfach so cool. Diese Tom-Ford-Sonnenbrille bringt mich um den Verstand.«

»Ja, stimmt.« Lola lächelte. Sie wusste genau, welche Brille er

meinte. »Sie ist echt total ...« Lola verstummte und suchte nach dem richtigen Wort. »Heiß.«

»Oh ja, sie ist der heißeste Mensch E-V-E-R. Aber voll die Herzensbrecherin. Was ich da für Geschichten gehört habe ... Das willst du gar nicht wissen.«

»Ach ja?« Aus irgendeinem Grund war Lola plötzlich neugierig, welche Herzen Aly gebrochen hatte – und wann, warum und wie.

In dem Moment hielt das Auto vor dem Restaurant.

»Erzähl es mir danach. Love youuuu.«

»Pass auf, was du ihr erzählst«, sagte er noch. »Sie ist immerhin Skorpion.«

\*\*\*

Aly wartete an einem kleinen Tisch für zwei in einer Ecke hinten im Evelina, einem italienischen Bistro in der Nähe des Fort Greene Parks, auf sie. Abgesehen von einem Pärchen, das sich bei einer Tasse Kaffee aneinanderkuschelte, und den jungen, attraktiven Bedienungen, die an der Theke Zitrusfrüchte aufschnitten, war es leer. Am ersten heißen Tag des Jahres würde es zur Happy Hour sicher voll werden, und alle würden nach Blue Point Austern und Orangenwein schreien, also war Lola sehr froh, dass sie sich morgens trafen und so zumindest ein wenig Privatsphäre hatten.

»Lola«, sagte Aly, als Lola auf sie zukam, und stand auf.

Lola nahm sich einen Moment Zeit, um Aly zu mustern. Sie war der Inbegriff von intellektuellem Luxus, in einer schwarzen Leinenhose, die locker an ihrer schlanken Figur herunterfiel, einem perfekt geschnittenen schwarzen T-Shirt und schwarzen Leder-Slippers von Celine. Ihr langes braunes Haar wurde von einer Schildpatthaarspange im Neunzigerjahrestil zu einem niedrigen

Pferdeschwanz zusammengehalten – vielleicht war die Spange aber auch wirklich vintage, dachte Lola. Alys berühmt berüchtigte Tom-Ford-Aviator-Sonnenbrille lag neben einem Moleskine Notizbuch (mit Initialen) auf dem Tisch, daneben ein Aufnahmegerät. Eine *Paris Review* Stofftasche hing an ihrer Stuhllehne.

Lola versuchte zu schlucken und stellte fest, dass ihr Mund ganz trocken war. Es konnte einen wirklich einschüchtern, wie schön Aly im echten Leben war. Eine Kristen Stewart nach Dienstschluss, mit längeren Haaren und dem Charisma eines A-Promis und so cool wie ... Lola fiel tatsächlich auf Anhieb niemand Cooleres ein. Aly spielte in einer ganz eigenen Liga.

Lolas Magen machte einen Rückwärtssalto, als ihr klar wurde, wie overdressed sie in ihrem gerüschten Maxikleid war. Sie fragte sich, was Aly wohl von ihr dachte, ob sie sie ästhetisch und charmant fand, oder eher kitschig. *Lächeln*, befahl sie sich selbst. Sei *liebenswert*. Wenigstens hatte sie die hohen Schuhe in der Handtasche gelassen.

»Wirklich schön, dich kennenzulernen«, sagte Lola. Ihr wurde ganz heiß, als ihr auffiel, dass sie außer Atem klang. Wie peinlich! Sie hatte überhaupt keinen Grund, außer Atem zu sein. Vom Auto bis hierher waren es kaum mehr als zehn Meter gewesen. Und trotzdem pochte ihr Herz, als wäre sie gerade einen Kilometer gelaufen (nicht, dass Lola laufen ging – sie hasste unnötiges Kardiotraining).

Aly war ein paar Zentimeter kleiner als sie, was nicht besonders überraschend war. Mit ihren fast eins achtzig war Lola dran gewöhnt, meistens die größte Frau zu sein. Aly war auch insgesamt kleiner – während Lola groß und sportlich gebaut war, war Aly schlank und schmal.

Lola wusste nicht genau, warum sie sich so auf die physiologischen Unterschiede zwischen ihnen fixierte. Normalerweise ver-

glich sie sich nicht mit anderen Frauen.

»Oh, wir haben uns schon mal gesehen.« Aly schüttelte ihr die Hand. Ihr Gesichtsausdruck war neutral.

»Tut mir wirklich leid, aber natürlich!« Lola versuchte, ihren Fauxpas mit einer Lüge auszubügeln. »Ich dachte nur nicht, dass du dich an mich erinnern würdest.«

Sie ging sämtliche Möglichkeiten durch, wo sie Aly schon mal begegnet sein könnte. Einerseits war sie sich nicht sicher, wie sie so etwas hätte vergessen können, andererseits war sie bei Events oft in einem völlig anderen Modus, viel zu verkopft und abgelenkt, um sich zu merken, wen sie kennengelernt hatte. Sie spürte, wie Panik in ihr aufstieg. Wahrscheinlich fand Aly sie schon jetzt total unhöflich.

Aly zog nur eine perfekt gezupfte Augenbraue hoch, während ein leichtes Lächeln über ihr Gesicht flackerte. »Bitte, setz dich doch. Ich habe einen Cappuccino bestellt, aber ich wusste nicht, was du möchtest.« Irgendwie oldschool – ihre Bestellung und sie selbst. Als käme sie aus einer anderen Ära.

»Also mir reicht erst mal das Wasser, danke.« Lola war zu nervös für Kaffee. Um das zu kompensieren, schaltete sie in ihren professionellen Influencer-Modus um und holte tief Luft. Sie setzte sich gerade hin, klimperte mit den Wimpern und stellte sich darauf ein, witzig und nett zu sein, jemand, mit dem man Spaß haben konnte. Das war die Persönlichkeit, die ihrem Team so vertraut war und die ihre Markenkunden liebten. Bisher hatte sie sich auf diese Lola immer verlassen können.

»Danke, dass du für mich hergekommen bist«, sagte Aly.

»Ah, wohnst du hier in der Nähe? Das Viertel ist echt toll!«

Aly nickte. »Neben dem Park.«

»Wie schön«, sagte Lola. Das Viertel bestand praktisch nur aus eleganten Stadthäusern, Bäumen und Charme. Ein ganz anderes

New York, gemütlicher und einzigartiger. Perfekt geeignet für die junge Frau, die ihr gegenüber saß. Lola war dagegen wie gemacht für Soho, das wunderschöne Chaos, den Luxus, die andauernde Identitätskrise.

Anscheinend hatten sie beide den richtigen Ort für sich gefunden.

Lola konnte nicht anders, als Aly zu beobachten, die gerade ihr Notizbuch aufschlug. Sie hatte weiche braune Augen, eingerahmt von dichten, dunklen Wimpern. Ihre hohen Wangenknochen und ihre markante Kinnlinie kamen ohne auch nur einen Hauch von Make-up aus. Sie war wunderschön, aber auf eine so subtile Art, dass es Lola einfach unfair vorkam. Sie fragte sich, ob Aly das überhaupt zu schätzen wusste, oder ob es eher eine Last war, so hübsch zu sein – ob sie deswegen zum Beispiel weniger ernst genommen wurde. Denn Aly wirkte vor allem wie jemand, dem es sehr wichtig war, ernst genommen zu werden.

Ein Windstoß wehte durch die offenen Balkontüren herein, und ein unglaublicher Duft stieg Lola in die Nase. Sie konnte ihn nicht einordnen. »Oh mein Gott, wonach riecht es hier?«

Aly blinzelte. »Hm?«

»Riechst du das nicht? Irgendwie ... holzig, aber auch zitronig? Riecht nach Sommer. Oh Mann, was ist das?« Lola war fast berauscht von dem Duft, so sehr, dass sie einen Moment lang ihre professionelle Maske abgelegt hatte.

Aly grinste verlegen. »Ähm ... das bin wahrscheinlich ich.«

Lolas Wangen glühten. »Bitte sag mir, welches Parfüm das ist!«

»Es heißt Molecule 01«, sagte Aly. »Angeblich passt es sich an den eigenen, natürlichen Geruch an oder so was.«

»Wow, dann hast du wirklich einen tollen natürlichen Geruch.«

»Danke.« Aly wich Lolas Blick aus.

Lola hätte sich am liebsten entschuldigt und dann komplett von

vorne angefangen, sich besser abgegrenzt – oder Aly zumindest nicht gesagt, wie gut sie roch, verdammt nochmal. War es überhaupt möglich, noch notgeiler zu klingen? Dachte Aly etwa, dass sie mit ihr flirtete?

Flirtete sie etwa?

Aly schaute Lola immer noch nicht an, schaltete das Aufnahme-gerät ein und schlug eine neue Seite auf. Sie tippte mit dem Kugelschreiber auf einem Blatt voller unleserlicher Kritzeleien herum.

»Cappuccino mit Vollmilch?« Die Bedienung stellte Alys Getränk vor ihr auf den Tisch. Es sah toll aus, wie der Milchschaum ein kleines Stückchen über den Rand der weißen Keramik-tasse hinausschaute.

Lola kämpfte gegen den Drang an, ein Foto davon zu machen. »Vollmilch«, sagte sie. »Wie klassisch.«

Und dann schaute Aly sie endlich an, und ein Schauer durchfuhr Lolas ganzen Körper, als ihre Blicke sich trafen. »Ich finde irgendwie, die ganze Pflanzenmilchgeschichte ist ein bisschen außer Kontrolle geraten. Ich meine, müssen wir wirklich Hafer melken?«

Lola lachte. »Ich mag Hafermilch.«

»Klar magst du Hafermilch«, gab Aly zurück.

Lola wusste nicht, was sie davon halten sollte.

Einen Moment lang starrten sie einander an. Lola spürte, wie ihr Herz wild in ihrer Brust pochte. Sie wusste wirklich nicht, warum sie so verdammt nervös war, sie hatte doch ständig Presse-termine.

»Also, Lola, das hier wird ein Feature, okay? Ich möchte dich kennenlernen.«

»Okay.« Lola lächelte angespannt. »Das musst du mir ein bisschen genauer erklären.«

Aly lachte. »Sorry«, sagte sie, und so, wie sie es sagte, machte es auf Lola überraschenderweise den Eindruck, als könnte Aly even-

tuell auch nervös sein. Aber bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, sagte Aly mit einer Stimme, die mindestens so professionell klang wie die einer Radiosprecherin: »Du warst eine der ersten Fashion-Bloggerinnen, die ein mehrere Millionen schweres Unternehmen aus ihrem Instagram-Account gemacht haben. Warum wolltest du ursprünglich Influencerin werden?«

Alys veränderter Tonfall brachte Lola zum Lächeln. *Das kann ich auch*, dachte sie, bevor sie in Gedanken ihr Mantra aufsagte. *Abwarten. Atmen. Du bist Lola Likes, verhalte dich auch so.*

»Content Creatorin«, korrigierte sie und ignorierte, wie Aly unverhohlen die Augen verdrehte. Sie hatte wieder in den professionellen Influencer-Modus geschaltet. »Das hat auf dem College angefangen. Ich habe mich immer mehr für Secondhandkleidung und das Upcycling von Klamotten interessiert. Ich habe angefangen, gebrauchte Kleidung zu kaufen und ihr ein neues Leben zu schenken. Mich haben ständig Leute auf meine Outfits angesprochen.« Sie hielt inne und fragte sich, ob sie zu weit in ihre Vergangenheit zurückgegangen war, aber Aly hörte ihr zu und schien gefesselt zu sein. »Dann habe ich im College Ryan kennengelernt, und er hat mich dazu überredet, darüber zu bloggen. So ist Lola Likes entstanden. Ich hatte ein paar unterschiedliche Rubriken – Lola Likes, Lola Loves, Lola Hates –, die Titel sind ziemlich selbst-erklärend. Dann war da noch Lola Loots, also Haul-Videos von meiner Shopping-Ausbeute, und Lola Listens, wo ich Fragen beantwortet habe. Irgendwann war es sinnvoller, das von meinem Blog auf Instagram zu verlegen. Ich glaube, das erste Tutorial, das so richtig viral ging, war, wie man aus einem Target-T-Shirt eins von The Row macht.«

Aly zog eine Augenbraue hoch. »Wie macht man denn ein The Row aus einem Target-T-Shirt?«

»Da musst du dir wohl mein Video anschauen.« Lola zwinkerte ihr

zu, was sich ein bisschen seltsam anfühlte. Ihr Fuß berührte unter dem Tisch etwas Weiches, und Aly zuckte zusammen. »Oh, Shit, sorry. Habe ich dich gerade getreten?«

»Ja.« Alys Augen funkelten belustigt.

»Tut mir echt leid«, stöhnte Lola. Sie versuchte verzweifelt, die Fassung wiederzuerlangen. Vor ein paar Sekunden war es so gut gelaufen. »Manchmal weiß ich einfach nicht, wie lang meine Beine sind.«

Zu Lolas Überraschung fing Aly an zu lachen. Sie hatte ein schönes Lachen, warm, tief aus dem Bauch heraus. Lola gefiel dieses Lachen, aber vor allem gefiel ihr, dass sie es hervorgerufen hatte. Als hätte sie irgendein undefinierbares Spiel gewonnen.

»Aber erzähl ruhig weiter«, sagte Aly. »Du wolltest mir gerade sagen, wie du deinen Durchbruch geschafft hast.«

Lola zog ihren Fuß von Aly weg, aber unter dem kleinen Tisch trennten sie trotzdem nur wenige Zentimeter. Vielleicht wurde sie einfach verrückt, aber sie war sich fast sicher, dass sie die Hitze spürte, die Alys Bein abgab. Sie holte tief Luft und versuchte, sich daran zu erinnern, was sie gerade gesagt hatte. »Okay. Also ja, na ja, nach diesem ersten viralen Video ging es so richtig ab.«

»Erzähl mir mehr«, drängte Aly. »Wie sah das aus, als es so richtig abging?«

»Na ja, zuerst wurde ich zu echten Fashion Shows eingeladen. Als ehemalige Mode-Outsiderin war ich damit plötzlich mittendrin. Insiderin. Dann kamen SponCon, Brand Deals, und dann das echte, eigentliche Einkommen. Ich musste mir nicht mal einen Vollzeitjob suchen, als ich meinen Abschluss hatte. Nicht, dass das hier kein Vollzeitjob wäre – man ist definitiv rund um die Uhr beschäftigt, aber du weißt sicher, was ich meine. Ich war nie eine Büromaus. Um also auf deine Frage zurückzukommen: Ich würde gar nicht sagen, dass es mein Ziel war, Content Creatorin zu werden.

Aber ich habe Content created, und es hat den Leuten gefallen, und ... na ja, so kam eben eins zum andern.«

»Büromaus«, wiederholte Aly und schrieb sich etwas auf. »Statt also den Leuten zu zeigen, wie sie aus ihren Sachen The-Row-Klamotten machen ... trägst du einfach direkt The Row.«

Lola verzog das Gesicht. »Wenn du das so ausdrückst, hört es sich gar nicht mal so gut an. Aber ja. Jetzt bekomme ich kostenlos The-Row-Klamotten.«

»Und wie würdest du jetzt deinen Stil beschreiben?«

»Bohemian Chic«, sagte Lola. Ihre Standardantwort.

»Ach ja?« Aly war nicht so leicht zu überzeugen. »Und was genau heißt das?«

»Ähm.« Lola hatte keine Ahnung, wie sie diese Frage beantworten sollte. Was war eigentlich ihr Stil? Wie hieß der *Ständig-alles-kostenlos-Stil*? Abgesehen davon, dass sie die neuesten Trends geliefert bekam, bevor sie offiziell erschienen, wusste sie nicht wirklich, wodurch sich ihr Stil von allen anderen unterschied. Sie zeigte vage auf ihr Rüschenkleid. »Es bedeutet, dass ich so aussehe.«

Lola hatte plötzlich das furchtbare Gefühl, dass Aly enttäuscht war, als diese auf ihre Notizen hinabblickte. Sie setzte ihr gewinnendstes Lächeln auf, als Aly wieder zu ihr aufschaute. »Erzähl mir von deinem Privatleben. Den Menschen, mit denen du die meiste Zeit verbringst. Der, der mit dir in dem Video war – Ryan Anderson, der Mode-PR-Typ? Das ist der Ryan aus deiner Collegezeit, den du eben erwähnt hast?«

Lola nickte. »Ich weiß nicht, was ich ohne ihn machen würde.«

»Und was ist mit deinem Partner?«

»Justin, genau«, antwortete sie. Aus irgendeinem Grund war es ihr unangenehm, dass Aly von ihrem Freund wusste. »Er ist Kinder-Onkologe.«

»Wie habt ihr euch kennengelernt?«

»Wir waren zusammen auf der Highschool.«

Das schien Aly zu überraschen. »Wirklich? Ihr seid schon so lange zusammen?«

»Ach, nein, nein, nein«, sagte Lola rasch. »Wir sind uns nur auf der Highschool zum ersten Mal begegnet. Wir haben uns dann wiedergetroffen, als wie schon älter waren.« Irgendwie wollte sie Aly nicht mehr darüber erzählen. Es kam ihr unwichtig vor. Und sie wollte nicht, dass Aly sie als »Lola-mit-Freund« sah. Sie wollte, dass sie sie einfach nur als Lola sah, als einen eigenständigen Menschen, nicht an einen Mann gebunden.

»Ich habe gelesen, dass er auch im Vorstand der Black-Alumni-Organisation der USC ist«, sagte Aly.

Lola nickte. »Er engagiert sich sehr dafür. Er betreut eine Gruppe von College-Studierenden, und er organisiert ständig Benefizveranstaltungen und solche Sachen.«

»Okay, der perfekte Mann. Also, wie ernst ist es mit euch? Ist er der Richtige?« Diese Frage hatte etwas Herablassendes, als fände Aly die Vorstellung lächerlich. Lola ignorierte das.

»Wir sind momentan einfach froh, dass wir uns haben«, antwortete sie angespannt. »Ich versuche, das nicht zu zerdenken.«

Aly schien das zu akzeptieren und ging zum nächsten Teil über. »Und was machst du in deiner Freizeit?«

»Freizeit.« Lola lachte.

Sie konnte das kaum abgrenzen: Indem sie jeden Moment ihres Lebens dokumentierte, verwandelte sie jede wache Sekunde in eine Ware. Aber das würde sie vor Aly niemals zugeben.

»Ich gehe gerne aus. Ryan und ich probieren die Dirty Martinis in verschiedenen Bars der Stadt.« Ihr war klar, dass sie in letzter Zeit wahrscheinlich zu viel trank, aber sie wusste nicht, was man sonst machen sollte, wenn man ausging.

Aly nickte. »Okay, erzähl mir von deinen Brand Partnerships.«

»Von welchen denn?«

»Von denen, die du am liebsten magst.«

»Tut mir leid, aber das geht nicht. Laut meinen Verträgen darf ich nicht sagen, dass ich eine Marke lieber mag als andere. Such dir eine aus, dann erzähl ich dir davon.«

»Okay.« Aly nickte und schaute in ihr Notizbuch. »Erzähl mir etwas über ... Lola for Rêver.«

»Yay! Französische Morgenmäntel.« Lola versuchte, begeistert zu klingen. »Aus waschbarer Seide. Sie haben einen personalisierten nur für mich gemacht, in meinem Lieblingsrosa. Mit dem Link in meiner Bio bekommt man zwanzig Prozent Rabatt. Ich kann gar nicht genug davon bekommen, sie sind echt super.« Lola war kein großer Fan von Morgenmänteln. Aber es war ein lukrativer Deal und für sie nicht sonderlich viel Arbeit.

Aly tippte mit dem Stift aufs Papier und las Lolas Gedanken. »Wie viel von deinem Einkommen erzielst du momentan mit Brand Deals?«

»Eigentlich ... alles?«

Aly notierte das. »Und worauf arbeitest du hin?«, fragte sie. »Was ist dein Plan für die nächsten fünf Jahre?«

»Also ich glaube, ich habe gar keinen.« Lola zuckte die Achseln. »Ich kann kaum über den nächsten Monat hinausdenken, von den nächsten fünf Jahren ganz zu schweigen. Es geht schon so lange alles so schnell, dass ich gar keine Zeit zum Planen habe. Ich lasse mich einfach treiben.«

Aly dachte einen Moment lang darüber nach. Sie tippte immer noch mit dem Stift auf ihrem Notizbuch herum. »Wie entscheidest du, mit wem du zusammenarbeitest? Du hast die Luxusmorgenmäntel für die Follower, die zu Hause bleiben, die Aviator-Brillen für die Cool Girls, die Vitamin-B-Tabletten für die Wellness-Jun-

kies, die Cowboystiefel für ... ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, wer gerade Cowboystiefel tragen sollte. Und da sprechen wir nur vom vergangenen Monat. Ich versuche, irgendeine Verbindung zwischen deinen Kunden zu sehen, aber es erschließt sich mir nicht wirklich.«

*Weil es keine gibt, hätte Lola am liebsten gesagt. Ihr Herz pochte wie wild. Ich sage einfach zu allem Ja, was mein Team mir empfiehlt. Weil sie wollen, dass mir so viele Leute wie möglich folgen.*

Stattdessen sagte sie: »Ich versuche einfach nur, meinen Lebensunterhalt zu verdienen, genau wie alle anderen.« Alys Frage hatte sie zu einem seltenen Moment der Offenheit gedrängt, was vielleicht ihr Ziel gewesen war. Sie war sich nicht sicher, ob ihr das Gefühl gefiel.

»Hmm.« Aly runzelte die Stirn. Sie sah aus, als würde sie über etwas Wichtiges nachdenken, als versuchte sie, eine unlösbare Gleichung zu knacken.

»Was?«

»Na ja, also es ist so.« Sie ließ den Stift los und legte auf dem Tisch die Hände zusammen. »Ich höre, was du sagst. Deine Geschichte. Und es hört sich einfach so an, als würdest du gar nichts mehr von dem machen, was dir anfangs Spaß gemacht hat. Du bekommst einfach nur kostenlos Sachen und klatschst deinen Namen auf irgendwelche Produkte. Du hast Mode studiert, aber du arbeitest nicht wirklich mit Mode.«

Lolas Magen krampfte sich zusammen. »Autsch.« Sie lachte ungläubig. »What the fuck, Carter?« Vielleicht war es eine Grenzüberschreitung, sie so anzusprechen, aber diese Kritik war so persönlich, dass sie nicht anders konnte.

»Ich will gar nicht gemein sein, ich finde einfach, man kann nicht sagen, dass du im Modebereich arbeitest, weißt du? Außer du

nennst es ... Freelance-Marketing? Ich hatte dich gefragt, wieso du Influencerin werden wolltest – sorry, Content Creatorin – und du hast mir eher erzählt, wie es passiert ist, nicht warum.«

Lola verzog das Gesicht. Auf das Warum hatte sie keine Antwort. Es war einfach passiert. »Was ist deine Frage?«

»Entschuldige, ja, natürlich. Was ich wahrscheinlich wissen will, ist: In einem Leben voller kostenloser Produkte, wie soll man da wissen, was man wirklich will?«

Lola rutschte das Herz in die Hose. Genau das war die Frage, oder?

Sie fühlte sich vor Aly ganz nackt, und ihr wurde klar, dass sie mit den Tränen kämpfte.

Aber statt zu zeigen, wie schmerzhaft real das alles war, schüttelte sie den Kopf und verdrehte die Augen. Sie versuchte, Selbstbewusstsein auszustrahlen – oder zumindest Trotz. »Wow, ARC, deshalb wirst du so gut bezahlt, oder?« Sie war alles andere als überzeugend. Ihre Stimme brach und bebte.

In Wahrheit hatte sie keine Ahnung, was sie wirklich wollte. Sie hatte nur nicht gewusst, dass es anderen auffiel.

»Hey, tut mir leid.« Aly sah aus, als hätte sie wirklich ein schlechtes Gewissen, weil sie Lola so bedrängt hatte. »Du kannst ja mal darüber nachdenken. Du musst die Frage nicht beantworten.«

Es folgte ein langes Schweigen. Lola versuchte immer noch, nicht loszuheulen, und musterte ihre Fingernägel.

»Alles okay?«, fragte Aly vorsichtig, dann legte sie Lola die Hand auf den Unterarm. Sie drückte sie ein bisschen, es fühlte sich warm und herzlich an.

Lola schaute auf. Ihre Blicke begegneten sich kurz, und Alys Gesichtsausdruck war offen, fragend. Als wäre sie wirklich besorgt, dass sie Lola verletzt haben könnte. Natürlich hatte sie sie verletzt, aber die weiche Hand auf ihrem Arm half irgendwie.

»Alles gut. Ich fühle mich nur ein bisschen ... nackt.« Ein schwaches Lächeln umspielte ihre Mundwinkel.

Alys Wangen liefen erdbeerrot an. Sie zog ihre Hand weg, als wäre ihr gerade erst klargeworden, dass sie sich berührten.

»Ich meine, nicht wirklich nackt«, verbesserte Lola sich rasch. »Natürlich nicht. Ist eine Metapher.« Und dann, in einem Moment, den sie schon bald bereuen würde, riss sie die Arme hoch und kippte ihr Wasserglas um.

»Oh mein Gott, Shit!«, schrie sie. »Sorry, sorry, sorry.«

Aly sprang auf, als der Eiswassertsunami in ihre Richtung floss. Sie schaffte es nur knapp, dem Wasser auszuweichen, sonst wäre sie völlig durchnässt gewesen. Eine Bedienung tauchte mit Servietten auf, wischte den Tisch und Alys Stuhl ab. Lola hatte die Hände vor den Mund geschlagen. Sie stand einfach nur da und wünschte, der Boden würde sich auftun und sie verschlingen.

Aly setzte sich wieder. Ihre Wangen waren nicht mehr rot, und sie grinste gutmütig. »Du musstest mir deshalb doch nicht gleich dein Wasser überschütten«, sagte sie lachend.

Lola stöhnte. »Es tut mir so leid.« Und dann, mit so viel Frechheit in der Stimme, wie sie sich traute: »Geschieht dir ganz recht, weil du mich so durchschaut hast.«

»Verstehe.« Aly hielt Blickkontakt.

Lola spürte, wie sich in ihrem Inneren etwas löste. Ja, es war eine fiese Frage gewesen, aber Ally hatte damit nicht ganz unrecht gehabt. Und sie hatte sich getraut, die Frage überhaupt zu stellen. Niemand in Lolas Leben war wirklich ehrlich zu ihr. Justin – und auch Ryan, wo sie schon dabei war – verpackte sein Feedback gern in Schmeicheleien. Auch wenn es sie verletzt hatte, musste sie zugeben, dass es verdammt reizvoll war, so durchschaut zu werden.

Es war sogar ziemlich heiß. Sie legte ihr rechtes Bein über das linke, nur um es gleich wieder herunterzunehmen. Auf einmal war

sie sich ihres eigenen Körpers viel zu sehr bewusst. Und auch Alys Körpers auf der anderen Seite des Tisches. Und des Abstands zwischen ihnen. Sie fragte sich, was Aly wohl sagen würde, was sie sehen konnte.

Sie redeten weiter, und Lola schob die verwirrenden Gedanken zur Seite. Dann hatte Aly sie eben komplett durchschaut. Na und? Sie war eben Journalistin. Es war ihr Job, Leute zu durchschauen. Es bedeutete nicht, dass sie einander auf irgendeine besondere Weise verstanden. Es sei denn ...

All das ging ihr durch den Kopf, während Aly sie nach ihrer Meinung zu den neuesten Fashion Shows, Veränderungen im Algorithmus und Mikrotrends befragte. Lola gab sich die größte Mühe, interessant und ein bisschen süß zu klingen, aber sie hatte absolut keine Ahnung, ob Aly ihr das noch abkaufte. Sie hätte alles dafür gegeben, einen Blick auf Alys Notizen werfen zu können.

Im Restaurant wurde es jetzt zunehmend voller, die meisten Leute hatten wohl Mittagspause und waren zum Essen hier. Lola wurde klar, dass sie schon seit mehr als einer Stunde mit Aly sprach.

»Woher hast du diese Narbe?«, fragte Aly.

»Oh Gott, sieht man die?« Lola war sich sicher gewesen, dass sie sie komplett abgedeckt hatte.

»Ich habe Fotos von dir ohne Lippenstift gesehen.« Aly lächelte geduldig. »Sie zieht deine Oberlippe ein kleines bisschen hoch. Man sieht dadurch deine Schneidezähne.« Sie hielt inne, als wüsste sie nicht genau, ob sie weitersprechen sollte. »Sieht süß aus.«

»Oh, ähm, danke.« Lola wurde ganz warm, und die Härchen an ihren Armen richteten sich auf.

Also hatte Aly sich Fotos von ihr angeschaut. Sie fragte sich, was sie wohl gedacht hatte, während sie sich durch die zahllosen Selfies scrollte. Ob Aly wohl einen bestimmten Typ hatte?

Auf einmal wurde Lola bewusst, dass sie ihr Haar gar nicht wie geplant offen getragen hatte. So viel zu ihrer neuen Frisur. Sie zog das Haargummi heraus, und ihr Haar fiel in weichen, goldenen Wellen um ihr Gesicht. Ein paar Strähnen blieben an ihrer verschwitzten Stirn kleben, und sie strich sie sich verlegen hinters Ohr, als sie Alys Blick bemerkte.

»Ist beim Snowboardfahren passiert«, sagte sie. »In Big Bear, bei einem Highschool-Ausflug. Ich bin voll auf die Nase gefallen und habe mir damit sämtliche Chancen versaut, mit irgendwem rumzuknutschen.«

Aly grinste. »Ich hätte dich eher für eine Skifahrerin gehalten.«

»Ach bitte«, rief Lola. »Ich bin eine total coole Snowboarderin, vielen Dank auch.«

Aly lachte. »Okay, das passt schon auch zu dir. Wobei es mir irgendwie leichter fällt, mir vorzustellen, wie du in der Skihütte heißen Kakao trinkst. Ich sehe da einen groben Strickpullover, eine weiche Pudelmütze, vielleicht auch kniehohe Uggs?«

»Ich mag Après-Ski schon sehr gerne«, gab Lola zu. »Meine Version ist aber nicht ganz so wie im J.-Crew-Katalog. Ich kann ziemlich schick aussehen, nachdem ich den Berg unsicher gemacht habe.«

»Weißt du was, das glaube ich dir sofort.« Dann wurde Aly wieder ernst. »Also, wo wir gerade dabei sind, sprechen wir über das, was eigentlich alle wissen wollen: Lesben-Chic.«

Lola nickte. Ihr Team hatte sie darauf vorbereitet, und sie ratterte herunter, was sie geprobt hatten. »Ich möchte mich bei allen entschuldigen, die ich durch meine Wortwahl verletzt habe. Mir ist bewusst, dass ich mir einen Begriff aus der queeren Community angeeignet habe. Viele der wichtigsten Menschen in meinem Leben gehören zu dieser Community, und manchmal vergesse ich einfach, dass ihre Redensweise nicht mir gehört. Aber ich wachse

und lerne ständig dazu, und ich hoffe, dass ich die Chance haben werde, mein Verhalten wiedergutzumachen.«

»Das mag ja alles sein, aber wie hat es sich angefühlt, auf diese Weise gecancelt zu werden?« Aly interessierte sich offensichtlich nicht für einstudierte Entschuldigungen.

»Echt schlimm«, flüsterte Lola. Unter Alys durchdringendem Blick fühlte sie sich sehr verletztlich.

»Ich muss schon sagen«, Alys Blick wurde weicher, als hätte sie gespürt, wie sehr das Ganze Lola mitgenommen hatte, »ich fand wirklich nicht, dass es besonders schlimm war.«

»Nicht?«

»Nein.« Aly ließ wieder dieses warme, herzliche Lachen hören. »Und ich habe mir das Video wirklich oft angeschaut. Es wirkte einfach so, als hättest du nicht groß darüber nachgedacht.«

Lola nickte begeistert. »Genau. Ganz genau!«

»Eigentlich interessiert mich die Reaktion auf das, was du gesagt hast, sehr viel mehr als das, was du gesagt hast. Ich meine, ich bin nicht besonders viel online, also fühle ich mich irgendwie wie eine Anthropologin. Es war wirklich seltsam, als hätten sie nur darauf gewartet, dich niederzumachen.«

Lola nickte. Dieses Mitgefühl war eine Erleichterung. »Ja, wirklich. Und ja, ich habe etwas Falsches gesagt. Wir sagen alle manchmal etwas Falsches, weißt du, was ich meine? Aber das macht mich doch nicht queer-feindlich. Ich bin nicht homophob. Die einzigen Pornos, die ich mir anschau, sind Girl-on-Girl!«

Aly fiel die Kinnlade herunter.

Lola wäre am liebsten tot umgefallen. Sie konnte nicht fassen, was sie gerade gesagt hatte.

Sie schlug sich die Hände vors Gesicht. »Man sollte mir verbieten, den Mund aufzumachen. Ich kann nicht nachträglich verlangen, dass etwas off the record bleibt, oder?«

»Nein.« Jetzt fing Aly wirklich an zu lachen. »Sorry. Das war einfach so gar nicht das, was ich erwartet hatte. Es braucht schon einiges, um mich zu schockieren. Ich bin fast beeindruckt.«

Lola nahm die Hände vom Gesicht. »Na ja, ich bin eben voller Überraschungen«, sagte sie zerknirscht.

»Gut zu wissen.« Aly legte ihren hübschen Kopf schief. »Aber nur, um das klarzustellen, für ...«, sie hielt inne und sah aus, als würde sie sich ein Lächeln verkneifen, »für meine Faktencheckerin: Du bist schon hetero, oder?«

»Ja.«

Lola fragte sich, ob Aly wirklich für ihre Faktencheckerin gefragt hatte, oder ob es einen anderen Grund geben könnte, aus dem sie sich für Lolas Sexualität interessierte – einen persönlichen Grund. Sie fragte sich, was es für Aly ändern würde, wenn sie etwas anderes als nur »Ja« gesagt hätte, aber sie wusste nicht, was sie sonst hätte sagen sollen.

Lola hatte noch nie jemandem von ihren speziellen Pornovorlieben erzählt, und jetzt hatte sie es einfach so Aly anvertraut. Aly, die erklärte Herzensbrecherin, und die ein Feature über sie schrieb, das wahrscheinlich Zehntausende von Menschen lesen würden, unter anderem Lolas Eltern. Und Justin. Und – und das war wahrscheinlich am schlimmsten – Justins Eltern. Sie konnte nicht fassen, dass sie mit Aly Ray Carter über Pornos redete. Ob Aly wohl Pornos schaute? In Lolas Kopf ging alles durcheinander.

»Na ja, falls es dich interessiert«, durchbrach Aly Lolas Panik, »du sahst in diesem Anzug wirklich ziemlich nach Lesben-Chic aus.« Ein kleines Lächeln zuckte auf Alys vollen Lippen, und ihre Augen funkelten verschmitzt. »Und das ist selbstverständlich ein Kompliment.«

»Danke.« Lolas Herz fing schon wieder an zu pochen. Aus

irgendeinem Grund, der sich ihr nicht erschloss, war das das Schönste, was Aly ihr hätte sagen können.

Lolas Blick streifte Alys Lippen. Ein perfekter Amorbogen. *Perfekt zum Küssen*. Der Gedanke flackerte in ihrem Gehirn auf, bevor sie ihn unterdrücken konnte.

Sie schluckte. Es war nicht richtig, darüber nachzudenken, die Journalistin zu küssen, die sie gerade interviewte. Damit objektivisierte sie sie doch. Aber ... Wie es sich wohl anfühlen würde? Würde Aly ihre Zunge verwenden? Ihre Zähne? Würde sie ihre Hände in Lolas Haar verkrallen? Würde Aly auf Zehenspitzen stehen müssen?

Lola musste sich zwingen, ihren Blick von Alys Mund loszureißen.

Aly schaltete das Aufnahmegerät aus, trank den letzten schaumigen Schluck von ihrem Cappuccino und winkte die Bedienung heran. Lola erhaschte einen Blick auf die glatte Höhlung unter Alys Achsel, direkt hinter dem Ärmel ihres T-Shirts.

*Reiß dich zusammen, Fine, dachte sie. Du gaffst doch wohl jetzt nicht die Achselhöhle dieser Frau an, verdammt!* Aber es war schon zu spät. Sie hatte sie schon angegafft.

Die Bedienung brachte die Rechnung, und Aly ließ einen Zehner auf den Tisch fallen. Lola konnte sich nicht daran erinnern, wann sie zuletzt gesehen hatte, dass jemand bar bezahlte.

»Also, dann hören wir bald voneinander.« Aly stand auf und streckte die Hand aus. »Vielen Dank, dass du dir Zeit genommen hast.«

Lola starrte völlig verwirrt Alys Hand an. Diese plötzliche Förmlichkeit traf sie wie kaltes Wasser im Gesicht. Vielen Dank, dass du dir Zeit genommen hast? Sie hätte nach alledem zumindest eine Umarmung erwartet. Vielleicht einen Kuss neben die Wange, in die Luft, wie in Frankreich?

Alys Hand, die ausgetreckt auf Lolas wartete, war schlank, sah aber trotzdem stark aus. Ihre Fingernägel waren kurz und unlackiert. Sie trug ein paar einfache Goldringe; ein zierliches Armband in Gold und Silber hing an ihrem blassen Handgelenk.

»Oh, ja.« Lola hatte zurück in die Gegenwart gefunden und griff nach Alys Hand. Sie war kühl. »Dir auch, danke!«

Aly drückte ihr die Hand. Ein Funke sprang über, und Elektrizität schoss ihren Arm hinauf und dann bis hinunter in ihren Magen. Lola wollte nicht loslassen. Aber sie tat es, widerwillig.

Und dann ging Aly.

Lola holte tief Luft. Sie atmete ein und aus. Sie legte die Handflächen auf den Tisch und versuchte, sich zu erden.

Aber das ging nicht. Sie fühlte sich, als würde sie schweben.

Lange nachdem Aly weg war, konnte Lola sie immer noch riechen.

## Kapitel 2

Erst ein einziges Mal in ihrem Leben hatte Lola auch nur annähernd die Art von elektrischer Spannung gespürt, die zwischen ihr und Aly entstanden war, während sie redeten. Das war, als sie vor fünf Jahren Justin wiedergetroffen hatte.

Auf der anderen Seite der vollen Galerie in Chelsea, wo die neue Gemäldekollektion ihrer Freundin Min eröffnet wurde (eine abstrakte Porträtserie in Blau- und Violetttönen), hatte sie ihn sofort erkannt. Min und Lola waren zusammen zur Highschool gegangen, es war also nicht überraschend, dass noch jemand von Harvard Westlake hier war. Aber es überraschte sie, dass es ausgerechnet Justin war.

Er war der heißeste Typ, der Star ihrer Schule gewesen, und

das wollte schon etwas heißen, weil fast alle – ausgenommen Lola und ein paar andere – von den Reichen und Schönen abstammten. Aber selbst in diesem Umfeld stach Justin heraus. Seine Eltern waren beide Anwälte für Unterhaltungsrecht und hatten eine Villa in Brentwood. Er sah nicht nur gut aus, er war auch Sportler, war in allen Fächern der Beste, und er war wirklich nett, bei allen beliebt. Außerdem hatte er immer eine genauso heiße Freundin. Allen war klar, dass er für Großes bestimmt war.

Justin und Lola waren in der Highschool nicht befreundet gewesen, aber weil beide die Fähigkeit hatten, mit allen gut auszukommen, waren sie auch nicht *nicht* befreundet. Lola verbrachte einfach nicht besonders viel Zeit mit der wirklich beliebten Clique. Sie war in einem Bungalow in Laurel Canyon aufgewachsen, als einziges Kind ihrer Mutter Jeanette, einer Kostümbildnerin, und ihres Vaters Roger, eines Kameramannes. Während Justin auf Partys ging, fuhr Lola mit ihren Eltern zum Set, wo Jeanette ihr beibrachte, wie man nähte und flickte, wie man erkannte, ob etwas echt oder nachgemacht war, und wann etwas teuer oder billig aussah. Roger wiederum brachte ihr bei, wie man es hinbekam, dass wirklich alles schön aussah – das Licht war entscheidend.

Sie war geradezu besessen von Style, von Menschen, deren Arbeit darin bestand, dafür zu sorgen, dass etwas gut aussah. Während ihr Freundeskreis Urlaub auf Cabo machte, blieb Lola zu Hause, schärfte ihren Sinn für guten Stil und befasste sich mit der Entstehungsgeschichte der Looks, die ihr am besten gefielen. Das war die eine Sache, über die sie sich mit ihren Eltern stritt. Sie wollten, dass Lola »eine richtige Teenagerin« war, doch die konnte es kaum erwarten, erwachsen zu werden und sich beruflich zu verwirklichen. Aber auch wenn es Reibereien gab, war Lola froh, ihre Eltern zu haben. Sie sah genau, wie unglücklich ihre Freunde und

Freundinnen und deren Eltern waren, trotz ihrer Villen und Profiküchen und Pools. Niemals hätte sie mit ihnen tauschen wollen. Eigentlich war es eine Ironie des Schicksals, dass ihr Leben heute viel mehr dem ihrer reichen Mitschüler ähnelte als dem ihrer Eltern.

Lola wusste, dass sie ihnen das Herz gebrochen hatte, als sie für das Modestudium nach New York gezogen war, und trotzdem unterstützten sie sie bedingungslos und besuchten sie, so oft sie konnten. Es war wichtig für Lola gewesen, L.A. zu verlassen, ihre Eltern zu verlassen. Sie wäre sonst nie ein eigenständiger Mensch geworden.

Erst zwei Jahre nach ihrem Abschluss lief sie Justin auf Mins Vernissage über den Weg, und da sie ihn als Erstes sah, konnte sie ihn ein paar Minuten lang ungehindert beobachten. Seine Hose war maßgeschneidert, sein weißes T-Shirt und die Goldkette verrieten Lola, dass er für die Kunstparty hip aussehen wollte. Aber er war ein bisschen zu adrett, um auch nur annähernd edgy auszusehen. Das gefiel Lola – sie hatte genug von den ganzen ungepflegten Downtown-Typen, den zerschlissenen Jenas und abgewetzten Sneakern und den endlosen bekifften Monologen über David Foster Wallaces *Unendlicher Spaß*. Justin hatte Stil. Er hatte genau ausgesehen wie der Mensch, der er schon immer hatte werden sollen.

Sie stürzte ein Glas Sekt hinunter, bevor sie sich auf den Weg zu ihm machte. Er riss die Augen auf, als sie auf ihn zukam, musterte sie von oben bis unten, so schnell, dass sie es fast nicht bemerkt hätte, aber es war definitiv passiert – Justin hatte sie abgecheckt. Als sie vor ihm stand, grinste er, also gefiel ihm das, was er sah.

»Hallo, Justin Wilson.« Sie grinste zurück.

Zu ihrer Überraschung riss er die Augen noch weiter auf und rief: »Ich habe keine Ahnung, wer du bist, aber ich würde es gerne wissen!«

Dann fingen sie beide lauthals an zu lachen, weil sie so dreist gewesen war, anzunehmen, dass er sie erkennen würde, und weil er so dreist gewesen war, ehrlich zuzugeben, dass dem nicht so war.

»Lola Fine«, sagte sie. »Wir waren zusammen auf der Highschool. Du bist zwei Jahre älter als ich.«

Es dauerte einen Moment, bis er sich zu erinnern schien. »Lola!« Er schnipste mit den Fingern. »Oh Mann. Du hast dich wirklich verändert.«

Das wusste sie. Sie war schon immer hübsch gewesen, hatte aber erst als Erwachsene gelernt, was sie tun musste, um wirklich gut auszusehen. Nachdem sie jahrelang Schauspielerinnen und Models studiert hatte, hatte sie irgendwann gelernt, die richtige Kleidung für ihren langen, kurvigen Körper auszuwählen, wie sie sich schminken musste, damit ihre Wangenknochen strahlten und ihre Rehaugen noch größer wirkten. Es war wie eine Superkraft, wenn man dafür sorgen konnte, dass man wirklich außergewöhnlich aussah. Und Justin war offensichtlich wie hypnotisiert.

»Erzähl mir alles, was du seit der Highschool gemacht hast«, sagte er.

»Ich habe an der Parsons Mode studiert. Und jetzt bin ich Fashion-Bloggerin.«

»Weißt du, das ist irgendwie perfekt. Du hattest schon immer den besten Stil. Und ist deine Mom nicht Kostümbildnerin?«

Sie nickte. Nicht zu fassen, dass er sich daran erinnerte. Sie war gerührt, auch wenn sie ihm nicht wirklich zustimmen konnte: Ihr Stil war auf der Highschool genauso schlimm gewesen wie der von allen anderen, mit Low-Rise Jeans und Partytops. »Okay, du bist dran«, sagte sie. »Was ist aus dem einzig wahren Justin Wilson geworden?«

»Ich studiere Medizin an der NYU.«

»Klar. Nicht überraschend.« Sie strahlte. Lola war schon jetzt

irgendwie stolz auf ihn, und das fühlte sich wirklich seltsam an.

»Wo wohnst du?«, fragte er.

»Lower East Side. Aber da wird es in letzter Zeit irgendwie immer lauter. Und du?«

»Murray Hill, aber es wird mir langsam ein bisschen zu klein.« Er schenkte ihr ein perfektes Lächeln. »Wo würdest du lieber wohnen? Warte, wollen wir bei drei unser Lieblingsviertel sagen?«

Sie nickte. Er zählte. »Eins, zwei, drei ...«

»Soho«, sagten sie gleichzeitig und bekamen wieder einen Lachanfall.

Die Leute beobachteten sie, wie sie in einer Ecke des Raumes so nah beieinanderstanden und lachten. Lola genoss die Aufmerksamkeit – von ihm und von allen anderen. Es war das Meet-Cute ihrer Träume, eine schicksalhafte Begegnung wie im Liebesfilm.

»Ich bin gerne in Manhattan, aber auf Dauer ist das nichts für mich«, sagte er. »Ich habe schon immer gewusst, dass ich irgendwann wieder nach L.A. will, näher zu meiner Familie, um dann selbst eine Familie zu gründen. Aber im Moment ist es hier super.«

Vielleicht hätte Lola mehr darüber nachdenken sollen, dass er nicht für immer hierbleiben wollte, sie aber schon. Sie war jetzt schon völlig verliebt in New York. Aber sie konnte in diesem Moment an nichts anderes denken als daran, wie sehr sie ihn wollte.

»Dann willst du also Kinder?« Seine Offenheit hatte sie überrascht.

»Ja, definitiv. Ganz viele.« Er grinste. »Ich glaube, ich bin vor allem auf der Welt, um Vater zu werden.«

Lola hatte noch nie wirklich darüber nachgedacht, Mutter zu werden. Sie hoffte, dass sie sich irgendwann sicherer sein würde, und sie hatte es attraktiv gefunden, dass Justin so genau wusste, was er wollte.

»Und du?«, fragte er. »Sollen wir gleich mit dem Gespräch wei-

termachen, indem wir uns all unsere Wünsche und Träume ver-raten?«

Bei dieser Frage bekam sie – wie es die Mädels bei *Love Island* ausdrücken würden – Schmetterlinge, und zwar nicht nur im Bauch. Keiner der Männer, die sie in New York kennengelernt hatte, hatte je so mit ihr gesprochen – aber Justin kam ja auch nicht aus New York.

»Ich liebe Mode schon mein ganzes Leben lang«, verriet sie ihm. »Hier zu sein, in dem Bereich mein Geld zu verdienen, das fühlt sich wirklich an, als ob ich etwas erreicht habe.«

Er schien von ihr beeindruckt zu sein, was sich wie ein Wunder anfühlte. Wenn sie nur in der Zeit zurückreisen und ihrem Teenie-Ich erzählen könnte, dass Justin Wilson in der Zukunft von ihr beeindruckt sein würde. Justin Wilson!

Je länger sie miteinander sprachen, desto mehr vergaßen sie den Rest der Welt.

Im Taxi zu seiner Wohnung hatten sie ihren ersten Kuss, seine Zunge in ihrem Mund, die perfekte Mischung aus forsch und sanft, die sie dahinschmelzen ließ. Ihre einzige Sorge war, dass sie sich ziemlich sicher gerade ihre Unterwäsche einsaute – so sehr fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie war nicht nur feucht, sie war nass. Ihre Haut stand in Flammen. Lola schaffte es gerade so, ihm nicht schon im Eingangsbereich seines Hauses die Kleider vom Leib zu reißen. Sie hatten die ganze Nacht lang Sex, und dann morgens wieder, und dann fast jeden Tag während der nächsten fünf Jahre.

Lola und Justin. Justin und Lola. Sogar ihre Namen passten zusammen. Sie liebte ihn durch und durch. Sie war für ihn da, als er seinen Abschluss machte und seine erste Assistenzzeit begann. Jedes Mal, wenn sie einen neuen Brand Deal aushandelte, stieß er

mit ihr an – und ermutigte sie dazu, ihre Möglichkeiten voll auszunutzen.

Nach all den Jahren war er immer noch ihr Traummann. Ein sexy Arzt, der auch in seiner Freizeit anderen half – er war nicht nur gut im Bett, er war ein guter Mensch.

Allerdings beschlich sie ab und zu, wenn sie es zuließ, das Gefühl, dass ihre Zeit irgendwann ablaufen würde. Er hatte es ernst gemeint, als er gesagt hatte, dass er nicht für immer in New York bleiben wollte, so sehr sie auch versuchte, es auszublenken. Wenn sie sich jetzt daran erinnerte, wurde sie fast sauer, weil Aly sie nach ihrer Zukunft mit Justin gefragt hatte, wo sie sich doch so viel Mühe gab, nicht darüber nachzudenken.

Außerdem wurde sie dreißig, nicht fünfundvierzig. Hier in der Stadt war dreißig das neue Zwanzig. In New York war sie quasi noch ein Baby. Sie hatte ihr ganzes Leben noch vor sich. Warum sollte sie zu diesem Zeitpunkt über »für immer« nachdenken?

Sie und Justin würden sich mit dieser Frage befassen, wenn die Zeit gekommen war. Es war ja nicht so, als gäbe es jemand anderen, mit dem er zusammen sein wollte. Nichts hatte sich je auch nur annähernd so angefühlt wie die Funken, die an jenem ersten Abend zwischen ihnen geflogen waren.

Jedenfalls bis heute Morgen. Bis zu ihrem Interview mit Aly. Aber das waren wahrscheinlich nur die Nerven, redete sie sich ein. Wenn man in der Anwesenheit eines anderen Menschen nervös war, konnte man das schon mal mit sexueller Spannung verwechseln.

Nervosität fühlte sich ganz ähnlich an wie Lust.

\*\*\*

Statt nach dem Interview direkt nach Hause zu fahren, ließ sich Lola beim Bloomingdale's am Broadway absetzen. Dort suchte sie nach Molecule 01 – nur, um herauszufinden, wie es aus der Flasche roch, beruhigte sie sich selbst. Nur, um herauszufinden, ob es auf der Haut wirklich so anders roch.

Im Radio lief »Texas Hold'Em«, und sie sang leise mit Beyoncé mit. Lola hatte das seltsame Gefühl, dass alle um sie herum jeden Moment anfangen würden, zu singen und zu tanzen, obwohl sie zugleich dachte, dass Flashmobs total 2024 waren.

*Okay, was ist ARCs Deal?*, schrieb sie Ryan und ließ den Blick über das Parfümregal schweifen.

Er antwortete sofort.

*Okay, den Gerüchten zufolge schleppt sie immer wieder Heterofrauen ab. Und dann lässt sie sie einfach fallen, wenn sie das Interesse verliert. Ihre Verflorenen sind überall. ÜBERALL! OMG, wie war das Interview???????*

Als sie das las, blieb Lola mitten im Gang wie angewurzelt stehen, so dass die Frau hinter ihr gegen sie prallte und ihr im Vorbeigehen einen missbilligenden Blick zuwarf.

Sie konnte verstehen, wie leicht das passieren konnte – dass sich Heterofrauen in Aly verliebten. Man musste nicht lesbisch sein, um sich zu ihr hingezogen zu fühlen; sie war wie ein Magnet.

Lola fand das Parfüm nicht, und es wäre ihr irgendwie peinlich gewesen, danach zu fragen. Sie wusste, dass sie in ihrem momentanen Zustand viel zu hektisch wirken würde, und so verließ sie Bloomingdale's mit leeren Händen. Ryans Nachricht wollte ihr nicht aus dem Kopf gehen.

Es war nicht weit zu ihrem Wohnhaus, eigentlich genau die richtige Zeitspanne, um ihren Manager anzurufen und das Gespräch zu beenden, wenn sie ankam, aber sie war einfach nicht in der richtigen Stimmung, um über Geschäftliches zu sprechen. Sie

wollte darüber sprechen, ob es möglich war, dass ein Parfüm sich an den natürlichen Körpergeruch von jemandem anpasste.

Energisch schüttelte sie den Wachtraum ab und versuchte, auf den Boden der Tatsachen zurückzukehren. Sie wählte Todds Nummer und starrte in die Wolken hinauf, während es tutete und tutete.

Todd hatte sich auf sie gestürzt, als Lola zweiundzwanzig war und gerade anfang, so richtig Aufmerksamkeit zu bekommen. Weil er sie entdeckt hatte, war es Lola nie gelungen, das Gefühl loszuwerden, dass sie ihm ihre Karriere verdankte. Dabei hatte er ihr eigentlich in den letzten Jahren nur am Rockzipfel gehangen und seine zehn Prozent kassiert. Ryan, ihr inoffizieller Karriereberater, hatte Lola schon mehrfach dazu gedrängt, sich von jemand anderem vertreten zu lassen. Nach ein paar Jahren in der Mode-PR kannte er sich mit Influencern und ihren Teams aus Management, Agenten und Anwältinnen sehr gut aus. Er war der Meinung, dass Lola aus jedem Bereich die besten verdiente. Zwar wusste sie diese Einstellung sehr zu schätzen, hing aber auch an ihren Gewohnheiten. Todd kannte sie schon, und diese Vertrautheit bedeutete ihr viel.

»Lola!«, sagte Todd endlich. »Wie ist es gelaufen?«

»Gut, glaube ich. Sie findet anscheinend nicht, dass der ›Leben-Chic‹-Kommentar besonders schlimm war. Eigentlich hat sie sich eher mehr für mich interessiert. Sie hat sehr viele persönliche Fragen gestellt und wollte alles über meinen Werdegang wissen.«

»Freut mich zu hören. Sie hat gerade dem Team geschrieben und uns mitgeteilt, dass The Cut ihr Pitch für das Feature angenommen hat, viel besser hätte es nicht laufen können. Hoffentlich schreibt sie einen schönen fetten Artikel.«

Als sie *The Cut* hörte, kam Lola ins Schwitzen – diese Leute konnten so ... na ja, so schneidend sein. Aber sie vertraute Todd.

Und schließlich ging es hier um die Verdienste des ganzen Teams.

»Was glaubst du, wann der Artikel rauskommt?«

»Sie ist echt schnell. Und jetzt hat er eine Basis in den Nachrichten, ob uns das nun gefällt oder nicht. Ende der Woche, schätze ich.«

Lola bedankte sich noch mal, dass er das Interview arrangiert hatte. Todd versprach, ihr sofort Bescheid zu sagen, wenn es etwas Neues gab.

Als sie aufgelegt hatte, lief sie an einem großen Spiegel mit Goldrahmen vorbei, den jemand auf dem Gehweg abgestellt hatte. Sie blieb stehen und betrachtete ihr Spiegelbild. Ihr Kleid bauschte sich in der warmen Brise, und ihr Haar umrahmte ihr Gesicht wirklich traumhaft. Es juckte sie in den Fingern, ein Selfie zu machen. Dieses Outfit war zu gut, um nicht auf Instagram zu landen, vor allem, wenn sie es schaffte, dass man im Spiegel auch die Stadt hinter ihr sah.

Stattdessen ging sie widerwillig weiter. Ihr Team hatte ihr gesagt, dass sie nichts posten sollte, bis das Ganze vorbei war. Vor allem sollte sie nichts posten, was oberflächlich rüberkommen könnte – und das traf, wie ihr klar wurde, in letzter Zeit eigentlich auf alles zu, was sie postete. Abgesehen vielleicht vom ein oder anderen inspirierenden Zitat.

Als sie sich vorstellte, wie Aly sich ihr Profil anschaute, verzog sie das Gesicht. Sie wusste nicht genau, warum es ihr so wichtig war, ARC zu beeindrucken. Andererseits wusste sie schon, warum sie es sich wünschte. Das Problem war, dass sie nicht wusste, was sie damit anfangen sollte. Also steckte sie die Frage in eine kleine Kiste ganz hinten in ihrem Gehirn und klappte den Deckel zu. Da hinten standen schon ein paar ähnliche Kisten, manche davon mittlerweile ganz schön verstaubt. Bisher war das noch nie ein Problem gewesen.

Als sie nach Hause kam, war es kurz nach zwei. Justin stand unter der Dusche: Das Wasser lief, und sie hörte ihn lautstark singen. Das fand sie jedes Mal besonders süß. Wie immer hatte er die Badezimmertür offen gelassen. So war Justin eben, nur offene Türen. Nichts zu verbergen. In seinem Gehirn gab es bestimmt keine kleinen Kisten. Wie immer ließ er sie – ganz ohne Worte – herein.

Es war nicht überraschend, dass Justin an einem Montagnachmittag zu Hause war. Er war wahrscheinlich gerade aufgestanden, weil er momentan Nachtschicht im Mount-Sinai-Krankenhaus hatte – das war eine der wichtigen Herausforderungen, die junge Ärzte und Ärztinnen in ihrer ersten Assistenzzeit bewältigen mussten. Lola hingegen war eine Nachteule der anderen Art. Wenn er sie durch ihre Rotlichtmaske geküsst hatte und sich aufgemacht hatte, um Leben zu retten, ging sie meistens später noch aus. Sie zog in glamourösen Outfits, die sie geschenkt bekommen hatte, von Party zu Party und zeigte sich auf den wichtigen Events der Stadt. Es machte ihr nichts aus, nachts lange unterwegs zu sein und am nächsten Tag auszuschlafen; sie hatte keinen Zeitplan, und sie brauchte auch nicht wirklich einen. Zeitpläne waren für Leute, die noch an ihrem Durchbruch arbeiteten. Lola musste sich keinen Wecker mehr stellen.

Justin war nur ein, zwei Nächte pro Woche zu Hause – dann klebte sie die ganze Zeit an ihm, während sie zusammen kochten, Fernsehen schauten und ins Bett gingen.

Es war ein wirklich süßes Ritual – aber ein, zwei Nächte pro Woche waren definitiv das Maximum, das sie zu Hause eingepfercht aushielt. War es länger, wurde sie rastlos.

Sie schüttelte ihre Sneakers ab – Justin konnte es gar nicht leiden, wenn sie im Haus Schuhe trug – und betrat die chaotische Höhle, die sie als Arbeitszimmer nutzte und die sich jeden Tag kleiner anfühlte. Darin standen Kleiderständer voller Rüschen-

kleidchen und langer Mäntel. Louis-Vuitton-Takashi-Murakami-Taschen in Plexiglasboxen, funkelnde Wasserflaschen, Skier von Chanel, eine Kiste mit nicht welkenden Blumen von Venus et Fleur, in der Form von L-O-L-A, und ein Stapel mit furchtbar unbequemen Schuhen von Net-A-Porter, ungetragen in ihren Kartons. Sehr wahrscheinlich würde sie sie einfach Ryan geben: Er verdiente einiges damit, solche Werbegeschenke auf The RealReal zu verkaufen.

Es sei denn natürlich, dass sie nie mehr solche Pakete bekommen würde, weil sie ihre Karriere ruiniert hatte.

*Nein*, dachte sie und versuchte, den nagenden Zweifel abzuschütteln. *Genau deswegen habe ich doch das Interview mit Aly gemacht. Es wird nicht lange dauern, bis alles wieder beim Alten ist.*

Sie watete weiter durch das Chaos.

Drei der Wände hatte sie rosa gestrichen und die vierte mit Blumentapete tapeziert. Das Licht kam von einem Vintage-Kronleuchter, den sie auf einem Flohmarkt in Paris gefunden hatte: ein Schatz, dessen Versand sie mehr gekostet hatte als der Kauf selbst. Sie hätte ihn gerne ins Wohnzimmer gehängt, aber Justin fand ihn zu auffällig.

An einer der Wände stand ein Regal voller Selbsthilfebücher: *Der 5-Uhr-Club* und *Outliers. Die Geheimnisse erfolgreicher Menschen*. Sehr oft ging sie komplett in einer der Ideen dieser Bücher auf, schaffte es aber irgendwie nie, sie fertig zu lesen, und gab deshalb alles nach ein paar Wochen wieder auf und las das Nächste.

Eine gewisse Ordnung gab es schon. Eine Ecke war für ihre Brand-Collaborations reserviert: die Lola-for-Rêver-Morgenmäntel und die Rasierer mit ihrem Namen darauf, sowie – und die waren definitiv wichtiger – eine Reihe wunderschöner, durchscheinender Maxikleider, die sie für Shopbop mitdesignt hatte.

Die Lola-Likes-Kleider stammten aus der Partnerschaft, die sie am meisten begeisterte, und sie wünschte, sie hätte Aly Ray Carter davon erzählen können. Die Kleider waren das Einzige, was sie tatsächlich designt hatte, das Einzige ihrer Projekte, bei dem sie wirklich ihre Leidenschaft ausgelebt hatte. Aber die Vertraulichkeitsvereinbarung war schon in Kraft, während die letzten Vertragsdetails geklärt wurden. Der Deal würde Ende des Sommers verkündet werden, pünktlich zur New York Fashion Week.

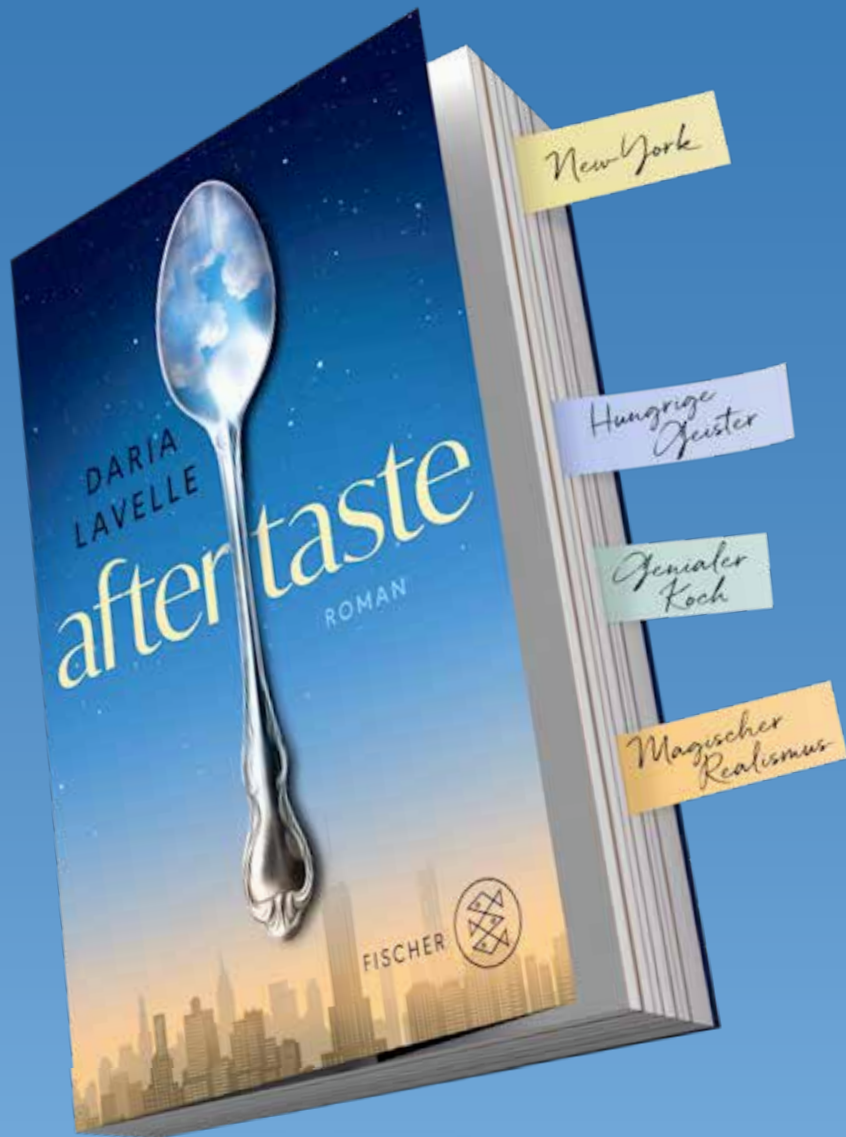
Mitten im Raum befand sich ein Haufen freizügiger Strandkleider von DÖEN, Strohüte, Bikinis von Monday Swimwear und Riemchensandalen, die sie sich für Capri aufhob. Sie hatte vor, in etwa den Vibe der zweiten Staffel von *White Lotus* zu treffen, mehr inspiriert von den Frauen, die Sexarbeiterinnen spielten, als von den Besucherinnen des Resorts.

Irgendwann, dachte sie, während sie sich unter all den Sachen umschaute, würde sie aus diesem Raum das Carrie-Bradshaw-Ankleidezimmer ihrer Träume machen. Aber nicht heute. Und definitiv auch nicht morgen. Und vielleicht auch nicht übermorgen.

...

WAS  
LIEST  
DU?

*Neugier*



## DARIA LAVELLE Aftertaste

OT: The Aftertaste | Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Eva Kemper  
ca. 416 Seiten | ISBN 978-3-7587-0052-1 | 18,00 € (D) | 18,50 € (A)  
Warengruppe: 1112 | Auch als E-Book erhältlich  
**Lieferbar ab 25.03.2026**  
Paperback | Deutsche Erstausgabe

Ein besonderer  
GESCHMACK.  
Ein letztes ESSEN.  
Eine einmalige  
ERFAHRUNG.

Der Tellerwäscher Kostya kann Verstorbene ins Leben zurückholen. Für ein einziges Mahl. Als er seine besondere Gabe entdeckt, eröffnet er in New York ein eigenes Restaurant, das trauernden Gästen Seelenfrieden verspricht. Etwas, wonach er sich selbst sehnt, seit sein ukrainischer Vater starb. Doch Kostyas Geisterküche bringt die Grenze zum Jenseits ins Wanken. Ausgerechnet seine neue Liebe Maura ist die Einzige, die weiß, dass er aufgehalten werden muss.

»Witzig und ergreifend, überraschend und befriedigend – dieses schöne Buch über den Tod strotzt nur so vor Lebensfreude.« [Karen Joy Fowler](#)

»Eine eindringliche Beschworung von Schmerz und Genuss und der Macht des Essens.« [Nigella Lawson, Köchin und Bestsellerautorin](#)

»The Bear« (Yes, Chef!)  
meets »Gespenster« von  
Dolly Alderton



## DARIA LAVELLE

schreibt Geschichten, von denen die meisten mindestens ein surreales Element aufweisen. Sie hat an der Princeton University studiert und mag Opern, Escape Rooms und Restaurants. Sie wurde in Kyiw, Ukraine, geboren, zog als Kind mit ihren Eltern in die USA und lebt heute mit ihrem Ehemann und ihren drei Kindern in New Jersey. »Aftertaste« erscheint in 13 Ländern und wird von Sony Pictures verfilmt.

Auf Instagram ist die Autorin zu finden unter [@daria.lavelle.author](#).

Daria Lavelle

*Neugier*

## AFTERTASTE

Aus dem Englischen von Eva Kemper

### TEIL 1

#### MUNDGEFÜHL

Mein Vater starb, als ich sehr jung war.  
Das ist die grundlegende Tragödie meines Lebens.  
Aber sein Geist hat mich nie verlassen, und das ist vielleicht  
das entscheidende Wunder meines Lebens.

*Eric Ripert*

*32 Yolks*

© 2025 by Daria Lavelle

Die amerikanische Originalausgabe  
erschien beim Verlag Simon & Schuster, New York.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Ilona Jaeger

Als Konstantin Duhovny zum ersten Mal etwas schmeckte, das er nicht gegessen hatte, saß er am Rand des öffentlichen Schwimmbeckens in Brighton Beach und wühlte mit den Fersen das Wasser auf, dass es schäumte.

Er betrachtete die Rücken der anderen Jungen – mit denen er eigentlich zusammen schwimmen sollte, die ihn aber nie in ihren Kreis einluden, nicht einmal aus Höflichkeit –, die herumplanschten, mit ihren Handständen und Tauchkünsten prahlten und Chlorwasserfontänen dreißig Zentimeter hoch in die Luft spritzten wie Tümmeler.

Den ganzen Nachmittag lang sah er ihnen zu – Mitya und Sasha und Misha K. und Misha B. (den sie wegen der dichten, schwarzen Haare auf seinem Rücken Bär nannten) –, bis ein Vater nach dem anderen seine durchnässte *Russkaya Reklama* beiseitelegte, sich durch das fadenscheinige weiße Unterhemd die Brustwarzen kratzte und seinen bleichen Körper von der Gummiliege schälte, was das Signal war, mit dem Spielen aufzuhören.

Kostya war mit seinem Cousin Valerik – nicht sein richtiger Cousin, sondern der Sohn von Tetja Natasha, nicht seine richtige Tante, sondern eine Bekannte seiner Mutter – als Aufpasser hergekommen, und der Teenager hatte Kostya prompt sitzenlassen, als seine Freundin ihm von einem Kussstand an der Promenade erzählt hatte. *Rühr dich ja nicht von der Stelle*, hatte Valerik ihn über die Schulter angefaucht. Ich komme zurück.

Seitdem waren zwei Stunden vergangen.

Als der letzte Junge, Mitya, den Riegel des Maschendrahtzauns hochklappte, brannte Kostya vor Neid. Es gab niemanden, der ihn nach Hause gefahren hätte, und auch niemanden, der seinen Rücken mit Sonnencreme eingerieben hatte – Kostya spürte schon,

dass die Haut rot war und spannte und brannte –, und genauso wenig gab es jemanden, der ihm beigebracht hätte, wie er mit diesen Jungen reden und ihnen klarmachen konnte, dass er zu ihnen gehörte.

Nur gehörte er natürlich nicht zu ihnen. Ihre Väter lebten noch.

Er trat fester auf das Wasser ein, rasende Tritte, Tritte gegen die Väter und Söhne, Tritte gegen diese gewaltige Leere der Sehnsucht in ihm, dieses Gefühl, jemanden zu vermissen, ihn schmerzlich zu vermissen, alles an ihm zu vermissen, selbst das, was er nicht gekannt hatte, wie eine Höhle, eine tiefe Tasche, und er dachte, wenn er nur hineingreifen könnte und lange genug am Futter kratzte, dann könnte er die andere Seite erreichen, wo die Leere sich füllen würde wie ein Bauch prallvoll mit Essen, und er würde vielleicht finden, was er suchte.

In diesem Augenblick glitt etwas über seine Zunge, und Kostya hörte auf zu strampeln. Es erfüllte seinen Mund, dick wie Creme, ein überwältigender Geschmack – von etwas, das er nicht gegessen hatte. Pikant, salzig, die Beschaffenheit mehlig, leicht süß und fettig, ein wenig herb, ganz leicht nur, und dann, am Ende, hinten im Hals, Bitteres, Bitteres, das erblühte wie ein blauer Fleck. Gut, aber auch schlecht, ein kleines bisschen wie Scheiße. Er überlegte kurz, ob einer der Jungs eine Möglichkeit gefunden hatte, ihn einen Haufen essen zu lassen – das erschien ihm wie etwas, das Jungs mit Vätern einem Jungen ohne Vater antun könnten –, aber so schnell der Eindruck gekommen war, so schnell verschwand er wieder. Kostya schmatzte mit den Lippen, versuchte, den Geschmack zurückzuholen, aber es war nichts mehr übrig, nur Wärme, die sich langsam auf seiner Zunge ausbreitete, während er Tränen zurückhielt.

Erst, als der Geschmack abgeklungen war, erkannte Kostya ihn plötzlich.

*Hähnchenleber, geschmorte Zwiebeln, frischer Dill, ein Spritzer Zitrone.*

*Petschonka.*

Das Lieblingsessen seines Vaters, laut seiner Mutter, die es selten erwähnte und seit seinem Tod nicht mehr kochte. Kostya hatte nie Petschonka gegessen. Er wusste nur, wie durch einen Instinkt, durch einen weiteren Sinn, dessen er sich gerade zum ersten Mal bewusst geworden war, dass der Geist dieses Gerichts – nicht sein Geschmack, sondern sein Nachgeschmack – gerade seinen Mund erfüllt hatte, dorthin gezaubert von dem Menschen, der sich am meisten danach sehnte, es noch einmal zu kosten.

## SALZIG

Davor, zwölf Monate früher.

Ein Dienstag. Heiß. Sommer, siedend.

Kostyas Vater band eine scheußliche Krawatte um, das Standardmodell der Städtischen Verkehrsbehörde.

Kostya beobachtete ihn von der Küche aus – damals war er ständig in der Küche –, wo er mit nur einer Socke vor dem Kühlschrank stand, die Tür weit geöffnet. Er stand schon so lange dort, dass der Kefir schwitzte, am Karton rannen Tröpfchen hinab, der Motor des Kühlschranks keuchte, weil die Temperatur stieg. Kostya begutachtete den Inhalt; letztes Mal hatte sein Vater etwas gefunden, das Kostya nicht erkannt hatte, aber heute würde ihm das nicht gelingen.

»Mach Eisschrank zu«, verlangte sein Vater mit einem Zungenschnalzen. »So machst du kaputt. Lebensmittel verderben. Teuer zu reparieren.«

»Tut mir leid«, murmelte Kostya und schloss die Tür ohne jede

Eile, um noch einen letzten Blick auf die gekühlten Gläser und Konserven und Plastikdosen mit der kyrillischen Schrift zu erhaschen.

Kostya konnte Russisch nicht richtig lesen (er war zehn und recht klug, aber sie waren in Amerika, nicht in der Sowjetunion), deshalb hatte er sich gemerkt, wie die russischen Läden ihre Waren verpackten: Ljulja Kebab und Reis wurden in Styroporschachteln gelöffelt; das eingelegte Gemüse – halbsauer, ganz sauer, Sauerkraut, Tomaten in Salzlake – dümpelte sanft in durchsichtigen Plastikeimerchen; die Salate – scharfer Möhrensalat, Oliviersalat, so dick wie Mayonnaise, erdiger Winegret mit Roter Bete – steckten in kleinen, durchsichtigen Bechern mit eckigen Aufklebern; die weißen Papierbeutel, die durch das Fett zunehmend transparent wurden, enthielten Piroshki mit Fleisch oder Sauerkirschen oder Sauerkraut oder Mohn; und so sah er sich in den Fächern des Kühlschranks um, was alles da war. Dann setzte er sich in die kleine Essecke und faltete die Hände geschäftsmäßig auf der klebrigen Plastiktischdecke.

»Ich bin so weit«, verkündete Kostya.

Sein Vater hantierte mit der Krawatte herum, ohne aufzuschauen.

»Papa«, jammerte er und wechselte ins Russische. »*Spiel das Spiel! Gib mir einen Geschmack!*«

Kostya hoffte, er könnte ihn erweichen, wenn er sich an seiner Muttersprache versuchte; sein Vater hatte sich in den letzten Wochen bemüht, Kostyas Abneigung gegen das Russische zu durchbrechen, das ihm allmählich fremd wurde, ihm mehlig auf der Zunge lag. Kostya wollte einfach wie die coolen Kinder in der Schule sein – amerikanisch, Englisch sprechend, normal – und dazugehören, er wollte gesehen und nicht mehr ignoriert werden.

Kostyas Vater warf einen müden, sehnsüchtigen Blick auf den

Kühlschrank, sah dann zur Uhr über dem Ofen, und ein Stirnrunzeln vertrieb die kurze Überlegung.

»Geht heute nicht, Kostochka.« Er klang, als täte es ihm wirklich leid. »Ich habe neue Strecke. Darf nicht zu spät kommen.«

»Aber, aber ...« Wieder auf Englisch. »Nur ein Mal. Das dauert nicht lange.«

Beim letzten Mal hatte Kostya bei ihrem Geschmacksspiel – sein Vater steckte Kostya kleine Stückchen in den Mund, die er erkennen sollte (Augen zu, nicht linsen) – bei vier Sachen hintereinander richtig gelegen (Doktorskaja-Fleischwurst, eingeweckte Aprikosen, Radieschen mit Butter, ein Würfel Halva) und den Rausch seiner Erfolgsserie genossen, als sein Vater ihm mit einer Gabel ein Stückchen öligen Fisch zu schmecken gab.

»Einfach! Sardine!«, hatte er triumphierend gerufen, bevor er zu Ende gekaut hatte.

»Njet!«, hatte sein Vater ebenso laut geantwortet und voller Freude auf den Tisch geschlagen. Überrascht hatte Kostya die Augen geöffnet. »Sprotten!«

Aber das war inzwischen Wochen her.

»Nur *einmal*«, wiederholte Kostya jetzt, seine Stimme ein glasierter Donut.

Sein Vater küsste ihn lächelnd auf den Kopf.

»Bei dir ist nie nur einmal.«

Sie hatten dieses Spiel vor Jahren begonnen, als Kostya acht war, kurz nach ihrer Einwanderung. Es sollte ihn daran erinnern, woher er kam. Seine Herkunft in sich aufzunehmen. Die Vergangenheit seiner Familie zu schmecken, auf der anderen Seite des Meeres. Nichts machte Kostya lieber, es war die strahlende Erinnerung, an die er sich klammerte, wenn andere Kinder, amerikanische Kinder, ihn auslachten wegen seiner schlechtsitzenden Kleidung, seinem ungewöhnlichen Essen, seiner schlechten Grammatik.

»Ich schwöre es!«

»Kostochka, ich muss zu Bus.«

Kostya folgte seinem Vater durch den Flur ins Elternschlafzimmer und sah zu, wie er auf dem Nachttisch nach seinem Namensschild suchte – *Sergei Duhovny (Fahrer Nr. 0727)*, eingraviert in billiges goldfarbenes Metall.

»Aber Papa ...«

Sein Vater schob sich an ihm vorbei in den engen Flur und kehrte in die Küche zurück. Kostya folgte ihm hartnäckig. Er brauchte das jetzt, brauchte es dringend, brauchte etwas Gutes. Am Tag zuvor waren auf dem Riegelmann Boardwalk zwei Jungen an der Bank vorbeigekommen, auf der Kostya gesessen hatte, und hatten mit lauten Stimmen sein Mittagessen in den zusammengewürfelten Tupperdosen bewertet, das übrig gebliebene Zharkoje – weichgeschmortes Rindfleisch in einer dicken braunen Sauce –, das sie als Beleidigung der durch und durch amerikanischen Rindfleischhotdogs in ihren Händen empfanden. *Was für'n komischer Vogel*, hatte einer zum anderen gesagt. *Kannst du uns hören, du Vogel? Was isst der da? Sieht aus wie Durchfall.*

»Später, Kostya. Wenn ich zurück bin.«

»Nein«, jammerte Kostya und schob schmallend die Unterlippe vor. »Jetzt.«

»Njet«, wiederholte sein Vater bestimmt. »Später.«

»Später kommt ja doch nie!«

Sein Vater seufzte, vor Erschöpfung und als Entschuldigung.

»Ich muss schnell weg. Ich küsse dich.«

»Du arbeitest nur. Das ist das Einzige, was wir zusammen machen!«

»Geh in dein Zimmer, Kostya«, flüsterte sein Vater.

Aber Kostya gab nicht nach. Er stand ganz dicht vor einer Klippe und beschloss zu springen.

»Mama hat recht«, fauchte er. »Wir hätten in Kyjiw bleiben sollen!«

Er hatte seine Mutter einmal gehört, wie sie leise mit ihrer Schwester telefoniert hatte. Ein Gespräch für ein ganzes Päckchen Zigaretten.

»Mama? Was hat sie –«

»Da würdest du kochen! Du würdest ein Restaurant haben und nicht einen blöden Bus fahren!«, rief Kostya. »Und ich müsste mich nicht so schämen.«

»Geh in dein Zimmer«, sagte sein Vater, jetzt lauter, ein Knistern in der Stimme, Zwiebelhaut. »Du verstehst nichts.«

Er streckte die Hand nach dem Türknopf aus.

Kostya ballte die Fäuste, seine Fingernägel drückten Halbmonde in seine Handflächen. In seinem Mund war ein übler Geschmack, eine morgendliche Mischung aus nicht geputzten Zähnen und Wut.

»Du hast uns nach Amerika gebracht«, stieß er hervor und wiederholte damit Dinge, die nicht für seine Ohren bestimmt gewesen waren. »Weil du herkommen wolltest. Weil du nur an dich gedacht hast. Du hast nicht daran gedacht, wie es für mich sein würde. Dann geh, ist mir doch egal. *Geh zum Teufel!*«

Auf Englisch klang es anders. Besser. So, wie die beliebten Kinder es sagten, wenn sie ihre Spindtüren zuknallten. *Fahr zur Hölle*. Kostya spürte, wie ihn die Kraft dieser Worte durchfuhr, ein Donnern in seiner Brust, die plötzliche Stille im Zimmer.

Mit dem Rücken zu Kostya hielt sein Vater inne.

»Wie du meinst«, sagte er leise und schlüpfte durch die Tür, niedergeschlagen, mit hängenden Schultern.

Hätte sein Vater geschrien, ihn bestraft, auf irgendeine Art gekontert, wäre es vielleicht anders gekommen, vielleicht hätte Kostya sich Tage und Monate und Jahre später leichter einreden können, sein Vater habe gewusst, dass er es nicht so gemeint hat-

te. Aber die resignierte Stimme seines Vaters, der offensichtliche Kummer, den Kostya dem Menschen zugefügt hatte, den er mehr liebte als jeden anderen auf der Welt, saß wie ein Stachel in ihm.

Im ersten Bedauern, nachdem es geschehen war, konnte er den Blick nicht von der Tür losreißen, er wartete darauf, dass sein Dad zurückkam und ihm verzieh. Dass er richtete, was Kostya zerbrochen hatte. Er ermahnte sich, nicht zu weinen, als er seine Tränen schmeckte, salzig wie das Meer. Es war, als hätte er schon gewusst – so wie der Abschied seines Vaters in seinem Kopf wiederhallte, wie seine brüchige Stimme einem Riss in der Zeit glich –, dass es das Letzte sein würde, was Kostya je von ihm hören würde.

## Süss

Drei Monate nach dem Tod seines Vaters. Konstantins Geburtstag. Furchtbares Timing.

Es war Herbst, die Blätter verfärbten sich, die Luft wurde kühler, ihr Leben passte sich der neuen, seltsamen Form an, ohne ihn, wie Wackelpudding.

Es klopfte an der Tür, was unmöglich war, weil sie seit der Beerdigung keinen einzigen Besucher hatten und es niemanden interessierte, dass Kostya ein Jahr älter geworden war, oder dass seine Mutter seit Tagen nicht das Bett verlassen hatte, oder dass es kein Essen im Kühlschrank und nur sehr wenig in den Schränken gab.

Es war ein Bote.

Mit Blumen in der Hand. Und einer Karte.

Sein Vater hatte den Strauß im Voraus bestellt, hatte mit dem Floristen alles vereinbart, hatte die Karte geschrieben wie immer, ohne im Traum daran zu denken, dass er nicht selbst die Tür öff-

nen würde, um den Strauß entgegenzunehmen, um ihn selbst Kostyas Mutter zu überreichen.

Der Strauß erfüllte das Zimmer mit einem schweren, süßen Duft. Es waren die Blumen im Parfum seiner Mutter: Patschuli, Maiglöckchen, Tuberose. Die gleichen Blumen, die sein Vater ihr jedes Jahr seit Kostyas Geburt geschenkt hatte.

Ihr Duft durchdrang die Wohnung, er marinierte die Wände. Mama roch ihn von ihrem Bett aus und kam ungläubig ins Wohnzimmer gestolpert. Als sie die Vase auf dem Tisch sah, das angeheftete Kärtchen, die Handschrift Sergeis – ihres Sergeis! –, schrie sie auf.

Kostya versuchte, das Kärtchen zu lesen, aber es fiel ihm schwer, die geneigte kyrillische Schreibschrift auf dem Kartonpapier zu entziffern. Sein Name – Костя –, den er in den geschwungenen Linien von der Hand seines Vaters erkannt hatte, hatte ihn dazu verleitet. Aber seine Mutter riss ihm das Kärtchen aus der Hand, las es und weinte, als würde sie ihn noch einmal verlieren. Dieses Geschenk von seinem Geist war ein grausamer Nachhall.

Sie warf alles in den Müll – die Karte, die Blumen, die Vase, die auf dem Boden des Eimers in Stücke sprang. Aber Kostya brachte es nicht über sich, den Eimer zur Straße zu schleppen. Wochenlang blieb er stehen, die Blumen verrotteten, ihre Stiele wurden matschig, die Blütenblätter verdorrten und wurden braun, alles verströmte einen fauligen Geruch, der jeden Tag mehr an den Tod erinnerte.

An diesem Abend, nachdem er die Karte aus dem Müll gestohlen hatte, stahl Kostya auch einen Kuchen.

Eine Kyjiwer Torte mit Haselnussbaiser und dicker Schokoladenbuttercreme aus einer Bäckerei in der Avenue U. Er setzte sich im Dunkeln auf eine Parkbank und stopfte sich voll mit der

schweren Creme, den knusprigen Brocken von steifgeschlagenem Eiweiß, die zwischen seinen Zähnen zu süßem, weißem Staub zerfielen. Er aß mit den Fingern, der Zucker klebte an seiner Haut, seine Handflächen waren mit Schokolade verschmiert.

Nach den ersten Bissen war es zu süß und schwer zu schlucken, trotzdem schaufelte er sich Stück für Stück in den Mund, um etwas in sich zu füllen. Er aß, obwohl sein Körper ihn warnte, er solle aufhören, und dann aß er mehr, mehr, jeden Krümel in dieser blauen Schachtel vom Bäcker, alles, *alles*, auf einmal.

*Meine Süße, meine Vera!*, stand auf der Karte in seiner Tasche. *Als Kostya geboren wurde, mein größtes Geschenk, dachte ich, ich könnte dich nicht mehr lieben als in diesem Moment, aber wie immer hast du mich eines Besseren belehrt. Heute ist Kostochkas Ehrentag, aber ich ehre dich. Danke für unseren perfekten Sohn und für unsere Liebe und für unser Leben. Mehr als mein Leben, S.*

Kostya hatte einen geschwungenen Buchstaben nach dem anderen laut gelesen, die Worte waren wie Zucker für ein Loch im Zahn. *Mein größtes Geschenk. Unseren perfekten Sohn.* Er würde sich nie verzeihen, wie abgrundtief er dabei versagt hatte, sich dieses Lob zu verdienen.

## HERZHAFT

In den Wochen nach der Petschonka im Schwimmbad passierte es wieder. Und wieder.

Ein Nachgeschmack legte sich auf Kostyas Zunge wie eine Botschaft. Jedes Mal ein anderes Essen. Immer häufiger. Immer intensiver. Unerwünschte Aromen drängten sich seiner Kehle auf.

Diese Geschmäcke kamen nicht von seinem Vater; sie waren zu verschieden, zu fremdartig. Sie ließen ihn nicht in Ruhe.

Als es ihn schließlich so beunruhigte, dass er es seiner Mutter erzählte, ihr gestand, dass er Petschonka geschmeckt und gedacht – *gewusst* – hatte, dass es von seinem Vater kam, hoffte er, sie würde es verstehen. Sie würde ihn vielleicht beruhigen. Er hoffte sogar leise, es könnte sie ins Leben zurückholen, sie aus ihren Blicken in die Ferne und dem häufigen Seufzen aufschrecken, ihr einen Grund geben, das Bett zu verlassen. Ein Jahr war vergangen, und sie trug den Verlust noch immer wie einen Mühlstein auf den Schultern. Kostya dachte, wenn er sie brauchte, wenn er wirklich Hilfe brauchte, die nur sie ihm geben konnte, würde sie vielleicht endlich ihre Last ablegen.

Außerdem war niemand für diese Aufgabe so gut geeignet wie sie.

Vera Duhovny war der abergläubischste Mensch, dem er je begegnet war. Sie hatte Talismane und Tabus und zahllose Zwangsvorstellungen, mit denen sie die vielen Fallstricke des Lebens vermied, umging oder überwand. Sie wusste, dass man nicht fegen durfte, während ein geliebter Mensch auf Reisen war, wie man sich vor dem bösen Blick schützte und dass man keine Messer verschenken sollte. Gäste begrüßte sie mit Brot und Salz. Sie hieß gute Geister willkommen und wehrte böse ab. Und hätte sie auf Kostyas Enthüllung ungerührt reagiert, hätte sie von so etwas schon gehört, dann hätte es die wachsende Unsicherheit zerstreut, die jeder neue Geschmack in ihm weckte.

Doch als er ihr davon erzählte, verhärtete sich ihr Gesicht.

Er sah es in ihren Augen: Angst, Zweifel, Bestürzung. Sie glaubte ihm nicht.

Wieder und wieder bat sie ihn, es zu wiederholen. Es zu erklären.

Nur konnte er es nicht erklären. Weder was er schmeckte, noch wie er die Geschmäcke wahrnehmen konnte. Auch nicht die

Leichtigkeit, mit der er die Zutaten erkannte, als würde er ein Rezept vorlesen. Und er konnte nicht erklären, woher er – ähnlich einem Terroir, das sich seiner Zunge enthüllte – wusste, dass sie von den Toten kamen.

Stattdessen versuchte er wieder, das Schwimmbad zu erklären. Die Jungen und ihre Väter. Petschonka.

Seine Mutter nickte zweimal bedächtig und schickte ihn in sein Zimmer, um sich hinzulegen.

Dann rief sie einen Krankenwagen.

Auch sonst glaubte ihm niemand. Nicht die Rettungssanitäter, die darauf bestanden, ihn für eine psychiatrische Untersuchung mitzunehmen. Nicht die dürre Krankenschwester bei der Aufnahme, die Kaugummiblasen platzen blies. Und auch nicht die Psychiaterin in der Kinderabteilung der Psychiatrie Gravesend, die immer wieder mit ihrem Kugelschreiber klickte, während sie Notizen machte.

Zwei Wochen lang schlief er auf einer weißen Pritsche mit kratzenden Laken, nackt bis auf ein Krankenhaushemd. Sogar ohne Socken.

Er bekam dreimal am Tag Tabletten, unmarkierte weiße Beruhigungspillen in Pappbechern, wie die Kinder sie in der Schulmensa für Ketchup benutzten.

Er hatte nie gelernt, wie man Tabletten schluckte, und musste bei dem Versuch würgen, also stand er unter Beobachtung, bis die Tabletten unter seiner Zunge geschmolzen waren. Sie zerfielen zu kreidigen Bröckchen – bitter, widerlich und so scheußlich, dass er sie erbrochen hätte, wäre er durch sie nicht so abgestumpft, dass er kaum etwas fühlen konnte.

Als die Ärztin ihn das nächste Mal begutachtete, in einem Büro, das nach Instantnudeln (mit Rindfleischgeschmack) stank, log er einfach. Er sagte, er habe die Petschonka nie geschmeckt.

Er wisse, dass sein Vater ihn nicht heimsuche. Dass Geister nicht echt seien. Und er habe sich die ganze Sache nur ausgedacht, weil seine Mutter ihn nach dem Tod seines Vaters ignoriert habe, er sei wütend gewesen und habe ihr Angst machen wollen. Er habe es zu weit getrieben, und das tue ihm leid.

Es war eine satte Genugtuung, dass sie ihm glaubte, dass seine verzerrte Darstellung sie beruhigte und die erfundene Geschichte ihn vor den Konsequenzen der Wahrheit schützte. Zu lügen war, als würde man einen Braten aufschneiden, und er genoss es, seine Zähne in jedes Stück zu schlagen.

Er hielt die Täuschung aufrecht, noch während sich ein neuer Nachgeschmack auf seine Zunge legte, gleich dort in ihrem tristen Büro – ihre Fotos waren sepiafarben, ihre Pflanzen künstlich, ihr Lächeln beschwichtigend, ohne je die Augen zu erreichen.

*Ein dickes, auf Holzkohle gegrilltes Patty – medium rare, voller Saft. Mit Spezielsauce bestrichen. Kopfsalat, Ochsenherztomate, weiße Zwiebel, leicht geschmort. Koschere Dillgurken, geriffelt geschnitten. Ein getoastetes Brötchen mit Sesamsamen.*

Nichts regte sich mehr um ihn, als er all das wahrnahm, die Grenzen der Welt verblassten, die Geschmäcke der Toten waren realer und lebendiger als alles andere in diesem Raum.

## SAUER

Jahre verstrichen, sein Leben fermentierte.

Er war fünfzehn und auf dem Heimweg. Seine Umhängetasche mit den dicken Lehrbüchern schlug gegen seine Hüfte. Sein leerer Magen krampfte sich zusammen, wie eine sich ballende Faust.

Seine Mutter hatte das Geld für Lebensmittel verschleudert und beim Nachbarn die Essenmarken, die Kostya mühsam mit stundenlangem bürokratischem Schreibkram beantragt hatte, gegen sechs Schachteln Virginia Slims eingetauscht. Aus Trotz hätte er die Zigaretten selbst rauchen oder sie auf dem Parkplatz der Schule billig verhökern sollen, aber er mochte den Geschmack nicht und wollte nicht weiter dazu beitragen, als Außenseiter dazustehen, besten Dank auch.

Sein Bauch stöhnte, als er am russischen Laden vorbeikam – der Duft von Rishskij, dem Roggenbrot, und den getrockneten Salamiringen war eine köstliche Folter – und bei McDonald's – o Gott, Pommes Frites – und als er an der Ampel an der Straßenecke stehen blieb, unter der Markise des griechischen Lokals Olympia.

Kostya spähte lange genug hinein, um sicher zu sein, dass viel Betrieb herrschte; die meisten Tische waren besetzt, Kellnerinnen flitzten in die Küche und wieder heraus. Er schob die Tür auf und hielt direkt auf die Kaffeetheke zu, einen Tisch zwischen der Bar und den Toiletten mit Kaffeekannen, Zucker, Süßstoff und kleinen Töpfchen Kaffeesahne.

Er stopfte die Kaffeesahne in seine Tasche, gefolgt von Zuckertütchen und – sein Glückstag – einem Stapel einzeln verpackter Salzcracker. Ein Luxusfrühstück.

Als er nach Hause kam, war er so hungrig, dass er alles in eine Tasse warf, die Salzcracker und den Zucker und die Kaffeesahne verrührte, bevor er bemerkte – nein! *nein!* –, dass die Sahne gekippt war.

Er starrte auf die Pampe, die weißen Bröckchen auf den Crackern, die dünne, saure Molke, die sich am Boden der gläsernen Tasse absetzte.

Vor lauter Hunger aß er es trotzdem.

Er war achtzehn.

Auf dem Papier ein Erwachsener. Er arbeitete, räumte in einer Bodega die Regale ein. Hatte einen Führerschein, aber kein eigenes Auto. Er konnte Pornos kaufen und in den Krieg ziehen und einen Mietvertrag unterschreiben, wenn er wollte. Aber seinen Vater vermisste er immer noch wie ein kleines Kind.

Kostya hatte immer angenommen, es würde besser werden, aber es wurde nur anders. Der plötzliche Schmerz über den Verlust, der ihn immer wieder befallen hatte, war einem dumpfen, allgegenwärtigen Kummer gewichen, doch jede neue Erfahrung – all die kleinen Tragödien oder großen Meilensteine, von denen er wünschte, er könnte sie mit seinem Vater teilen – versauerte ihm das Leben, er fühlte sich dann, als wäre sein Vater gerade erst gestorben, von neuem, und würde immer wieder sterben.

Als die Jugendlichen aus der Schule ihn auf dieser Party verarschten, geschah es. Als er die Sozialarbeiterin davon überzeugen musste, seiner Mutter gehe es gut, geschah es. Als er bei seiner Abschlussfeier über die Bühne ging und der Oberschulrat seinen Namen falsch aussprach, geschah es. Und auch, als er seinen ersten Drink bekam, seinen ersten Gehaltsscheck einlöste, zum ersten Mal ein Mädchen küsste. Als er zum ersten Mal ein gebrochenes Herz verwunden musste, seinen ersten Kater, die Reihe von Zurückweisungen von Colleges und Arbeitgebern und Mädchen, geschah es wieder und wieder und wieder.

Aber an diesem Nachmittag, als Kostya die Tür öffnete und herausfand, dass ihr Vermieter ihre Wohnung verkauft hatte – den letzten Ort, an dem Kostya seinen Dad lebend gesehen, seine Stimme gehört, ihn umarmt hatte –, sie verkauft hatte an einen anderen Typen, der die Miete so stark erhöhte, dass sie unmöglich bleiben konnten, da weinte Kostya, er weinte hemmungslos, heulte Rotz und Wasser. Der Vermieter entschuldigte sich, es sei

nichts Persönliches, und sein Dad sei ein guter Mann gewesen, der ihn an seinen eigenen Vater erinnerte. Kostya wollte ihm gerade sagen, wohin er sich seine hohlen Phrasen stecken konnte, als er einen Lufthauch spürte, einen Geschmack, der in seinem Mund entstand – *zarte Raspel gefrorenen Limoncellos, mit einer Gabel abgekratzt, serviert in einer ausgehöhlten Zitrone* –, und fühlte, ohne recht zu wissen, wie, dass der Vermieter aufrichtig war. Dass es ihm wirklich leidtat. Dass er selbst einmal jemanden verloren hatte und noch wusste, wie sehr es schmerzte.

Er war dreißig.

Zwei Jahrzehnte ohne Vater, Jahr für Jahr heruntergerissen wie die Zesten einer Limette. Er hatte jetzt einen anderen Job – zwei sogar, beide furchtbar. Eine beschissene Wohnung und einen Mitbewohner, den er auf Craigslist gefunden und der sein bester Freund geworden war. Ein Leben, oder etwas in der Art.

Aber statt nach vorn zu sehen, wandte Konstantin sich zu oft der Vergangenheit zu.

Wie er mit zehn Jahren am Küchentisch saß und wartete.

Oder mit neun, als er in der Dämmerung durch sein Viertel schlenderte und an einem nassen hölzernen Eisstiel lutschte.

Mit acht, als er die Hände seiner Eltern hielt, vor Aufregung ein Kribbeln im Magen, wenn sie ihn hoch in die Luft schwingen, eingeklemmt zwischen zwei Zähnen ein Stück Cracker Jack von Coney Island.

Mit sieben im grünen Gras liegend, während sein Vater in der Nähe Wildpilze pflückte und den Schirmen die Haut abzog, um Kostya ihr Inneres zu zeigen.

Mit sechs. Sechs. Dazu kehrte er immer wieder zurück.

In einem Park in Kyjiw, über ihnen die Sonne, auf seinem Schoß eine schwere, aus Zeitung gefaltete Tüte. Voll mit weichem,

überreifem Obst. Saure Kirschen, die Haut ganz dünn, das Fleisch so hellrot wie frisches Blut.

»*Tschereschnja*«, sagte Kostya, steckte sich eine in den Mund, ihr Saft rann köstlich säuerlich seinen Hals hinab.

»*Njet*.« Sein Vater schüttelte den Kopf. Lächelte. »*Wischnja*.«

Sie stammten von verschiedenen Bäumen, erklärte er. Die Früchte und die Kerne unterschieden sich. Die Großmutter seines Vaters hatte in der Ukraine auf dem Land *Wischnja* angebaut, der geflammte Busch verteilte die Früchte überall, der Boden war rot verschmiert, wenn der Sommer kam. Konstantin hatte seine Urgroßmutter nie kennengelernt und konnte es auch nicht mehr, da sie tot war, aber in dieser Tüte, in jeder sauren Kirsche konnte er sie beinahe schmecken.

»Eines Tages«, versprach sein Vater ihm, »fahre ich mit dir hin. Damit du ihr Dorf siehst, ihre alte Datscha. Damit du die Früchte von ihrem Baum kosten kannst.« Er spuckte einen Kern in seine Hand, makellos beige, befreit von allem Fruchtfleisch. »*Kostochka*«, sagte er zu Kostya. »Ein Kirschkern.«

»Wie ich.« Kostya grinste.

»Wie du«, stimmte sein Dad zu. »Mein Kirschkern. So viel, das in etwas so Kleinem schlummert.«

Aber die Vergangenheit, die sein Vater versprochen hatte, war fort.

Seine Zukunft war vergällt, seine Möglichkeiten versauert.

Jetzt, in der faden Gegenwart, bewahrte Kostya sein Geheimnis für sich. In einer eintönigen, von den Nachgeschmäcken heimge-suchten Dauerschleife. So würde er eine Weile bleiben.

Aber nicht für immer.

## TEIL 2

### BITTERSTOFFE & HITZE

»Jedoch, wenn von einer vergangenen Zeit nichts mehr besteht, verweilen nach dem Tod der Wesen, nach der Zerstörung der Dinge, einzig der Geruch und der Geschmack ... wie die Seelen, um sich zu entsinnen ...«

Marcel Proust

*Auf dem Weg zu Swann*

### APERITIFS

*Ein kulinarisches Erlebnis mit Konstantin Duhovny*

*Gut, gut! Können mich alle hören? Könnt ihr mich alle sehen?*

*Testen wir mal das Mikro. Wenn ihr für das kulinarische Erlebnis mit Konstantin Duhovny hier seid, dann seid ihr richtig. Irgendwer am falschen Ort?*

*Ach so, nein. Das ist Food & Spirits, ein Stück die Straße runter. Wenn du dich beeilst, schaffst du es noch!*

*Sonst alles in Ordnung? Letzte Chance, noch auszusteigen; wir haben einen straffen Zeitplan.*

*Dann mal los!*

*Ich heiße Frankie, aber ich höre auch auf Kosh, Shaun, Shaun-nessey, Key, Shy und natürlich auf schöner fremder Mann – ich sehe euch, Ladys! –, und ich nehme euch heute Abend mit auf*

diese Tour. Wie der Name schon andeutet, dreht sich hier alles um die kulinarischen Kreationen von Mr Konstantin Duhovny – Kostya für seine Mum, Bones für seine Freunde, Kurzform KD.

Wenn ihr an dieser Tour teilnehmt, wisst ihr wahrscheinlich schon ein wenig darüber, was Kostyas Kreationen bewirken können, was sie besonders macht, und ihr brennt darauf, es selbst zu probieren und zu sehen, ob all die Gerüchte wahr sind. Ich sage es euch gleich: Sie sind nur die Spitze des Eisbergs.

Bei Bones ist alles Gold, was glänzt – bei ihm finden Körper und Seele Nahrung, und wir werden gemeinsam seine Vergangenheit erkunden, einige seiner Schritte nachvollziehen und seinen Werdegang als Koch begleiten, bevor es zum großen Finale unserer Tour geht – der Eröffnung seines brandneuen Ladens in der Innenstadt. Ein Tisch ist unmöglich zu bekommen – außer ihr kommt mit mir.

Ich habe früher selbst in Restaurants gearbeitet – nicht nur im Speisesaal, sondern in der Küche, wo es heiß hergeht –, deshalb bekommt ihr bei mir einen echten Einblick, wie es da läuft. Ich war sogar eine Weile in Bones' Lokal in Hell's Kitchen – da schauen wir gleich auch vorbei –, und das heißt, ihr bekommt bei mir Geschichten zu hören, die bei keiner anderen Food Tour auf der Karte stehen.

Jetzt sind wir noch einen Block entfernt – errät schon wer, wohin es geht?

Genau! Klasse, Mädchen! Da hat jemand seine Hausaufgaben gemacht.

Für alle anderen eine kleine Geschichtsstunde. Das Library of Spirits gibt es seit 2002; anfangs war es eine Cocktailschule, die Barkeeper für die besten Theken der Stadt ausgebildet hat. Mit reichlich erlesenen Tropfen. (Entschuldige, Mann, der muss-

te sein.) Die Bar ist winzig, mit nur sechs, sieben Hockern – und es ist eine Flüsterkneipe, also weckt mir nicht die Nachbarn. Der Eingang ist hier in dieser kleinen unabhängigen Buchhandlung. Ein Regal hinten ist eine Geheimtür. Ich lasse euch erst mal schauen, ob ihr herausfindet, mit welchem Buch man sie öffnet.

Bones war allerdings erst 2016 im Library, und er war nicht hier, um zu rühren oder zu schütteln. Er hat hinten Teller gespült, und sein Leben steckte in einer ziemlich Sackgasse, bis er eines Abends einen Drink mixte, der alles verändert hat.

Sind alle bereit? Ihr dürft euch schon freuen. Gehen wir rein!

## CHAMPAGNERPROBLEME

Die Buchhandlung heißt *Bibliomecca* und das Buch *Fantasmagoriana, ou Recueil d'histoires d'apparitions de spectres, revenans, fantômes, etc.* Es ist alt und französisch und schmucklos, wodurch es in einem Regal mit zeitgenössischen amerikanischen Romanen mit bunten Covern doch recht auffällig wirkt. Nimmt man den gebrochenen Buchrücken dazu, den schmutzigen Einband und die Tatsache, dass es satte zehn Zentimeter über den Regalboden hinausragt, erscheint es wie ein Wunder, dass nicht mehr Menschen zufällig das Library of Spirits entdecken.

Andererseits können New Yorker erstaunlich kurzsichtig sein.

Der nervige Wochenendmanager Kevin hatte Konstantin einmal erzählt, Mary Shelley habe sich großzügig bei der *Fantasmagoriana* bedient, als sie *Frankenstein* schrieb, aber es interessierte Kostya nie genug, um es zu überprüfen. Er hatte keinen Kopf für Romane und erst recht nicht die Nerven für Geistergeschichten. Nachdem er im Laufe der Jahre so viele Phantomgerichte geschmeckt hatte, war er überzeugt, dass Geistergeschichten nichts mit echten Geistern zu tun hatten. Ihre Autoren hatten offensicht-

lich nie Kontakt zu einem Gespenst gehabt, sonst hätten sie nicht jedes als unheimlichen Wiedergänger herumspuken lassen, auferstanden von den Toten, um Angst und Chaos zu verbreiten. Das war Blödsinn. Die Geister, denen er begegnete (wenn man es so nennen konnte), wirkten gutmütig, sogar sentimental.

Das leitete Kostya zumindest von den Geschmücken ab, die sie in seinem Mund hinterließen:

*Beschwipste Mohnpiroschki mit Rumrosinen, schmelzendes Vanille-Softis, ein Schluck wässriger Johnannisbeertee.* Ende April, zu Fuß vor einem Bestattungsinstitut in Sheepshead Bay.

*Deep-Dish-Pizza, der Boden knusprig, aber blättrig wie ein Croissant, mit Salami und Ananas belegt, so heiß, dass man sich den Mund verbrennt.* Vor zwei Wochen, in der U-Bahn-Linie Q Richtung Norden, hinter dem Times Square.

*Wan Tans mit Schweinefleisch, frittiert, aber kalt aus dem Kühlschrank gegessen, ein Hauch Schnittlauch, Hoisin-Soße, Reisessig und eine Note scharfer Senf.* Erst heute Morgen, im Stau im Holland Tunnel, unterwegs mit einer Palette billigem Wodka für Onkel (nicht sein richtiger Onkel) Vanya.

Das schmeckte nicht nach den Mündern von Menschen, die auf Blut aus waren. Auf Kostya wirkten sie wehmütig. Vielleicht hatten sie Hunger, weil die Auswahl an Restaurants im Jenseits nicht ihren Geschmack traf. Oder sie kommunizierten mit jedem oder allem, was verfügbar war, und das war eben zufällig seine Zunge. Er wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, sie zu fragen, herauszufinden, was er mit diesen Aromen tun sollte, die sie ihm aufdrängten, aber die Momente waren so kurz, das Schmecken so flüchtig, dass er oft kaum Zeit hatte zu erkennen, was ihm auf der Zunge lag, bevor es schon wieder spurlos verschwand.

Meistens schmeckte er etwas Typisches – mehr Tote, als man meinen sollte, sehnen sich nach diesem oder jenem Sandwich –,

aber hin und wieder war es ein vollkommen fremdes Gericht aus einer Küche, von der Kostya nicht einmal etwas geahnt hatte, mit Gewürzen, die er sich nicht hätte ausdenken können. Selbst die ausgefallensten Geschmacksvarianten offenbarten sich ihm; wie durch ein metaphysisch-ätherisch-neurales Wunder erkannte er die Bestandteile von allem, was er schmeckte.

Wie bei den Hähnchenflügeln mit Sambal Olek, die eines Abends in seiner Kehle brannten, als er mit einem Citi Bike durch den Bryant Park fuhr.

Oder beim kräftigen, leicht scharfen Ras El Hanout auf der Rindfleisch-Tajine, als er am Dritten des Monats seinem finster dreinblickenden Vermieter seinen Scheck gab.

Oder beim Amchur in der Kathi-Roll, bei dem sich ihm der Mund zusammenzog und das ihn in der Notfallklinik heimsuchte, als er auf das Testergebnis für Streptokokken wartete (negativ).

Jeden Geschmack hätte er benennen können, aber er wusste nicht, woher. Er hatte diese Gerichte noch nie gegessen oder sie auf einer Speisekarte gesehen; sie waren einfach da, erkannt, Begleiter des Nachgeschmacks, Zutaten, die in seinem Unterbewusstsein köchelten und nur darauf warteten, heraufbeschworen zu werden. Die brodelnden Antworten auf eine Frage.

Dumm nur, dass es die falsche Frage war.

Klar war es schön zu wissen, was er schmeckte, aber er hätte viel lieber gewusst, warum oder wer es geschickt hatte. Was er damit anfangen sollte. Ohne diese Antworten war es nur eine schräge, ausgefallene Fähigkeit, die er seit fast zwanzig Jahren vor anderen Leuten verbarg. Sollten sie Wind davon bekommen, würden sie (seine eigene Mutter eingeschlossen) ziemlich sicher darauf bestehen, dass er sich einweisen ließ.

Nicht dass eine Anstalt – oder eine schwere Betäubung – den Nachgeschmack hätte verhindern können. Manchmal wurde

er schon ausgelöst, wenn Kostya nur was von toten Leuten hörte. Wenn jemand in den Spätnachrichten mit andächtiger Stimme den Namen eines Verstorbenen nannte. Oder wenn Kostya auf dem Gehweg einen trauervollen Gesprächsfetzen mitbekam. Schon war sie da: Eine Botschaft aus dem Jenseits breitete sich auf seiner Zunge aus. An anderen Tagen war gar kein Anstoß nötig, so wie an diesem Morgen: Er fuhr im Stoßverkehr, der Idiot hinter ihm traktierte seine Hupe, aus dem Radio kreischte Nirvana und – *voilà* – Wan Tans mit Schweinefleisch, einfach so.

Sie gingen Kostya nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatten gut geschmeckt. *Richtig gut*. Eines der Gerichte, die er gern noch einmal schmecken würde. Auf dem Weg, den billigen Alkohol auszuliefern, dachte er drei Stadtteile lang über die Füllung mit ihrer süßlichen Note nach. Er überlegte, wer sie wohl so kalt gegessen hatte, mit durchweichten Teighüllen, als er den Lieferwagen in Onkel Vanyas Lagerhaus in Jersey City parkte (*Vanyas Feinkost: Delikatessen und Spirituosen seit 1992. Nur Bargeld!*). Er erinnerte sich an die Hoisin-Sauce und den Reisessig, als er mit der Bahn zurück nach Manhattan fuhr, als er sich durch die Touristenmassen auf dem Times Square hindurchschlängelte, als er die Treppe zu seinem winzigen Apartment in Hell's Kitchen hinaufstieg. Er grübelte über die Banalität der Situation nach – Autos, Hupen, Verkehr – und über die unfassbare Magie – Geister, echte verdammte Geister –, während er duschte, sich anzog und sich auf den Weg zu seiner Spätschicht als Tellerwäscher im Library of Spirits machte.

Auch jetzt dachte er noch darüber nach, als er ein weiteres Glas abtrocknete. Vor ihm auf der Theke standen ein Dutzend saubere, nasse Gläser und tropften aufs alte Eichenholz. Das gab bestimmt Wasserflecken.

Kostya nahm das nächste Glas und lächelte selbstzufrieden.

Eigentlich sollte er nicht in den vorderen Bereich kommen,

und er genoss seine kleinen Rebellionen gegen Kevin, der es einem unglaublich leicht machte, ihn zu hassen. Laut Kevin sollten Kostya und seine schmutzigen T-Shirts hinten bleiben, wo sie die Atmosphäre als exklusiver Herrenklub nicht störten, die Kevin geschaffen hatte, bis hin zu den selbstgefälligen Cocktailservietten (*Bravo, alter Knabe!* in der Schriftart Edwardian, ohne jeden Hauch von Ironie). Wenn Kostya sich beklagte, dass er warten musste, bis die Barkeeper mal nicht servierten und die schmutzigen Gläser nach hinten schleppen konnten (was manchmal bis zum Ende seiner Schicht dauerte), grinste Kevin ihn zahnreich an und sagte, Kostya könne gern nach vorne kommen, wenn er entsprechend aussähe. Nur bedeutete das in Kevins Welt, ein maßgeschneidertes Hemd zu tragen, das mehr kostete, als Kostya in einer Woche verdiente. Kevin war ein echter New Yorker Drecksack.

Duncan, der dienstagabends die Bar führte, hätte in einem Sketch von Saturday Night Live als Hipster aus Park Slope auftreten können – maßgeschneiderte Westen, Dubliner Akzent, kräftig geölter Bart –, aber damit sah er auch aus wie jemand, bei dem man bedenkenlos einen Apothekercocktail für vierundzwanzig Dollar bestellen konnte. Jetzt hatte Duncan sich allerdings verzogen, weil bei seiner Freundin die Fruchtblase geplatzt war, und Kostya war an die Bar befördert worden – *Kostya*, der ganz im Gegensatz zu Duncan aussah, als würde er höchstens Fusel verkaufen, wie man ihn am Getränkeautomaten des Port Authority Busbahnhofs für einen Dollar fünfzig bekam, und möglicherweise das Wechselgeld einstecken.

So war es nicht immer gewesen.

Nicht dass er je als attraktiv durchgegangen wäre, aber er hatte früher zumindest halbwegs passabel ausgesehen. Er besaß einen gewissen Reiz (jungenhaftes Gesicht, strahlende Augen, gute Zähne, dunkle Haare), mit dem er ganz gut durchgekommen war, und

er hatte immer das Gefühl gehabt (allerdings nie danach gehandelt), dass er nur das überflüssige Gewicht in den Hängebacken und am Bauch (zwanzig Jahre und um die sieben Kilo Kummer-speck) loswerden müsste, um auf einer Skala von eins bis zehn eine solide Sechs zu sein (oder eine Sieben bei schummrigen Licht).

Aber die letzten Monate waren heftig gewesen, so heftig, dass er eigentlich nicht in die Öffentlichkeit gehörte: Er war verlassen worden (schon wieder), blies Trübsal (durchgehend), war ungepflegt und unmotiviert und zutiefst unglücklich; sein Gewicht war mittlerweile das geringste Problem. Seine Garderobe (wie zum Beispiel das T-Shirt, das er gerade trug – in der Farbe schleimigen Auswurfs, mit Onkel Vanyas Logo aus Sichel und Schnapsglas auf der Brust) hatte arg gelitten, seit Alexis mit ihm Schluss gemacht hatte. Und sein Körper, weich geworden durch Bier und Burger, war mit der typisch hohen Luftfeuchtigkeit der Sommer in Manhattan nie gut zurechtgekommen, mittlerweile allerdings rebellierte er spektakulär, seit Kostya gar keinen Sport mehr trieb (also seit Alexis gegangen war und ihren Hund Freddie Mercury mitgenommen hatte, dessen Gassirunden Kostyas gesamte körperliche Betätigung ausgemacht hatten). Gerade jetzt breiteten sich dunkle Schweißringe unter seinen Achseln aus, wohin selbst Superantitranspirante nicht vorzudringen vermochten.

Wäre Kevin hier gewesen, hätte er Konstantin an Ort und Stelle umgebracht, er hätte ihn mit seinem eigenen Spüllappen erdrosselt. Aber Kevin schnieft wahrscheinlich in den Hamptons jemandem ein paar Lines Koks von der gewachsenen Bikinizone, also scheiß auf ihn und scheiß auf seine Regeln. Kostya würde sämtliche Gläser gleich hier an der Bar abtrocknen, vor den Augen von jedem, der die Dreistigkeit besaß, fünf Minuten vor Schluss ins Library zu marschieren und was zu bestellen, der Sack.

Vor der Bar lief zwischen den Regalen von Bibliomecca ein Mann auf und ab und beäugte den Buchrücken von *Fantasmagoriana*. Er ging viereinhalb Mal daran vorbei, bevor es ihn so in den Fingern juckte, dass er das Buch nach vorn zog. Als das Regal von der Wand abrückte und die schummrige Treppe in einen Raum enthüllte, der nach altem Geld und Privilegien und Scotch roch – war das nicht alles dasselbe? –, überkam ihn Erleichterung.

Er hatte einem halben Dutzend Leuten versprochen, dass er heute Abend nicht trinken würde, und in dem Moment war es ihm ernst damit gewesen, nur jetzt nicht mehr. Sie hatten es bestimmt gewusst, sagte er sich, sie hatten gewusst, dass sie sich auf sein Wort nicht verlassen konnten, nicht bei dieser Sache. Nicht am Hochzeitstag. Und jetzt war er hier, ein paar Minuten vor Mitternacht, und huschte die Stufen zum Library of Spirits hinunter, nach dreihundertundfünf Tagen ohne Alkohol. Oder waren es dreihundertundvier?

Egal. Morgen früh würde er mit dem Zählen von vorne anfangen. Falls er wach wurde.

Als Konstantin den Regalriegel klicken hörte, ruckte sein Blick von dem Longdrinkglas hoch, das er gerade abtrocknete. Er traute seinen Ohren kaum.

In den sechs Monaten, seit er hier arbeitete, war noch niemand nach halb zwölf aufgetaucht. Das war eine unausgesprochene Regel. Flüsterkneipen waren nicht wie diese schäbigen Sportbars oder Studententränken, in denen man auf dem Weg zur Hausparty vom Uber-Fahrer seiner Friseurin in Alphabet City kurz vorbeischaute, um einen Shot Fireball zu kippen. Es waren Orte der Vertraulichkeit mit überzogenen Preisen und Cocktails, die genippt und langsam genossen werden wollten. Er war sehr gespannt, was für ein Mensch – der offensichtlich Geld zum Fenster rauswerfen

konnte – um fünf vor dort aufschlug und dreißig Dollar für einen Drink hinblätterte, den er kaum schmecken würde. Deshalb kann man sich Kostyas Überraschung vorstellen, als jemand die Treppe herunterkam, der – war das überhaupt möglich? – noch mitgenommener aussah als Kostya.

Der Mann war klapperdürr. Groß. Er hatte wässrig schimmernde Augen unter einer Baseballkappe und einen großen, traurigen Mund wie Steven Tyler.

»Äh, hey?«, sagte er.

»Hey.« Konstantin brauchte einen Moment, um sich zu fangen.

»Ich meine hi! Hallo! Willkommen im Library of Spirits.«

Steven Tylers lang verschollener Bruder blinzelte ihn unsicher an. »Haben Sie noch auf?«

Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Gläserschar.

»Ja. Noch ...«, Kostya sah auf seine Uhr, »drei Minuten.«

»Cool.« Der Mann zog einen Hocker unter der Bar hervor, schob sich darauf und schniefte laut. Kostya hoffte, dass er es sich nicht gemütlich machte; er brauchte mehr Schlaf vor seiner Schicht als Lieferfahrer und keine Überstunden, weil dieser säuselige Typ noch einen Absacker wollte. »Äh, kann ich einen Manhattan bekommen?«

War ja klar.

»Tja, also ... ich bin kein richtiger Barkeeper. Der musste weg. Familienangelegenheit. Ich bin nur der Tellerwäscher.«

»Aber Sie können mir trotzdem einen Drink machen, oder?« Aus der Stimme sprach leise Verzweiflung.

»Ich meine, ich habe eigentlich keine Lizenz als Barkeeper ...«

»Dann habe ich ihn nicht von Ihnen bekommen.«

»Und er schmeckt vielleicht nicht richtig.«

»Das Risiko gehe ich ein! Geben Sie mir einfach was. Irgendwas Einfaches.«

»Na gut ... ich muss Ihnen aber trotzdem den vollen Preis berechnen.«

Steven Tylers breite Lippen zuckten. Sein Blick klebte an Kostyas Hand – an dem Longdrinkglas, das er vor sich hielt und polierte –, als wollte er sie telepathisch zum Alkohol schieben.

»Geht's Ihnen gut? Sie sehen nicht so –«

»Geben Sie mir einfach einen verdammten Drink!« Plötzlich brüllte er, sein Blick sprang hektisch umher.

»Ganz ruhig, okay? Ich wollte nur –«

»Jetzt. Jetzt! Bevor Ihre verkackte Bar zumacht und ich keinen verkackten Drink mehr bekomme, um auf meine arme, tote, wunderschöne Frau zu trinken!«

In der anschließenden Stille fühlte es sich an, als wäre sämtliche warme Luft aus dem Raum gesogen worden. Staubteilchen tanzten träge zwischen ihnen, als Kostya und dieser traurige, seltsame Mann mit den breiten Lippen sich über die Bar hinweg ansahen, bis ihre Blicke zündeten wie Schießpulver in einem langen, lautlosen Moment, bevor es knallte.

Steven Tyler schnappte sich ein feuchtes Glas aus Kostyas Batterie und warf es auf den Boden. Eines ums andere zerschlug er, die Splitter leuchteten auf wie Blitze. Kostya wollte sich auf ihn stürzen, aber hinten im Hals spürte er einen vertrauten Lufthauch, einen Nachgeschmack, der sich ankündigte. Er kam so schnell und so deutlich – als wollte er ebenso dringend auf Kostyas Zunge, wie dieser Typ einen Drink wollte –, dass Kostya konzentriert erstarrte.

Es war ein Cocktail.

*Leichtes Sprudeln, ein wenig herb. Champagner? Ach, nein. Trockener. Cava. Und Gin. Zitronensaft. Eher süßlich als sauer. Meyers vielleicht. Und etwas Blumiges. Holunderbeeren und ... und Lavendel? Mit Minze? Nein, nicht ganz. Es riecht wie die*

*Kerzen, die seine Ex früher angezündet hat. Patchouli Dreams. Genau, Patschuli. Nimmt man das überhaupt zu sich? Und ein Klecks Sirup, dick und süß und säuerlich. Eine Kirsche. Eine Luxardo-Kirsche.*

Es wirkte fast wie geplant, dass sie hier in einer Bar mit ausgefallenen Tinkturen und Aromen waren und jemand – doch sicher die tote Frau dieses Typen? – sich mit einem ausgefallenen Cocktail meldete, der aus genau solchen Zutaten bestand.

Kostya spürte ein elektrisches Kribbeln in den Fingern. Er hatte noch nie versucht nachzukochen, was er geschmeckt hatte. Zum einen war er zwar ein Meister im Essen, kochte aber selten, und zum anderen hatte es immer wie ein Tabu gewirkt, als würde man bei Mondlicht dreimal vor dem Spiegel *Bloody Mary* sagen. Aber dieser Nachgeschmack – dieser Drink, an diesem Ort – war nicht nur ein Getränk, sondern eine Herausforderung. Eine Mutprobe.

Steven Tyler zerbrach ein weiteres Glas.

»Hören Sie auf!«, jammerte Kostya, und als der Typ Anlauf nahm, das nächste Cognacglas zu zerschmeißen, platzte aus ihm heraus: »Sie mochte Cava, oder? Ihre Frau?«

Der Mann setzte das Glas so langsam ab, dass es schien, als würde es die Theke nie erreichen.

»Woher wissen Sie das?«, fragte er, die breiten Lippen zu einem dünnen weißen Strich zusammengepresst.

»Ich mache Ihnen einen Drink«, sagte Kostya, statt zu antworten. »Setzen Sie sich.«

Er drehte sich zu den beleuchteten Regalen hinter sich um und wählte eine Reihe von Einweckgläsern und Pipettenflaschen. Er holte Eis und einen Shaker. Ein Barmaß. Ein Glas. Eine Flasche Bombay, aber dann dachte er nach, schmatzte mit den Lippen, obwohl der Nachgeschmack verschwunden war, und tauschte sie gegen Hendrick's aus. Im Weinkühlschrank hinter der Theke stand

eine offene Flasche Cava, und – Kostya probierte – er schmeckte genau richtig.

»Ich dachte, Sie sind kein Barkeeper?«

»Ich improvisiere«, antwortete Kostya.

Das stimmte allerdings nicht ganz. Etwas – jemand – leitete ihn. Die Zutaten hatte er schon immer erkannt, aber jetzt erleuchtete jemand die matte Erinnerung an den Nachgeschmack für ihn, zeigte ihm genau, was er mit ihnen machen musste, jeden einzelnen Schritt. Kostya brachte alles so zusammen, wie die Geschmackskomponenten seinen Mund erfüllt hatten: Die Luxardo-Kirsche und einen halben Teelöffel Kirschsaff gab er direkt ins Glas, Cava und Gin kamen mit einem einzigen Tropfen Patschuliöl, einem Schuss St-Germain und einem kräftigen Pipettenspritzer von der eingelegten Mayer-Zitrone in den Shaker. Konstantin fügte noch Eis hinzu und schüttelte, als wäre er James Bond.

»Ein Whiskey Cola hätte es auch getan.«

»Klappe«, fuhr Kostya ihn an, weil er Mühe hatte, sich zu konzentrieren.

Er sehte den Cocktail in ein gekühltes Collins-Glas ab und probierte mit einem Rührstäbchen. Fast. Aus dem Schälchen hinter der Bar nahm er ein paar Salzkörner und streute sie auf den Drink. Er musste nicht einmal mehr probieren. Sein Magen machte einen Satz, als würde er über einen Hügel springen, und er wusste es einfach.

Kostya schob das Glas über die Theke.

Steven Tyler hob es mit zitternder Hand langsam an die Lippen und schloss die Augen.

»Wie heißt er?«, fragte er.

Kostya überlegte kurz. »Spectral Sour.«

Die Augen immer noch geschlossen, trank Charlie Katzowsky –

der mit Steven Tyler nicht verwandt war – seinen ersten Schluck Alkohol seit fast einem Jahr. Tränen flossen ihm dabei übers Gesicht, in zwei geraden Rinnsalen zum Kinn. Es lag nicht am Alkohol – auch wenn sein Körper sich anfühlte, als würde er sich entfalten, als würde die Anspannung durch die Aufhebung der Prohibition dahinschmelzen –, sondern an diesem speziellen Getränk, seinen Aromen und Geschmacksnoten, dem Kräftigen und Dezenten. Von dem Kerl hinter der Bar hatte er sich nicht viel erhofft, höchstens ein paar Fingerbreit Whiskey, aber dieser Drink – reine Poesie.

Er schmeckte wie Annas letztes Jahr: zuerst süß und frisch und sprudelnd vor Leben und dann kompliziert, vielschichtig, ernsthaft und erdig und tropfenweise salzig, und dann, zum Schluss hin, bitter und Übelkeit erregend, wie Galle, die blumige Zutat roch genau wie ihr Zimmer im Krankenhaus, als es schlimm wurde, als sie nicht mehr auf die Behandlung ansprach und alle Blumen, die die Leute geschickt hatten, gleichzeitig faulig wurden und dieser furchtbare Geruch der wässrigen Stängel drückend in der Luft hing. Er nippte noch einmal und war wieder mit seiner Frau zusammen, mit ihrem Lächeln und der schmalen Zahnlücke, ihrem schallenden Lachen, ihren kurzen sonnenblonden Haaren, beschienen von vereinzelt Lichtstrahlen saß sie auf seinem Schoß auf einer Decke im Park, feucht vom Morgentau, und er las etwas laut vor, eine Besprechung im *New Yorker*, aber dann Nein! Das Salz! Wie sie beide geweint hatten, als sie ihm Lebewohl sagte, die welken Kränze und Blumenkreuze, zu viele von ihnen im Bestattungsinstitut, die Blütenblätter, die sich schon einrollten, während er schluchzte. Nach dem dritten Schluck hörte er den schlunzigen Pseudobarkeeper aufschreien – *Ach du verkackte Scheiße!* – und öffnete die Augen gerade rechtzeitig, um es zu sehen.

Am Rand der Theke nahm Anna Gestalt an.

Sie erschien als Millionen kleiner Lichtpünktchen, die aufleuchteten und verblassten und wieder aufleuchteten, wie ein Schwarm winziger Glühwürmchen. Ihre Haare und ihr Gesicht und ihr Lächeln schimmerten geisterhaft grün, sie strahlte ihn an, genau wie sie ganz am Ende ausgesehen hatte – hager, blass, bereit loszulassen –, nur vollkommen durchscheinend, so sehr, dass er das ungläubige Gesicht des Barkeepers hinter ihr erkennen konnte und die Reihen von Likören und Aromen und Sirupsorten in dem Bereich, in dem sich ihr Hals, ihre Schultern, ihre Brüste bildeten. Sie saß an der Bar und lachte – ob er das Geräusch auf eine Flasche ziehen konnte? –, und ihre langen, schlaksigen Beine baumelten herunter, quicklebendig, und als sie sich auf sein Knie zubewegten, zuckte er schon vorab zusammen, obwohl sie einfach hindurchglitten.

Er blickte auf den Spectral Sour hinunter und dann durch Annas schlanken Arm auf den Möchtegern-Mixologen, der sich langsam zurück in die Küche schob.

»He!«, rief er. »Was zum Teufel war da drin?«

Aber der Feigling verdrückte sich einfach durch die Schwingtür.

»Hey, Loser«, sagte Anna dann, und ihre vertraute raue Stimme – er hätte jeden Preis gezahlt, um sie noch einmal zu hören – zog an etwas in seiner Brust.

Er öffnete den Mund, aber er brachte keinen Ton heraus.

Sie lehnte sich vor und flüsterte: »Jetzt musst du sagen: ›Hey, Miststück.««

Im sicheren Hafen des Vorratsraums versuchte Konstantin, sein Herz zu beruhigen, das ihm bis zum Hals schlug. Da war eine Geisterfrau an der Bar. Ein Geist an der Bar. Ein Geist! An der Bar! Scheiße.

Er atmete ein paarmal tief durch und trank einen Schluck Tito aus der Gemeinschaftsflasche.

Okay. Okay, okay.

Er hatte einen Drink gemixt. Und sein Drink hatte jemanden von den Toten zurückgeholt. Kein Grund zur Panik. Hier gab es nichts zu sehen.

Halb. So. Wild.

Er trank noch einen Schluck Wodka.

Durch eine völlig verkorkste Fügung des Schicksals, eine bescheuerte Entwicklung, wie sie sich sonst nur Romanschreiberlinge ausdachten, hatte er es irgendwie geschafft, ein Portal zu öffnen, nach dem Motto ich sehe tote Menschen, nur ohne die verrückte Farbsymbolik. Hatten die Geister all die Jahre etwa darauf gewartet? Auf einen verdammten Snack?

Kostya kletterte auf einen Tritthocker und spähte durch das verschmierte Fenster der Schwingtür. Da saß sie, strahlend wie ein Feuerwerk, gestikulierte, versprühte Funken. Er schob die Tür gerade so weit auf, dass er etwas hören konnte.

Sie stritten sich. Über Promis.

»... und ich habe einfach gedacht, du würdest mittlerweile mehr wie Bradley Cooper aussehen.«

»Du bist unmöglich, weißt du das? Du bist auch nicht gerade als Zoë Kravitz zurückgekommen!«

»Stehst du immer noch auf sie? Dir ist schon klar, dass, na ja, daraus wohl nichts wird, oder?«

Er grinste. »Leck mich.«

»Würde ich ja zu gerne, aber ich habe leider keinen Körper. Aber vielleicht könnten w-w-wir ...« Sie flackerte plötzlich, ihr Abbild aus Lichtpunkten verschwand immer wieder wie bei einer schlechten Verbindung.

»Anna?« Er keuchte, als sie erlosch. »Anna! Nein!«

Er schrie, versuchte, ihre Hand zu fassen, aber seine Finger griffen ins Nichts.

»Nein-nein-nein. Komm zurück!«

»Trink!«, befahl ihre körperlose Stimme.

Er griff ungeschickt nach seinem Glas, verschüttete die Hälfte und trank einen großen Schluck.

Im nächsten Augenblick war sie wieder da, grünlich und glitzernd, eine Statistin aus der Smaragdstadt.

»Tut mir leid!«, japste sie. »Du musst weitertrinken. Der Geschmack von dem Zeug – ich glaube, der hält mich hier.«

Zweifelnd runzelte er die Stirn.

»Echt? Das Zeug?«

»Erinnerst du dich nicht daran?« Sie sah ihn bedeutungsvoll an. »Von Santorini? Diesem Ort mit den Booten?«

Seine Augen strahlten. »Oh. Oh. Wirklich? Das hier war es?«

»Bis hin zur Garnitur.«

»Das war ein schöner Abend.«

»Der beste.«

Etwas geschah zwischen ihnen, etwas atemlos Glückliches und niederschmetternd Trauriges.

»Aber, na ja? Dann mixen wir eben mehr.« (Hinter der Bühne nickte Kostya. Genau. Das System austricksen.) »Der Typ versteckt sich nur in der Küche; ich sehe, dass er hi–«

Aber sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das ist eine einmalige Sache.«

»Was? Warum?«

»Nur so ein Gefühl. Als wäre es eine Art Schwanengesang. Eine letzte Verbeugung.«

»Das verstehe ich nicht.«

Sie sah auf sein Glas. »Das ist nicht wichtig. Uns bleibt nicht viel Zeit.«

»Wofür?«

»Um Frieden zu finden.«

Er wurde blass. »Frieden? O Gott, Anna – wirst du von Geistern verfolgt? Die ganze Zeit über? Scheiße, ich wusste, wir hätten deine Asche nicht auf dem Belt Parkway verstreuen sollen!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ach, Schatz.« Sie sagte es ganz sanft. »Ich habe meinen Tod schon lange akzeptiert. Ich bin deinetwegen zurückgekommen. Weil du sonst die Tabletten in deiner Tasche genommen hättest. Weil du dich immer noch an uns klammerst und es dein Leben ruiniert.«

Sein Gesicht rötete sich. »Ich hätte es nicht durchgezogen.«

»Doch, hättest du. Und dann – oh, Charlie. Du würdest so viel verpassen, was dich noch erwartet. Gute Dinge. Großartige Dinge. Für die es sich lohnt, hierzubleiben.«

Er blinzelte hektisch gegen seine Tränen an. »Was für Dinge?«

Sie lächelte. »Du musst hier warten, um es herauszufinden.«

»Ich hasse es, zu warten.«

»Ich weiß. Du bist immer ungeduldig, selbst wenn es dich umbringt. Und deshalb bin ich zurückgekommen.« Sie lachte leise, aber als sie blinzelte, strömten geschmolzene Smaragde über ihr Gesicht, wunderschöne Tränen. »Um dir zu sagen, dass du leben sollst. Dass du loslassen sollst. Denn wenn du das tust, kannst du den nächsten Schritt gehen. Und ich auch.«

Ihr Leuchten verblasste wieder, wie eine verlöschende Glühbirne, und Charlie hob das Glas und nippte. Konstantin konnte sehen, dass es genau gleichzeitig passierte, dass mit dem Schluck ihre Haut stärker leuchtete. Sie warf einen nervösen Blick auf das fast leere Glas und sprach hastig weiter.

»Bitte. Ich muss das loswerden. Was ich am Ende gesagt habe darüber, dass ich nie einen anderen lieben würde und dasselbe von

dir erwarte – das war egoistisch. Und grausam. Es war eine düstere Zeit für mich, und ich dachte, das begreifst du, wenn ich nicht mehr da bin; ich habe gehofft, dass du mich gut genug kennst, um zu wissen, dass ich es nicht so gemeint habe. Ich will nur, dass du glücklich bist.« Sie griff nach seiner Hand, aber ihre Finger glitten durch seine hindurch. »Aber jetzt ist es Jahre her, und du hast nicht einmal versucht, jemanden kennenzulernen. Meinetwegen, das weiß ich. Ich spüre, wie du festhältst, als wären wir aneinandergekettet. Und du bist jetzt noch jung, aber wenn du mich nicht loslässt, wirst du jung und allein sterben. Oder schlimmer. Du wirst alt und allein sterben, nach einem traurigen, leeren Leben.«

Er sah sie lange an, so zart wie Kristallglas, und etwas in ihm zerbrach.

»Ich vermisse dich wahnsinnig.«

»Ich dich auch.«

Er blickte auf den Boden seines Glases. »Ich will dich nicht loslassen.«

»Ich weiß.« Anna seufzte, so tief, dass man das Gefühl hatte, sie wüsste es wirklich. »Aber loszulassen heißt nicht, dass du mich vergisst. Du lässt dann nur nicht mehr zu, dass die Erinnerungen dir weh tun.«

»Klingt nach einer gesunden Entscheidung. Ich kann es nicht ausstehen.«

»Erinnerst du dich an dieses grüne Getränk? Aus diesem Reformladen?«

Er lächelte matt, eine ferne Erinnerung huschte über sein Gesicht. »Dieser widerliche Grünkohl.«

»Der widerliche Grünkohl«, stimmte sie zu.

»Aber ich –«

»Kein Wort mehr«, unterbrach sie bestimmt. »Es sei denn, du willst mir recht geben.«

»Ich kann dir recht geben, aber das heißt nicht, dass du recht hast.«

»Klugscheißer.«

Sie lächelten einander an, teilten unausgesprochene Gedanken, als ihr Licht wieder schwächer wurde und er einen weiteren kostbaren Schluck trank.

Kostya beobachtete sie durch die Tür, ein nagendes Gefühl in der Brust. Es war kitschig, sicher, und er kannte die beiden kaum, aber trotzdem. Wie dieser Typ sie ansah, und das, obwohl sie tot war – da musste man einfach Mitgefühl bekommen. Es war eine Liebe, als würde man verhungern.

»Es ist so weit«, flüsterte sie.

»Ich weiß nicht, wie«, flüsterte er zurück.

»Du lebst einfach. Als wäre ich nicht hier. Als könnte nichts, was du tust, mich verletzen. Lass einfach los«, sagte sie, streckte eine glitzernde jadegrüne Hand aus und hielt sie an seine Wange.

Charlie schloss flatternd die Augenlider, sein Kinn bebte. Kostya sah, wie ihn ein Schauer überlief; Charlie spürte ihre Berührung ebenso, wie er sie sich vorstellte.

»Es ist ungerecht«, sagte er schwer. »Dass du krank geworden bist. Dass ich weiterleben konnte.«

»Du musst dich nicht schuldig fühlen, weil du dein Leben leben willst«, sagte sie. »Mein Tod – das war nicht deine Schuld. Ich bin gestorben, Schatz. Ich bin einfach ... gestorben. Du hast mich nicht getötet.«

Kostya spürte innerlich eine Wunde. Er hätte alles dafür gegeben, wirklich alles, um diese Worte von seinem Vater zu hören.

Annas Licht verblasste wieder, aber Charlie hielt die Augen geschlossen, dieses Mal rührte er sich nicht, er griff nicht nach dem Glas.

»Char-«, setzte sie an, aber ihr letzter Gedanke wurde unterbrochen, ihr Licht erlosch mitten in seinem Namen.

Charlie öffnete die Augen. Blinzeln sah er auf die Stelle, an der gerade noch der Geist seiner Frau gewesen war, das Nachbild ihrer strahlenden Gestalt wie eine eigene Art Geist auf seiner Netzhaut. Er kramte das orangefarbene Tablettendöschen aus seiner Tasche. Er öffnete es, starrte lange intensiv hinein, dann kippte er die Tabletten auf die lackierte Holztheke.

Kostya fragte sich, was Charlie wohl durch den Kopf ging. Ob er glaubte, was ihm gerade über seine Zukunft gesagt wurde. Ob er um seine Frau trauerte, um seine Ehe oder um seine eigenen Möglichkeiten im Leben, die ihm genommen wurden. Ob er glaubte, dass er den ganzen Vorfall nur halluziniert hatte. Und ob er immer noch vorhatte, diese Tabletten zu nehmen. Kostya wusste nur, dass er einschreiten müsste, sollte der Typ anfangen, Schmerztabletten einzuwerfen, er würde einen Krankenwagen rufen müssen, ihm das Leben retten und so weiter. Was ihm ein noch späteres Schichtende und einen Haufen Fragen einbringen würde, die er alle nicht beantworten wollte.

Aber statt irgendetwas zu schlucken, starrte Charlie nur vor sich hin. Als es schien, als könnte er auf keinen Fall noch länger so in der Schwebe verharren, als hätte er sein ganzes Leben an dieser Bar verbracht, wäre auf diesem grässlichen Barhocker zur Welt gekommen und mit diesen hirnrissigen Cocktailservietten gewickelt worden, nahm er seinen Spectral Sour und ließ sich die Kirsche in den Mund gleiten.

Er kaute. Schmeckte. Leckte sich die Lippen.

Und Anna glühte schlagartig wieder auf, das Gesicht voll phosphoreszierender Tränen, als hätte jemand einen Leuchtstab geknickt. Sie wirkte überrascht, dort zu sein.

»Charlie?«, flüsterte sie.

»Woher wusstest du es?«, fragte er, die Stimme voller Schmerz.  
»Woher wusstest du, dass ich es wirklich tun würde? Ich wusste es ja selbst nicht.«

»Ich kann in dir lesen wie in einem Buch, Schatz.«

»Konntest du immer.« Schniefend nickte er. »Dann ist jetzt wohl Zeit für ein neues Kapitel.«

Man spürte den bevorstehenden Abschied schon daran, wie sie einander in die Augen sahen.

»Ich wünsche dir ein großartiges Leben, Charlie. Und wenn es vorbei ist, such mich im nächsten, okay?«

Sie presste ihre leuchtenden Lippen auf seine, kämpfte gegen alle Grenzen zwischen ihnen an, Zeit und Raum und Leben und Tod, damit er sie spürte, damit er den Geist ihrer Liebesgeschichte spürte, die jetzt ein Ende fand.

Als sie sich von ihm löste, hob er sein leeres Glas.

»Auf dich, Miststück.«

»Wir sehen uns auf der anderen Seite, Loser.«

Und er schmetterte das Glas auf den Boden, es zerbrach, versprühte winzige Tröpfchen Spectral Sour in der Bar und ließ Anna damit gehen.

Kostya fühlte sich benommen. Er musste sich an der Wand abstützen. Als sein Zittern (fast) abgeklungen war, wartete er aus Respekt vor der Toten noch ein paar Minuten, dann zwang er sich, zurück an die Bar zu schlurfen.

Er hätte gern Charlies Version gehört, mit ihm abgeglichen, was Anna gesagt hatte, diskutiert, wie der Drink funktioniert und geschmeckt hatte und wie alles abgelaufen war, denn wer (außer vielleicht Frankie, der liebte diesen übernatürlichen Scheiß) würde ihm verdammt nochmal glauben, wenn er ihm davon erzählte? Er platzte fast, er wollte unbedingt herausfinden, ob er es wieder-

holen könnte, ob er vielleicht, *vielleicht* jemand anderen zurückholen könnte, nur auf einen Drink, ein letztes Gespräch, eine Entschuldigung.

Sein Vater erschien ihm plötzlich so nah. Wirklich. *Erreichbar*.

Aber als Charlie sich überschwänglich bei ihm bedankte – *Hören Sie, ich weiß nicht, was das war oder wie Sie das geschafft haben, aber Sie haben mir das Leben gerettet. Danke, Mann. Danke. Wie kann ich das wiedergutmachen?* –, verlor Kostya die Nerven.

Das – was gerade passiert war – hatte er ausgelöst, sicher, aber es ging nicht um ihn. Es ging um was Größeres. Was viel Größeres. Gefährlich groß. Und er würde der Sache selbst auf den Grund gehen müssen.

»Geht aufs Haus«, sagte er Charlie, ehemals bekannt als Steven Tyler. »Nur, ähm – tun Sie mir einen Gefallen? Erzählen Sie Ihren Freunden nichts davon.«

...

WAS  
LIEST  
DU?

*Thrill*



## SE-AH JANG Die Fremde neben dir

OT: A Twist of Fate | Übersetzt von Irene Eisenhut  
ca. 400 Seiten | ISBN 978-3-7587-0048-4 | 18,00 € (D) | 18,50 € (A)  
Warengruppe: 1121 | Auch als E-Book erhältlich  
Lieferbar ab 29.04.2026  
Paperback | Deutsche Erstausgabe

Stell dir vor, du  
ENTKOMMST deiner  
VERGANGENHEIT –  
indem du das LEBEN einer  
ANDEREN übernimmst

Auf der Flucht vor ihrer Vergangenheit trifft Jae-Young im Zug nach Seoul eine junge Mutter mit Baby. Diese wurde von ihrem Mann verlassen und hofft nun, bei den unbekannten Schwiegereltern Zuflucht zu finden. Doch als Jae-Young von der Toilette zurückkommt, ist die andere Frau verschwunden. In einem Brief bittet sie Jae-Young, das Kind zu seinen Großeltern zu bringen. Widerstrebend erfüllt sie den Wunsch der jungen Mutter. Als die reiche Familie Jae-Young für die Mutter des Kindes hält, wirkt das wie der perfekte Ausweg in ein neues Leben. Doch nichts ist so, wie es scheint, und Jae-Young ist nicht die Einzige mit einem dunklen Geheimnis.

Psychospannung für  
Leser:innen von Freida  
McFadden und Julie Clark



## SE-AH JANG

arbeitete als Pressesprecherin für eine Luxusmarke und betreibt inzwischen einen erfolgreichen Podcast für Buchrezensionen. Gleich ihr erster Roman, *Die Fremde neben dir*, war ein Bestseller in Südkorea und wurde nur wenige Wochen nach der Veröffentlichung für eine Verfilmung optioniert.

Se-Ah Jang

## Die Fremde neben dir

Deutsch von Irene Eisenhut

Thrill

### ERSTER TEIL

#### 1. KAPITEL

Kann man sein Leben auf null setzen? Einfach die Entfernen-Taste drücken und noch einmal ganz von vorn beginnen?

Das sind die Gedanken, die mir durch den Kopf gehen, während ich in einem Zug sitze, der langsam aus dem Bahnhof rollt und an Fahrt aufnimmt. Zum Glück ist an diesem nebligen Sonntagmorgen außer mir keiner im Wagen. Keine Menschenseele weit und breit. Nur ich.

Zuvor hatte ich, von Kopf bis Fuß zitternd, in einer dunklen Ecke des Bahnhofs Zuflucht gesucht und auf die Ankunft des ersten Zuges gewartet. Als er endlich einfuhr, war ich so erleichtert, dass meine Knie fast nachgaben. Ich darf an den Preis, den ich für diese Flucht zahlen muss, nicht denken. Noch nicht. Erst später, viel später. Wenn ich allein und wieder mehr ich selbst bin. Wenn das alles hier vorbei ist und ich einen klaren Kopf habe.

Als ich mich in meinen Sitz zurücklehne und die Beine vor mir ausstrecke, geht die Tür zu meinem Wagen auf. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich ziehe den Kopf ein und verstecke mich hin-

Die Originalausgabe erschien 2023 bei Aphros Media, Seoul

Copyright © Se-Ah Jang 2023

All rights reserved.

Übersetzt aus der amerikanischen Übersetzung

von S. L. Park, © S. L. Park 2025

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Katharina Theml

ter der Rückenlehne des Vordersitzes, von wo aus ich einen ver-  
stohlenen Blick wage.

Eine Frau tritt herein. Eine junge Mutter mit einem Baby auf dem Arm, ihr Haar ist zu einem Knoten gebunden. Eine große Tasche ist über ihre Schulter geschlungen, deren Gewicht sie nach unten zu ziehen scheint. Als sie den Gang hinunterkommt und sich meinem Sitz nähert, erblickt sie mich und strahlt mich mit leuchtenden Augen an. Was für eine Laune des Schicksals – eine Frau in meinem Alter so früh am Morgen in einem leeren Waggon.

Trotz meines offensichtlichen Unbehagens scheint die junge Mutter beim Anblick einer gleichaltrigen weiblichen Mitreisenden erleichtert zu sein. Sie bleibt vor dem Platz auf der anderen Seite des Ganges stehen und müht sich ab, ihre Tasche in die schmale Gepäckablage zu verstauen. Eigentlich möchte ich mich so unauffällig wie möglich verhalten, aber ich kann nicht zusehen, wie sie mit der Tasche kämpft. Also springe ich auf und helfe ihr, sie in das Gepäckfach zu legen.

»Sehr nett von Ihnen! Mir wären gleich die Arme abgefallen. Sie glauben ja gar nicht, wie schwer so ein kleines Baby sein kann!«, sagt sie und lächelt mich dankbar an.

Aber das Lächeln in ihrem Gesicht erstirbt schneller, als es erschienen ist. Ich spüre ihren Blick auf meinem Arm und versuche, den Ärmel hinunterzuziehen. Er ist nach oben gerutscht, als ich das Gepäck hochgehoben habe, so dass die Blutergüsse an meinem Handgelenk sichtbar sind, die bereits dabei sind, sich lila zu verfärben. Ich werfe ihr ein stummes, verlegenes Lächeln zu und eile zu meinem Sitz zurück.

Ein kurzer Blick auf ihr Baby verrät mir, dass es tief und fest schläft. Lautes Weinen muss ich vorerst also nicht befürchten. Eine Sorge weniger, denn ich habe noch immer keine Ahnung, wohin oder wie weit ich fahren werde.

Doch jetzt gibt es kein Zurück mehr. Den schwierigsten Teil habe ich hinter mich gebracht. Ich brauche mir also keine unnötigen Gedanken über eine völlig Fremde zu machen, die zufällig ein paar blaue Flecken auf meinem Handgelenk gesehen hat. Verhalte dich einfach unauffällig und vermeide weiteren Blickkontakt. Versteck dich hinter der Rückenlehne und benimm dich wie der typische unfreundliche Fahrgast.

Aber die junge Mutter, die inzwischen entspannter zu sein scheint, registriert meinen Wunsch überhaupt nicht. Sie holt eine Flasche mit Babynahrung aus ihrer Tasche.

»Ich musste mich heute Morgen ziemlich beeilen, aber jetzt hat das Fläschchen genau die richtige Temperatur«, sagt sie zu mir.

Sie träufelt sich vorsichtshalber ein paar Tropfen Milch auf die Innenseite ihres Handgelenks und nickt zufrieden. Was soll diese sorglose Heiterkeit und Freundlichkeit? Ich mache mir langsam Sorgen, dass sie mich nicht in Ruhe lassen wird, so überschwänglich und aufdringlich, wie sie ist.

»Sie sollten mal sehen, wie das Moppelchen hier isst. Ich gebe ihm besser pünktlich seine Flasche, sonst verwandelt er sich in einen kleinen schreienden Teufel.«

Die Frau hält die Flasche vorsichtig an den Mund des Kleinen und prüft noch einmal die Temperatur, aber er schlummert selig vor sich hin. Er ist ein niedlicher kleiner Kerl mit rosafarbener Haut, Pausbäckchen und Wimpern wie ein Reh.

»Wie alt ist er?«, frage ich eher aus Höflichkeit.

Ich habe die Worte noch nicht einmal ganz ausgesprochen, da beschleicht mich schon das Gefühl, dass mich die Frage in Schwierigkeiten bringen könnte, aber ich kann nicht anders. Was, wenn sie zu plaudern beginnt und neugierig wird?

»Er ist drei Monate alt, und er wurde am 12. Dezember geboren. Ein Datum, das man sich leicht merken kann.«

Das Lächeln der Frau hat etwas Entwaffnendes, und ich muss unwillkürlich zurücklächeln. Ihr ungeschminktes Gesicht weist leise Zeichen von Müdigkeit auf, die typisch sind für eine junge Mutter, die sich Tag und Nacht um ihr kleines Kind kümmert, aber das schmälert in keiner Weise ihr hübsches Aussehen. Ihre Haut ist hell, das Haar üppig, und sie hat große dunkle Augen, die in der Sonne einen hellbraunen Ton annehmen. Wir haben ungefähr die gleiche Größe und Statur, aber sonst keine weiteren Ähnlichkeiten. Sie ist einer von diesen Menschen, die mit ihrem ansteckenden Lächeln alle um sich herum verzaubern. Wenn ich einen anderen Weg eingeschlagen und andere Entscheidungen in der Vergangenheit getroffen hätte, wäre ich dann auch eine so lebhafte junge Mutter wie sie? Vielleicht.

»Wir sind schon seit dem Morgengrauen auf den Beinen, um den ersten Zug zu erwischen, und der kleine Prinz hier hat einfach keine Lust zu trinken. Dann gibt es eben später etwas.«

Die junge Mutter schüttelt den Kopf, wickelt das Fläschchen wieder ein und legt es weg.

»Der Frühling lässt dieses Jahr auf sich warten, es ist noch immer sehr kühl morgens«, fährt sie fort und hüllt ihr Baby fester in eine Decke ein. Sie sucht offensichtlich das Gespräch mit mir. Aber es erscheint mir zu riskant, aus heiterem Himmel aufzustehen, nur um den Wagen zu wechseln und dann womöglich mit anderen neugierigen Fahrgästen konfrontiert zu sein. Ich bleibe besser hier sitzen und lasse mich halbherzig auf das Gespräch ein. Wer weiß? Vielleicht wird sie noch mein Alibi sein. Oder vielleicht doch eher eine Zeugin? Was soll ich tun?

»Wie weit fahren Sie? Bis nach Seoul?«, fragt die Frau, während mir all diese Gedanken durch den Kopf gehen.

»Nein, ähm, ich glaube nicht«, antworte ich.

»Ich fahre nach Juyoung-si. Sie wissen schon, diese neue Stadt

in der Nähe von Seoul?«

Juyoung-si? Den Ort hatte ich bisher noch nicht in Betracht gezogen. Wie es da wohl ist?

»Meine Schwiegereltern leben dort«, sagt die Frau und senkt etwas zögerlich den Kopf. Ein Lächeln umspielt ihre Lippen.

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, aber sie redet ohnehin einfach weiter.

»Ich kenne sie noch gar nicht, um ehrlich zu sein. Aber ich verlasse mich auf das Sprichwort, dass Blut dicker ist als Wasser. Ich habe überhaupt keinen Plan.«

»Oh, soll das heißen, dass sie ...?«

»Ja, sie haben das Kind noch gar nicht gesehen, weil ich – weil wir – ohne ihre Zustimmung geheiratet haben.«

Zum ersten Mal sehe ich ein Zeichen von Schmerz in ihrem Gesicht.

»Darf ich fragen, was mit dem Vater des Babys passiert ist?«

»Oh«, sagt sie, senkt den Kopf und streichelt den rechten Fuß des Babys, der aus dem Tuch lugt. »Er hat sich aus dem Staub gemacht. Ich dachte erst, dass er einen Unfall gehabt hat, als ich ihn nicht erreichen konnte. Aber wie sich herausstellte, ist er mit seiner Geliebten zusammengezogen. Ich wünschte, er wäre tot.«

Ich bin sprachlos. Meine Brust zieht sich zusammen. Meine Kehle ist wie zugeschnürt. Ich zwingen mich, tief ein- und wieder auszuatmen. Ein, aus, ein, aus. Panik erfasst mich, und ich breche in Schweiß aus, so dass meine Arme feucht werden. Es kann doch nicht sein, dass Worte allein mich schon dazu bringen, die Fassung zu verlieren, oder? Der Weg, der vor mir liegt, ist noch lang.

Die junge Mutter auf der anderen Seite des Ganges ist höchstens Ende zwanzig. Wir sind ungefähr gleich alt. Aber sie ist bereits verheiratet und hat mit ihrem Mann, dessen Eltern nicht einverstanden waren mit seiner Wahl, eine Familie gegründet. Und

sie wurde sogar schon von ihm verlassen in ihrem kurzen Leben. Es gibt die unterschiedlichsten Menschen aus den unterschiedlichsten Schichten der Gesellschaft, und alle haben ihre eigenen Probleme. Man weiß nie, was jemand, dem man auf der Straße oder eben im Zug begegnet, gerade durchmacht. Wahrscheinlich habe ich sie vorschnell beurteilt nach ihrem so strahlend wirkenden Lächeln.

»Das Einzige, was für mich zählte, war, dass wir zusammen sind. Aber jetzt, wo die Dinge sich in eine andere Richtung entwickelt haben, gibt es niemanden, an den ich mich wenden kann. Meine Eltern sind gestorben, als ich noch klein war. Und ich habe auch keine Geschwister oder andere Verwandte. Ich habe überlegt, das Kind alleine großzuziehen, aber ich weiß nicht, wie.«

Die Frau stößt einen tiefen Seufzer aus.

»Ich habe keine Ahnung, wie meine Schwiegereltern reagieren werden, wenn ich aus heiterem Himmel bei ihnen auftauche. Vielleicht nehmen sie mir meinen Sohn einfach weg. Die Familie meines Mannes hat Geld. Sie sind so reich, so konservativ und so voreingenommen, dass sie einen dafür bezahlen würden, den Mund zu halten. Mein Mann ist ihr ältester Sohn.«

»Sie haben seine Eltern also noch nie gesehen?«, frage ich.

»Nein«, antwortet sie. »Wahrscheinlich wissen sie nicht einmal, wie ich heiße oder wie ich aussehe. Als ich meinen Mann kennenlernte, wohnte er schon nicht mehr zu Hause. Und er hat mir erzählt, dass er damals schon eine ganze Weile keinen Kontakt mehr mit seiner Familie hatte. Daher war ich überzeugt davon, dass sie mit unserer Heirat nicht einverstanden sein würden. Man weiß doch, wie solche Leute sind – streng und herzlos.«

Sie schüttelt ungläubig den Kopf. »Ich könnte den Kontakt zu meinem Sohn nie abbrechen! Ich kann nicht einmal eine Minute ohne ihn sein. Und ich werde ihm alles verzeihen. Egal, was

kommt. Egal, wen er heiratet. Aber Eltern sind offensichtlich sehr unterschiedlich.«

Als ich heute Morgen in der Dämmerung fluchtartig das Haus verließ und mich am Bahnhof versteckte, hätte ich nie gedacht, dass ich eine solche Begegnung haben würde. Aber hier sitze ich und höre dieser Frau zu, die mir ihre Geheimnisse anvertraut.

»Ich bin ein schrecklicher Feigling, ich weiß – als ich in meinen Mann so verliebt war, waren mir seine Eltern egal, und jetzt, wo ich mit dem Rücken zur Wand stehe, komme ich angekrochen. Aber ich kann es mir einfach nicht leisten, meinen Sohn alleine großzuziehen.«

»Das verstehe ich.«

»Ich möchte so viel für ihn tun, was mir nicht möglich sein wird.«

Sie sieht aus, als würde sie gleich anfangen zu weinen.

»Ich meine damit keine schicken Kleider oder Schuhe. Ich möchte einfach nur das Beste für ihn. Und sein Großvater ist so reich. Warum soll mein Sohn in Armut leben und keinen Cent sehen, wenn der alte Herr unmöglich das ganze Geld allein ausgeben kann, bis er stirbt?«

Die Frau betrachtet ihren kleinen Sohn.

»Was habe ich schon von meinem Stolz? Ich werde vor meinem Schwiegervater in die Knie gehen und ihn um Vergebung bitten, wenn es sein muss. Glauben Sie nicht, dass dieser süße kleine Kerl ihre kalten Herzen erweichen wird? Er ist doch ihr Enkel. Das Leben ist so kurz. Wir können alle jederzeit tot umfallen, warum also einen Groll hegen und die eigene Familie meiden?«

Ich weiß nicht warum, aber der Blick, den sie mir zuwirft, lässt mich erschauern. Ihre hellen kastanienbraunen Augen bohren sich tief in meine Seele hinein. Doch sie hat recht. Wir können alle jederzeit tot umfallen.

## 2. KAPITEL

Als die junge Mutter mir ein Päckchen Sojamilch reicht, merke ich, wie hungrig ich bin. Ich habe nichts mehr gegessen, seit ich heute Morgen aus dem Haus gerannt bin, nur mit meiner Geldbörse und sonst nichts.

Während durchgesagt wird, dass unser erster Halt unmittelbar bevorsteht, sehen wir uns kurz an und lächeln. Seitdem sie mir ihr Herz ausgeschüttet hat, verspüre ich ein leises Gefühl der Solidarität mit der jungen Mutter, auch wenn das angesichts meiner Situation weit hergeholt ist.

Der Zug wird sich ab der nächsten Station mit Reisenden füllen, und dieses flüchtige Gefühl des Friedens wird schnell vergehen. Unser Gespräch wird versiegen, und wir werden wieder zwei völlige Fremde sein, bis unsere Wege sich endgültig trennen. Ich werde sie nie wiedersehen.

»Es dauert noch eine Weile bis nach Juyoung-si, nicht wahr?«, frage ich.

»Ja, ungefähr eine Stunde«, antwortet die junge Mutter.

»Ich gehe schnell auf die Toilette, bevor es hier zu voll wird«, entschuldige ich mich, ehe sie mich fragen kann, wo ich hingeh.

Als ich kurz einen Blick zurückwerfe, sehe ich, wie die Mutter sanft ihr schlafendes Baby wiegt. Der Kleine hat die gleiche weiche Haut und die gleichen dichten Wimpern wie sie, ein DNA-Test ist unnötig.

Ich trete aus dem Wagen auf den Verbindungsgang. Erleichterung steigt in mir auf. Die Zugtoilette ist hervorragend ausgestattet und in einem viel besseren Zustand, als ich es erwartet hätte. Ich bin tatsächlich noch nie mit dem Zug gereist, weil ich mir eine Fahrt nicht leisten konnte.

Er hat mir unzählige Male versprochen, dass er mich an einen

schönen Ort bringen würde. Dass wir zusammen verreisen würden. Aber es war immer nur ein leeres Versprechen. Trotzdem möchte ich noch immer glauben, dass er es wirklich so gemeint hat. Er konnte einen mit liebevollen Worten dazu bringen, ihm zu glauben. Darin war er gut.

»Jae-Young, was hältst du von Seoul?«, fragte er.

»Seoul? Echt jetzt? Ich war noch nie dort!«

»Dann sollten wir vielleicht mal zusammen hinfahren.«

»Wann? Wie wär's dieses Wochenende?«

»Wunderbar, aber sollten wir uns nicht vorher unterhalten? Man kann doch nicht mit jemandem verreisen, dem man nicht vertraut.«

»Jemandem, dem man nicht vertraut?«

Das war der Augenblick, in dem seine Stimme diesen merkwürdigen Ton annahm.

»Hast du mir nichts zu sagen?«

»Was meinst du?«

Wann immer eine solche Situation eintrat, musste ich nur nach seinem Drehbuch handeln. Mehr nicht. Es hätte nicht einfacher sein können. Er hatte sich bereits mit der Angelegenheit auseinandergesetzt und war zu einem Schluss gekommen. Aber so sehr ich mich auch bemühte, ich schaffte es nicht herauszufinden, was in dem Drehbuch stand. Nach all dem, was wir durchgemacht hatten, hätte ich imstande sein müssen, seine Gedanken zu lesen, aber es gelang mir nie. Kein einziges Mal.

»Es hat jemand für dich angerufen, als du in der Dusche warst.«

»Wer?«

»Dein Chef.«

»Ah.«

»Hast du sonst nichts zu sagen?«

»Meinst du das Mitarbeiterpicknick? Es sind alle ganz begeistert von der Idee. Bisher haben wir es ja nie bis zur Planung geschafft, aber jetzt, da Soo-Jung bald aufhört, wollen wir wirklich Ernst machen.«

»Ein Picknick? Nein, darum geht's nicht.«

»Oh?«

Ich spürte Angst in mir aufsteigen. Schon wieder war ich in seine Falle getappt.

»Es geht darum, dass du nächste Woche einen freien Tag hast. Dein Chef hat angerufen, um zu fragen, ob du deinen Dienst tauschen kannst. Irgendein Planungsproblem.«

Sein gutaussehendes Gesicht wurde mit jedem Wort steinerner, und sein Blick war so bedrohlich, dass ich Mühe hatte zu atmen. Auch dieses Mal hatte ich es nicht hinbekommen. Er hatte mir wie immer eine Falle gestellt, in der Hoffnung, dass ich etwas zugeben würde. Dass ich etwas verraten würde, das er verdrehen und als Ausrede nutzen könnte, um auszurasten.

»Also ein freier Tag. Wie kommt es, dass du ihn mir gegenüber nie erwähnt hast?«

»Hm?«

»Was ist los? Hast du deine Zunge verschluckt?«

Er machte einen Schritt nach vorn. Ich einen zurück. Unsere Souterrainwohnung war so verdammt klein, dass nur ein Schritt nötig war, um buchstäblich mit dem Rücken an der Wand zu stehen, aber ich wand mich an ihr entlang, als hinge mein Leben davon ab.

»Hee-Jung hat mich gebeten, sie zu begleiten, wenn sie ihr Hochzeitskleid aussucht. Das ist alles.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Es ist wahr! Ruf die Boutique an! Oder Hee-Jung. Sie hat einen Termin ausgemacht, mehr nicht!«

»Wann wolltest du mir das sagen?«

Er trat zu mir und überragte mich wie immer. Mit seinen breiten Schultern, seinen langen Beinen und seiner Größe von über ein Meter achtzig besaß er eine erdrückende Präsenz. Er sah nicht nur gut aus und hatte einen Bariton, der Frauen elektrisierte, sondern roch auch noch gut. Er war ein absoluter Traummann. Aber sobald er sich auf diese Weise vor mir aufbaute, stellten sich mir die Nackenhaare auf.

»Am Wochenende oder sogar noch heute!«

»Was ist mit dem Picknick? Wann wolltest du mir davon erzählen?«

Er griff nach meinem Handgelenk, drückte es erst sanft, dann immer fester. Ich sah seine große Hand an, die meine umklammert hielt.

Wir waren so unterschiedlich – er stattlich, ich zierlich –, was das Gefühl der Schmetterlinge in meinem Bauch noch stärker werden ließ, als wir uns kennenlernten. Ich kam mir neben ihm immer sehr zerbrechlich und weiblich vor, wie die abgöttisch geliebte einzige Tochter einer Adelsfamilie. Ich war immer wieder aufs Neue erstaunt, dass seine große Hand meine vollständig umschließen konnte, und wir bezeichneten uns sogar im Spaß als die Schöne und das Biest.

Aber diese große Hand konnte mein zartes Handgelenk auch sehr leicht brechen, was mit einem deutlich hörbaren Knackgeräusch einherging, das so klang wie eine abbrechende Bleistiftspitze. Oder so wie Knie, wenn man lange gesessen hat und wieder aufsteht.

In dem Imbiss, in dem ich arbeitete, waren alle sehr nett zu mir, und ich durfte hinter der Theke arbeiten, bis ich wieder ganz gesund war. Meine Arbeitskolleginnen waren aufrichtig besorgt und ermahnten mich zur Vorsicht im Bad, um nicht noch einmal aus-

zurutschen. Keine dachte, dass mein »Traumprinz« etwas damit zu tun haben könnte. Sie sagten Dinge wie:

»Als ich vor ein paar Tagen Feierabend gemacht habe, habe ich Jae-Youngs Freund gesehen. Sie lag in seinen Armen, und er hat sie geküsst. So«, sagte die eine und ahmte es nach.

»Wow, wie in *Vom Winde verweht?*«, sagte die andere.

»Ja, ja! *Love is in the air*, sie war überall zu spüren!«

»Oh, die Flitterwochenphase! Ich könnte auch mal wieder einen Schuss Liebe vertragen. Mein Süßer wird alt. Er trifft beim Pinkeln nicht einmal mehr die Toilette.«

»Igitt! Widerlich!«

Dann schlossen wir kichernd den Laden und spazierten hinaus in die dunkle Nacht. Ich lachte die ganze Zeit mit. Ich hatte in meinem Leben nie eine Familie gehabt. Endlich gab es jemanden, der mich leidenschaftlich liebte und mich mit Aufmerksamkeit überschüttete. Ich erzählte niemandem, dass dieser leidenschaftliche Mann mir an Stellen meines Körpers blaue Flecken zufügte, die andere nicht sehen konnten. Oder dass ich in der Nacht vor Schmerzen kaum atmen konnte, wenn ich mich umdrehte. Oder dass ich mittlerweile jedes Wort abwägen musste, das meinen Mund verließ.

»Ich habe bisher ja noch nicht einmal entschieden, ob ich zu dem Picknick gehe. Lass mich los!«

»Du triffst also so eine Entscheidung, ohne vorher mit mir darüber zu sprechen?«

»Nein, ich wollte doch mit dir reden ... Autsch! Lass mich los!«

»Kommandierst du mich jetzt auch noch herum?«

»Nein, das war nicht so gemeint!«

Ein Blick in sein Gesicht genügte mir, um zu wissen, dass wir wieder an dem Punkt angelangt waren, an dem er sich in jemanden verwandelte, den ich kaum wiedererkannte. Und wenn dieser

Punkt erreicht war, lief die Situation stets schnell aus dem Ruder. Nichts konnte ihn dann mehr aufhalten. Kein noch so vernünftiges Argument. Bald würde es nur noch eine zupackende Hand und so viel Schmerz geben, dass meine Augen sich nach oben rollten und ich Sterne sah.

### 3. KAPITEL

Im Spiegel der Zugtoilette sehe ich, wie blass ich bin, und spritze mir Wasser ins Gesicht, damit ich etwas lebendiger erscheine.

Jetzt ist nicht die Zeit, um an Vergangenes zu denken. Das kann ich später tun, wenn das Schlimmste überstanden ist und ich in Sicherheit bin. Erst einmal muss ich mir überlegen, was ich tun soll. Wo soll ich hin? Ich habe niemanden auf dieser Welt, womit mir alle Wege offen stehen, aber ich kann mich auch nicht ewig verstecken, denn ich habe keinerlei Unterstützung.

Der Zug fährt nach Seoul. In einer so großen und weitläufigen Stadt kann man leicht untertauchen. Aber womit würde ich meinen Lebensunterhalt verdienen, wie würde ich an einem solchen Ort überleben? Der Kloß in meinem Hals scheint immer größer zu werden, während ich über diese Fragen grübele.

In dem Augenblick klopft jemand verärgert an die Tür. Offenbar ist der Zug an seinem ersten Halt angekommen, denn ich höre Stimmen draußen. Ich wische mir schnell die nassen Hände an einem Papiertuch ab, öffne die Tür und blicke in das Gesicht einer älteren Frau, die es so eilig hat, dass sie mich beiseiteschiebt und hineinstürmt, noch ehe ich es aus der Toilette schaffe. Der Gang zwischen den Wagen ist voll mit Menschen, die gerade eingestiegen sind.

Der Tag hat mittlerweile seinen üblichen geschäftigen Verlauf genommen, die Sonne scheint in den Zug. Irgendwo weint ein Baby. Mit gesenktem Kopf bahne ich mir einen Weg durch die Menge und betrete meinen Wagen. Ein paar Reisende sind durch die Tür auf der anderen Seite eingestiegen und verstauen ihre Koffer in den Gepäckablagen.

In dem Moment, in dem ich hereinkomme, blickt einer der Fahrgäste zu mir herüber und winkt mir zu.

»O mein Gott, da sind Sie ja. Sie können doch Ihr Baby nicht einfach hierlassen und verschwinden! Ich dachte schon, der arme Kleine wäre ausgesetzt worden! Beeilen Sie sich, er braucht seine Mama! Er schreit sich die Seele aus dem Leib.«

Wie bitte?

Der Zug setzt sich in Bewegung, und ich schwanke zurück zu meinem Sitz. Es ist wie in einem Suchbild à la »Finde den Fehler« – dieselben Sitze, ein anderes Bild. Die junge Mutter ist weit und breit nicht zu sehen.

Die Sonne hat sich hineingestohlen und zeichnet große Muster auf meinen Sitz. Auf der anderen Seite des Ganges, da, wo die Frau gesessen hat, ist jetzt nur noch ihr Baby. Zusammengerollt liegt es da, eingehüllt in eine winzige Decke. Der Kleine, der bis eben noch wie ein Engel geschlafen hat, schreit wütend aus Leibeskräften, so dass sein Gesicht schon rot wird. Ich schaue in die Gepäckablage. Die Tasche der Frau ist noch da.

Ich versuche zu erklären, dass ich nicht die Mutter bin, dass sie wahrscheinlich nur auf die Toilette gegangen ist, aber die anderen Fahrgäste lassen sich bereits auf ihren Sitzen nieder und unterhalten sich.

»Ich hatte mich auf eine ruhige Fahrt gefreut, aber daraus wird wohl nichts«, beschwert sich ein älterer Mann ein paar Reihen weiter.

Ich nehme das weinende Baby hoch und schaue mich um. Außer einem alten Paar, das gerade eingestiegen ist, dem älteren Herrn, der mich eben angesprochen hat, dem Baby und mir sitzt niemand in diesem Teil des Wagens. Die restlichen Fahrgäste sind alles Alleinreisende, insgesamt nicht mehr als eine Handvoll Leute hier und da.

Hat die junge Frau so dringend auf die Toilette gemusst, dass sie nicht warten konnte, bis ich wieder zurückgekehrt war? Warum um alles in der Welt hat sie ihr Kind allein gelassen?

Ich bin schon fast taub von dem lauten Schreien. Der Kleine hat Hunger, vermute ich, aber ich weiß nicht, was ich machen soll. Unbeholfen wiege ich ihn sanft, so wie ich es im Fernsehen gesehen habe. Mit geschlossenen Augen sah er aus wie ein Engel, aber jetzt habe ich das Gefühl, als würde ich eine heiße Eisenkugel in den Armen halten.

Plötzlich ruckt der Zug, und ich falle mit dem Baby beinahe hin. Ich werde immer ungeduldiger und laufe ans andere Ende des Wagens, dorthin, wo das alte Ehepaar sitzt.

»Hallo, haben Sie zufällig die Frau gesehen, die bei dem Baby war?«, frage ich. »Ihr Haar war zu einem Knoten gebunden.«

»Wie bitte? Nein, haben wir nicht. Übrigens, der Kleine schreit, seitdem wir hier sind. Sie können Ihr Kind doch nicht einfach einer Babysitterin überlassen, das hat man früher so gemacht, aber doch heute nicht mehr! Und tun Sie bitte etwas, ja? Vielleicht sollten Sie seine Windel wechseln, er schreit sich ja die Seele aus dem Leib!«

Eine alte Dame sieht herüber. Ihr Blick durchbohrt mich förmlich, so dass ich schnell weggehe. Was bleibt mir anderes übrig? Am liebsten würde ich dem alten Ehepaar sagen, dass die Mutter des Kindes plötzlich verschwunden ist, und sie bitten, mit mir gemeinsam die Sache den Behörden zu melden. Aber ich darf in

meiner momentanen Situation auf keinen Fall Aufmerksamkeit erregen, das wäre zu gefährlich. Alle würden sich an die junge Frau erinnern, die sich weigerte, ein weinendes Kind zu trösten. Ich würde eine merkwürdig agierende Frau mit einem kleinen Jungen im Arm auch nicht vergessen.

Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie das Ehepaar der Polizei aufgeregt den Vorfall schildert. »Das Baby hat so laut geschrien, dass wir gar nicht anders konnten, als hinzuschauen. Wir haben sofort bemerkt, dass mit der Frau etwas nicht stimmte. Sie schien verzweifelt zu sein und behauptete, dass es gar nicht ihr Kind sei.«

Nein, keine weitere Aufmerksamkeit. Als ich an meinen Platz zurückgekehrt bin, lege ich das brüllende Baby vorsichtig ab und greife in die Ablage nach dem Gepäck der Frau. Die Tasche ist ziemlich schwer. Neben Windeln und der Flasche, die ich vorhin gesehen habe, befinden sich noch weitere Babyartikel darin wie Kleidung und Lätzchen. Ich greife nach der Flasche mit der Baby-nahrung, die jetzt lauwarm ist, und halte sie vorsichtig an seinen Mund, so wie es die junge Mutter getan hat. Er wimmert wie ein Welpe und presst erst einmal die Lippen zusammen. Doch als ich ihm ein paar Tropfen auf den Mundwinkel gebe, fährt er mit der Zunge darüber und hört auf, sich gegen die Flasche zu wehren. Kurz drauf saugt er kräftig und ist still.

Erst da bemerke ich, dass ich schweißgebadet bin und mir das Hemd am Rücken klebt. Das Ehepaar blickt ab und zu in meine Richtung, und ich beuge mich vor, um mich hinter dem Vordersitz zu verstecken. Der Junge trinkt brav seine Milch. Seine dunklen Augen und rosa Hände, die die Flasche fest umklammern, wirken sehr energisch.

Während er mit der Flasche beschäftigt ist, sehe ich mich vorsichtig um. Die Landschaft zieht am Fenster vorbei. Wenn die jun-

ge Mutter nicht vorhin ausgestiegen ist, als der Zug gehalten hat, muss sie noch irgendwo hier sein.

Aber in der Toilette an diesem Ende des Wagens ist sie nicht, denn aus der tritt gerade schnaufend und keuchend die ältere Frau, mit der ich Bekanntschaft gemacht habe. Und in der Toilette am anderen Ende ist sie auch nicht, denn aus der taucht ein Mann mittleren Alters auf mit einem Handy in der Hand. Selbst wenn sie es eilig gehabt hat, würde sie ihren kleinen Jungen allein zurücklassen, um die Toilette in einem anderen Wagen aufzusuchen? Ich habe weder eigene Kinder, noch habe ich je eins aufgezogen, aber selbst ich weiß, dass das absurd ist.

Hat sie von Anfang an vorgehabt, ihn im Zug zurückzulassen, und mir nur Lügengeschichten aufgetischt? Natürlich klang alles sehr weit hergeholt, wie aus einer Seifenoper, aber sie hat einen anständigen Eindruck auf mich gemacht. Nett, freundlich, warmherzig. Ich konnte die Liebe in ihren Augen sehen. Doch wer weiß, was sie insgeheim geplant hat.

Ja, ich weiß inzwischen, dass Menschen nicht immer sofort ihr wahres Gesicht zeigen. So wie es auch Menschen gibt, die in der einen Sekunde Süßholz raspeln und in der anderen Sekunde zu einem Monster werden, das bereit ist, einen zu Tode prügeln. Die Liebe ist ein gefährliches, unberechenbares Gefühl, das einem das Leben im Handumdrehen auf den Kopf stellen kann. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Deshalb bin ich auch fest davon überzeugt, dass es Menschen gibt, die alles für ihre Kinder tun würden, was in ihrer Macht steht, aber die trotzdem überfordert sind, weil die Liebe, die sie auf einmal empfinden, zu viel ist und sie erdrückt.

Während das Baby begierig seine Milch trinkt, kämpfe ich gegen das untrügliche Gefühl an, dass ich die junge Mutter nirgends im Zug finden werde. Ich habe den Kleinen gerade erst beruhigen können, doch er fängt schon wieder an zu schreien, weil

die Flasche leer wird. Mein besorgter Blick fällt auf eine Windel, die aus der geöffneten Tasche ragt. Ich habe noch nie zuvor eine Windel wechseln müssen, aber auf den ersten Blick sieht sie nicht viel anders aus als eine Damenbinde. Inzwischen bin ich bereit, alles zu tun, um das Baby ruhig zu halten. Während ich vorsichtig seine Decke aufwickle und bete, dass die Windel doch noch nicht gewechselt werden muss, ertasten meine Hände einen kleinen zusammengefalteten Zettel.

#### 4. KAPITEL

*Ich weiß, wir haben uns gerade erst kennengelernt. Und es tut mir auch sehr leid, dass ich Sie hiermit be- hellige. Aber bitte bringen Sie an meiner statt mein Kind zu meinen Schwiegereltern. Ich habe das hier nicht gewollt, wirklich nicht, aber Sie haben so ver- trauenerweckend ausgesehen. Um ehrlich zu sein, mir fehlt einfach der Mut, zu meinen Schwiegereltern zu gehen, ohne den Vater meines Kindes.*

*Ich habe noch nicht einmal eine Heiratsurkunde besorgt, ich wurde verlassen, bevor ich mich dar- um kümmern konnte. Aber ich habe ihn wirklich ge- liebt, und ich weiß einfach nicht weiter. Mir sind die schrecklichsten Gedanken gekommen, aber wann im- mer ich in die Augen meines Sohnes sehe, kann ich es einfach nicht tun. Eine verantwortungslose Mutter wie ich sollte besser verschwinden. Bitte kümmern Sie sich um meinen Sohn.*

*Die Adresse meiner Schwiegereltern steht unten. Fragen Sie einfach nach dem »Haus von Direktor Jung«. Sie werden es problemlos finden, denn jeder in Juyoung-si kennt die Familie Jung. Mein Sohn heißt Seung-Joon Jung. Ich habe noch keine Geburtsurkun- de besorgt, aber er hat alle notwendigen Impfungen bisher bekommen. Ich habe ihn vor kurzem abgestillt. Sie können ihm also beruhigt die Babymilch geben. Und er schläft wie ein Murmeltier, weil wir das Ein- schlafen geübt haben. Er ist ein sehr braver Junge, wenn er weint, wiegen Sie ihn einfach sanft, dann schläft er sofort wieder ein. Er hat Atopie an den Bei- nen. Sollte er quengelig werden, weil seine Haut juckt, tragen Sie die Lotion auf, die in der Tasche steckt.*

*Sagen Sie meinen Schwiegereltern einfach, dass ich ein Feigling bin, falls notwendig, nur damit Sie kei- nen Ärger bekommen. Ich weiß, dass ich Sie um einen sehr großen Gefallen bitte. Gott segne Sie!*

Ich verliere gleich meinen Verstand. Was für eine kopflose Ent- scheidung! Offensichtlich hat sie diese Zeilen sehr schnell hin- gekritzelt. Ich hätte nie gedacht, dass sie der Typ Mensch ist, der sein kleines Kind einer völlig Fremden anvertraut, aber da habe ich mich wohl gründlich getäuscht. Hat sie nicht sehr ruhig und gefasst gewirkt und ein strahlendes Lächeln gehabt? Und sie war so gesprächig. Sie muss viel durchgemacht haben, seit ihr Mann sie verlassen hat.

Was hat sie über mich gesagt – dass ich so vertrauenerweckend ausgesehen habe?

Sie hat mich völlig falsch eingeschätzt. Und sie hat auch keine Ahnung, wozu ich fähig bin. Wo bin ich hier nur reingeraten?

Wir haben uns also beide geirrt. Der erste Eindruck, den wir vom anderen hatten, war völlig falsch! Ich wäge meine Möglichkeiten ab, während mein Blick zwischen dem inzwischen wieder fest schlafenden Baby und dem Zettel seiner Mutter hin und her wandert. Was soll ich machen? Soll ich das Kind einfach im Zug zurücklassen? Oder auf der Stelle heulend zusammenbrechen? Ich könnte einfach an der nächsten Haltestelle aussteigen. Es ist doch nur das Kind einer Fremden. Und man kann mir doch nicht die Verantwortung dafür übertragen, während ich selbst bis zum Hals im Schlamassel stecke.

Dann geht mir ein Licht auf.

Wenn man vor etwas wegläuft, darf man nicht berechenbar handeln. Man sollte in einem solchen Moment nicht das tun, was sinnvoll erscheint und alle von einem erwarten. Im Film fährt der Gejagte im Kreis, um seine Verfolger abzuschütteln. Er begibt sich an die unmöglichsten Orte. An Orte, wo er noch nie gewesen ist und mit denen er nicht in Verbindung gebracht werden kann. An Orte, wo ihn keiner erkennt. Nein, wenn man auf der Flucht ist, begibt man sich in keine vor Menschen wimmelnde Großstadt, denn der ideale Zufluchtsort ist der Ort, den man nicht kennt und mit dem keiner rechnet.

Ich schaue auf die eilig hingekritzelte Adresse am Ende des Zettels und stecke ihn ein. Vielleicht, aber nur vielleicht, wird dieses Baby am Ende noch mein Rettungsanker sein und nicht mein Untergang.

## 5. KAPITEL

»Wenn ich's Ihnen doch sage, das hier ist es!«, ruft der Taxifahrer zum dritten Mal.

»Das glaube ich nicht. Es sieht überhaupt nicht so aus, als würde hier jemand wohnen.«

»Ich bin dem Navi gefolgt. Und das ist die richtige Adresse!«

Die kurze Fahrt aus der Stadt hatte an einer Wohnsiedlung vorbeigeführt mit luxuriösen Stadthäusern. Jetzt stehen wir mitten im Nirgendwo, weit und breit kein anderes Haus.

Der Taxifahrer hat uns am Ende einer Sackgasse abgesetzt, die in einem breiten Weg hinaufgeführt hat und an deren Ende sich ein massives Eisentor befindet, das von einer hohen Mauer umgeben ist. Das Anwesen hinter dem verschlossenen Tor ist vollständig hinter wucherndem Gestrüpp und überhängenden Ästen verborgen. Es sieht eher aus wie der Eingang zu einem riesigen Nationalpark als zu einem Einfamilienhaus. Der Fahrer muss sich geirrt haben. Wir können hier unmöglich richtig sein.

»Wenn Sie mir die korrekte Adresse gegeben haben, dann muss hier ein Haus sein. Also schauen Sie doch einfach mal nach, ob es eine Klingel gibt! Ich weiß nicht, was Sie erwartet haben, aber sieht doch großartig aus!«

Der Fahrer wendet das Auto und grummelt, dass er wegen mir Überstunden gemacht hat, bevor er davonfährt.

Ich stehe da, kurz vor einer Panikattacke, allein mit einem schlafenden Baby im Arm und einer Wickeltasche zu meinen Füßen.

Das Einzige, was ich heute Morgen bei mir hatte, war ein dünnes Portemonnaie. Jetzt bin ich bepackt wie ein Esel und stehe vor einem Ziel, von dem ich nicht weiß, was mich erwartet.

Zum Glück hat der Kleine die ganze Zeit geschlafen, aber meine Arme werden langsam taub. Außer der Sojamilch, die mir die

junge Mutter im Zug gegeben hat, habe ich nichts mehr zu mir genommen, so dass mir jetzt flau im Magen ist nach all den unglaublichen Ereignissen. Ich frage mich, ob ich die richtige Entscheidung getroffen habe. Ich kann nicht fassen, dass ich vor einer mir unbekannten Haustür stehe, um ein fremdes Kind abzugeben, während mein Leben völlig aus den Fugen geraten ist.

Ich trete näher an das Tor und sehe nur grün dahinter – üppige Sträucher und lange Hängepflanzen formen große Mauern wie in *Der geheime Garten* und versperren die Sicht. Es herrscht eine ohrenbetäubende Stille um mich herum. Ich greife nach dem Eisentor und rüttele ein paarmal kräftig daran. Als nach ein paar Minuten noch niemand gekommen ist, überlege ich, ob ich mich lautstark bemerkbar machen soll. Vielleicht gibt es tatsächlich eine Sprechanlage oder eine Art Türklingel, die ich nur noch nicht gefunden habe?

Ich drücke meine Nase gegen das Tor und spähe durch die Gitterstäbe. Plötzlich bewegt sich etwas heftig in dem hohen Gras. Was ist das? Ich blinzle, um schärfer zu sehen. Die nur wenige Meter von mir entfernten grünen Blätter bewegen sich erst hin und her, dann teilen sie sich. Ich erschrecke, als das sonnengebräunte Gesicht eines Mannes zum Vorschein kommt.

»O Gott!«, stoße ich aus, mache einen Schritt zurück, verliere den Halt und stürze fast mit dem Baby im Arm. Meine Hand schnellte zum Tor, um mich abzufangen.

»Was tun Sie hier?«, fragt der Mann barsch. Er ist außer Atem und hat glasige Augen. Seine Stimme klingt rau, und ich sehe flüchtig ein paar gezackte Zähne zwischen seinen lila Lippen leuchten, als er mit einer Spur von Ungeduld spricht.

»Also, ich bin hier, weil ...«, stottere ich.

Meine Stimme versagt. Ich bin zu aufgeregt und zu erschrocken.

»Ich bin hierhergekommen, weil ...«, fange ich erneut an zu stottern.

»Bittsteller sind hier nicht erwünscht. Sie können froh sein, dass ich gerade sehr beschäftigt bin. Gehen Sie nach Hause!«

Er spuckt auf den Boden aus, dann dreht er sich um, schiebt die Zweige beiseite und entfernt sich.

»Nein!«, rufe ich und trete einen Schritt nach vorn. »So ist es nicht!«

Wenn ich diese Chance verpasse, weiß ich nicht, wohin ich mit dem Kind gehen soll.

»Moment! Ist das hier das Haus von Direktor Jung? Wenn ja, dann habe ich hier jemanden, den er kennenlernen sollte! Schauen Sie!«

Ein Augenblick der Stille tritt ein, so dass ich plötzlich meinen eigenen Herzschlag hören kann. Ich schlucke. Eine Sekunde später raschelt es wieder zwischen den Zweigen, und der Mann taucht erneut hinter den Büschen auf.

»Wie bitte?«, sagt er.

Der Geruch von Schweiß steigt mir in die Nase.

»Wer zum Teufel sind Sie, und welchen Unsinn reden Sie da?«

»Ich bin mit dem Zug gekommen, und ähm, es ist so, dass ...«

Erst da bemerke ich, dass ich nicht weiß, was ich sagen soll. Dass ich, nur mit dem Baby im Arm, eine ungeheuerliche Behauptung aufstelle, ohne einen Beweis dafür zu haben, ohne den Namen seiner Mutter oder den ihres Mannes zu kennen. Selbst wenn das Haus tatsächlich diesem Direktor Jung gehört, weiß ich trotzdem nicht, ob er wirklich der Schwiegervater der jungen Mutter ist.

»Ich habe den Enkel des Direktors hergebracht! Sein eigen Fleisch und Blut. Er heißt Seung-Joon! Er ist das Kind des ältesten Sohns des Direktors!«

Ich halte den Jungen an das Tor, damit der Mann ihn besser

sehen kann. Der Mann mustert das Baby eine Weile mit seinen bleichen Augen. Dann sieht er mich und den Jungen streng an und verschwindet wieder wortlos, als wäre er nie da gewesen. Als hätte das üppige Grün ihn einfach wieder zurück in ein Wurmloch gesaugt.

Jetzt bin ich völlig am Ende. Das alles hier war Blödsinn. Ich wusste es. Ich hätte den Jungen einfach im Zug zurücklassen sollen. Irgendjemand hätte den Zettel schon gefunden und die nötige Hilfe geholt. Warum habe ich mich überhaupt mit einer Frau unterhalten, die ich gar nicht kannte, und den ganzen Weg auf mich genommen, um hierherzukommen?

Was nun? Soll ich das Baby einfach am Tor ablegen und weglaufen? Aber was, wenn dies tatsächlich nicht die richtige Adresse ist? Was, wenn ich einen Fehler gemacht habe? Ich kann doch unmöglich mit einem Baby im Schlepptau fliehen, oder?

Ein lautes Summen durchbricht meine quälenden Gedanken. Das Tor springt laut klickend auf. Einen Augenblick lang starre ich in die grüne Wildnis dahinter. Schließlich drücke ich das Tor entschlossen auf und gehe hindurch. Nach ein paar Schritten höre ich, wie es laut scheppernd hinter mir ins Schloss fällt.

## 6. KAPITEL

Hinter dem Eisentor liegt eine andere Welt.

Nachdem wir über einen kurzen Weg durch das üppige Gebüsch gegangen sind, biegen wir um eine Ecke und werden mit einer phantastischen Sicht belohnt. Jetzt wird mir klar, wozu die dichte Vegetation dient. Sie soll das Anwesen vor neugierigen Blicken schützen.

Ich schaue auf ein Paradies, von dem ich nie geglaubt hätte, dass es das in Südkorea gibt, schon gar nicht in einer Kleinstadt wie Juyoung-si.

Eine große Rasenfläche erstreckt sich vor mir mit einem Pool, um den rundherum Liegestühle mit Sonnenschirmen stehen. Das Schwimmbecken ist von gepflegten Beeten umgeben, deren Pflanzen üppig in sämtliche Richtungen wachsen. Der Pool und der frisch gemähte Rasen schmücken die untere Ebene des terrassenförmig angelegten Gartens. Am Fuß einer großen gepflasterten Treppe steht eine hübsche Holzbank. Ein paar Stufen weiter oben führt ein von Gras gesäumter Steinweg zum Haus, das majestätisch über allem thront.

Das Haus selbst ist ein prachtvolles Herrenhaus im westlichen Stil, wie aus einem ausländischen Film. Große Fenster, weitläufige Veranden und Efeu, der sich an den dicken Mauern emporrankt. Es sieht eher aus wie ein kleines Hotel oder eine Ferienanlage als wie ein Einfamilienhaus.

Ich stapfe über den Rasen am Pool vorbei zur Steintreppe. Am Fuß der Treppe recke ich den Hals, um das gewaltige Herrenhaus zu betrachten. So etwas habe ich noch nie zuvor gesehen. Ich komme mir vor wie in einer völlig anderen Welt. Wie hätte ich wissen können, dass ein altes Herrenhaus wie dieses sich hinter diesem Dschungel versteckt?

Während ich dastehe, verschwitzt, mit nackten Füßen in abgewetzten Hausschuhen, wird mir schlagartig bewusst, wie deplatziert ich an diesem unwirklichen Ort aussehen muss. Das Baby in meinen Armen ist schwer wie Blei, und der Riemen der Tasche schneidet so tief in meine Schulter, dass mein Arm abzufallen droht.

Trotzdem starre ich weiter das Haus an und bemerke kaum, dass sich jemand an mich heranschleicht. Ich erstarre auf der Stel-

le, ein Schrei bleibt mir im Hals stecken. Eine plötzliche Bewegung wie diese hat schon immer die Alarmglocken in mir schrillen lassen, da sie meist in Gewalt und Schmerz gemündet ist.

Schwer atmend drehe ich mich um. Es ist der Mann von vorhin. Er scheint weit über fünfzig zu sein – ein Netz aus feinen Falten und Narben überzieht sein Gesicht. Sein schäbiges Hemd und seine Arbeitshose deuten darauf hin, dass er ein Hausangestellter ist.

»Wie war Ihr Name? Ich habe ihn nicht verstanden«, sagt er und kommt näher, aber ich mache einen Schritt zurück, ohne ihm zu antworten. Der Mann schaut verärgert, als ich schweige.

»Ich bin hergekommen, um die Familie Jung zu sprechen«, presse ich hervor und drücke das Kind an mich.

»Sie sind im Augenblick nicht da«, erwidert der Mann und spuckt wieder auf den Boden. »Der Direktor hat einen Termin im Krankenhaus. Fremde können hier nicht einfach hereinplatzen«, fügt er hinzu. Seine Stimme ist rau, als würde eine Mistgabel über seinen Hals schaben.

»Aber Sie haben mich doch hereingebeten«, entgegne ich. Ich habe es fast geschafft und gebe jetzt sicher nicht auf. Der Mann tritt humpelnd zu mir. Ich gehe hastig die ersten Stufen der Treppe hinauf.

»He!«, ruft er mit einer drohenden Stimme.

»Ich warte drinnen, bis die Familie zurückgekehrt ist. Finden Sie nicht auch, dass sie das Kind wenigstens sehen sollten?«, sage ichforsch und bin selbst überrascht, woher dieser Mut so plötzlich kommt. Ein Teil von mir weiß, dass ich sonst nirgends hingehen kann, wenn ich rausgeschmissen werde. Aber ehrlich gesagt möchte ich mehr von diesem wunderbaren Haus sehen.

»Also dann ...«, setzt der Mann zu sprechen an, doch mehr kann er nicht sagen, denn in dem Augenblick wird eine Tür aufgerissen.

»Was ist hier los?«, dröhnt eine Stimme.

Ich drehe mich um und sehe eine ältere Frau mit Schürze in der Tür des Hauses stehen. Ich eile noch ein paar Stufen hinauf, so schnell ich es mit Baby und Tasche kann, aber ich spüre wieder neue Kraft. Dies ist mein letzter Strohalm.

»Ich bin hergekommen, um mit Direktor Jung zu sprechen. Das hier ist sein Enkel!«, sage ich und halte der Frau das Baby hin.

»O mein Gott, was soll das alles?«, stößt sie aus und reißt die Augen auf. Sie mustert mich kurz und scheint nach Worten zu suchen. »Mister, Sie können doch nicht jeden hereinlassen!«», tadelt sie verärgert den Mann, der die Treppe hinter mir hinaufgekommen ist.

»Ich warte, bis die Familie wieder zurück ist. Ich muss ihnen das Kind zeigen«, versuche ich zu erklären.

»Das haben wir nicht zu entscheiden. Wir sind nicht befugt, Sie hereinzubitten, Miss. Der Direktor ist im Augenblick nicht da, kommen Sie später wieder.«

»Na ja, man weiß nie«, schaltet der Mann mit der kratzigen Stimme sich ein, während die Frau weiter den Kopf schüttelt. »Stellen Sie sich doch mal den Ärger vor, den wir bekommen, wenn das wirklich sein Enkel sein sollte. Sie wissen doch, wie lange er schon wartet.«

Der Blick der Frau wandert nervös zwischen mir, dem Baby und dem Mann hin und her. Während sie überlegt, was sie tun soll, stehe ich mucksmäuschenstill da und warte. Plötzlich bemerke ich, dass gar keine Vögel mehr singen, kein einziges Zwitschern ist mehr zu hören, seit ich den Garten betreten habe. Es ist totenstill hier.

»Die Familie wird in etwa zwanzig Minuten zurück sein. Von mir aus können Sie hier warten und dann mit ihnen sprechen«, sagt die Frau schließlich. Sie hat sich zu einer Entscheidung durch-

gerungen. »Der Direktor duldet keinen Unsinn. Wenn Sie also nicht diejenige sind, die Sie behaupten zu sein, sollten Sie jetzt besser gehen.«

Täusche ich mich oder höre ich da aufrichtige Sorge in ihren hastigen Worten?

Vielleicht war all das keine gute Idee. Vielleicht sollte ich doch besser kehrtmachen und von hier verschwinden, bevor es zu spät ist.

Aber im Augenblick habe ich keine andere Wahl. Ich kann nirgendwo anders hin und habe niemanden, der mir hilft. Wenn nicht schon jemand herausgefunden hat, was ich getan habe, wird es bald geschehen. Man wird mich suchen. Ich werde für das, was ich getan habe, wahrscheinlich zahlen müssen.

Aber jetzt noch nicht!

»In Ordnung, dann warte ich«, erwidere ich und richte mich auf. Immerhin bin ich diejenige, die den ganzen Weg hierhergekommen ist, um der Familie ihren Enkel zu bringen. Einen armen kleinen Jungen, der von seinen Eltern verlassen wurde. Beide haben sich aus dem Staub gemacht und als verantwortungslos erwiesen. Ich hingegen bin mit guten Absichten hergekommen, und es gibt keinen Grund, jetzt einen Rückzieher zu machen. Sollte ich für meine gute Tat Geld bekommen, könnte mir das sogar helfen, um eine Weile unterzutauchen.

Die Frau öffnet widerstrebend die Tür zum Haus und hält sie mir auf, damit ich eintreten kann. Als ich mich im Eingang umdrehe, starrt mich der Mann mit seinen blutunterlaufenen Augen an.

Er scheint sich fast vergewissern zu wollen, dass ich wirklich hineingehe und nicht weglaufen kann. Das klingt völlig absurd, aber dieser Gedanke lässt mich nicht los.

Ich vertreibe ihn aus meinem Kopf und folge der Frau ins Haus. Die Tür knarrt unheilvoll, ehe sie hinter mir zuschlägt.

## 7. KAPITEL

Einen Augenblick lang sehe ich nichts als völlige Dunkelheit.

Nachdem meine Augen sich daran gewöhnt haben, erkenne ich ein riesiges Treppenhaus, das sich elegant vom Boden bis zur Decke schwingt und dann aus der Sicht verschwindet. Die Decke ist schwindelerregend hoch, das alte Parkett knarrt bei jedem Schritt, und vor den Fenstern hängen schwere Vorhänge. Jedes noch so kleine Geräusch hallt durch den gesamten Raum des Hauses, in dem es unfassbar kalt ist. Als die Haustür hinter mir zuschlägt, bleibt die Wärme der Sonne draußen. Innen ist es dunkel, und die Luft ist abgestanden.

Ich folge der Frau in einen großen Raum rechts vom Treppenhaus. Er ist größer als meine letzten beiden engen Einzimmerwohnungen zusammen und sieht überhaupt nicht vollgestopft aus, obwohl eine Couch aus weichem Samt, Sessel unterschiedlicher Größe und ein kleiner Tisch darin stehen. Die Schränke und der kleine Tisch lassen vermuten, dass es sich um eine Art Wohnzimmer handelt. Ein großes, bodentiefes Fenster befindet sich auf einer Seite des Raums. Aber selbst am helllichten Tag ist es dunkel in dem Zimmer, da die dichten zugezogenen Vorhänge das Sonnenlicht aussperren.

Die Frau bietet mir einen Platz an. Bevor sie den Raum still verlässt, wirft sie noch kurz einen Blick auf das schlafende Baby. Seltsamerweise macht sie kaum Geräusche in diesem alten knarrenden Haus, aber vielleicht haben ihre Schuhe magische Fähigkeiten.

Als ich allein bin, kann ich wieder freier atmen. Ich stelle die Tasche auf dem Boden ab, schaue mich vorsichtig um und wiege das Kind dabei in meinen Armen. Der dicke, flauschige Teppich und die Sessel in allen erdenklichen Mustern und Formen sind

so zusammengestellt worden, dass sie einen wunderbar harmonischen Eindruck ergeben. Und in den großen Vasen sind frische Blumen.

Bewundernd nehme ich alles in mich auf und lehne mich mit der Hüfte gegen die Couch, deren weiche Stoffpolster nachgeben. Ich verliere fast das Gleichgewicht, aber der Kleine blinzelt nicht einmal. Die Mutter hatte recht, er ist ein sehr entspanntes Kind.

Als ich mich auf die gepolsterte Couch setzen will, geht die Tür auf, und eine andere, deutlich jüngere Frau als die, die mich ins Haus gelassen hat, kommt herein. Sie stellt ein Tablett mit Teetasen auf den Tisch und sieht immer wieder verstohlen zu mir und dem Baby herüber. Ihre Lippen sind schmal, ihre Hüften rund. Ich vermute, dass sie über dreißig ist, aber ich kann ihr Alter nur schwer einschätzen durch die Uniform. Sind Hausangestellte heutzutage nicht alle etwas älter? Dafür, dass sie sich nur hübsch anziehen und das Haus in Ordnung halten müssen, werden sie wahrscheinlich sehr gut bezahlt. Ihre Arbeit ist vermutlich angenehmer als die meisten aufreibenden Jobs in der Arbeitswelt draußen. Ich weiß nicht, wie die Familie Jung zu ihren Angestellten ist, aber unangenehme Menschen gibt es überall. Vielleicht ist man mit einer Arbeit in einer schöneren Umgebung und innerhalb von vier sicheren Wänden besser bedient.

Bevor die Frau mit dem leeren Tablett das Zimmer verlässt, wandert ihr Blick noch einmal zu uns. Ich nehme mir eine Teetasse und trinke einen Schluck. Ich bin zwar keine Teekennerin, aber dass diese Teetasse allein ein kleines Vermögen gekostet haben muss, weiß selbst ich. Ich trinke sie in einem Zug aus und drehe sie um. »Made in England« prangt auf dem Boden.

Als die junge Mutter zum ersten Mal von ihren »wohlhabenden Schwiegereltern« sprach, dachte ich mir nicht viel dabei. Ich nahm einfach an, dass es sich um eingebildete ältere Leute handelte, die

in einer schicken, geräumigen Eigentumswohnung lebten und jeden Sonntag mit einem ausländischen Auto zur Kirche fahren.

Aber das hier ist etwas völlig anderes. Das fällt nicht mehr unter die Kategorie »schlichter Wohlstand«. Ein Reichtum wie dieser, der sich über viele Generationen hinweg angehäuft hat, liegt außerhalb jeder Vorstellungskraft. Diese Art von Reichtum hat eine Stufe erreicht, die den gesunden Menschenverstand übersteigt. Das erkennt selbst ein so gewöhnlicher Mensch wie ich. Eine kleine Villa mit Pool und einem labyrinthischen Garten, zu der ein schmaler Weg vom Eingangstor führt? Nein, wir sprechen hier von einem Haus, das von einem geheimnisvollen Mann gehütet wird, von dem ich nicht einmal weiß, ob er Gärtner, Pförtner oder Hausmeister ist. Von einem Haus, das über mindestens zwei Hausangestellte verfügt, die rund um die Uhr für den Empfang von Gästen bereitstehen. Von einem Haus, das eine Treppe hat, die fünf Meter in die Höhe ragt.

Normalerweise hätte ich in ein Haus wie dieses, das von einem unermesslichen Reichtum zeugt, den Menschen wie ich niemals erlangen können, selbst wenn wir uns die größte Mühe geben, nie einen Fuß gesetzt.

Wie wäre es, in einem solchen Haus zu leben und jeden Tag von vorne bis hinten bedient zu werden? Ich müsste keinen Finger mehr rühren. Ich müsste mir keine Sorgen mehr um die Miete machen. Ich kann mir ein Leben, in dem ich keine Angst mehr vor meinem Freund haben muss, nicht vorstellen. Ein Leben, in dem ich keine Faustschläge mehr befürchten muss. Ein Leben, in dem ich nicht mehr ständig auf der Hut sein muss, nur um richtig zu reagieren.

Die Mutter des Jungen muss doch eine Ahnung von dem Reichtum gehabt haben, mit dem ihr Mann aufgewachsen ist. Warum hat sie auf all das verzichtet? Niemand, nicht einmal so sagenhaft

reiche Leute wie diese Familie, können ihren ganzen Reichtum mit ins Grab nehmen. All ihre weltlichen Güter gehen in den Besitz der nächsten Generation über.

Bestimmt hätte sie hier und da eine Kränkung hinnehmen müssen, aber nur so lange, bis ihre Schwiegereltern gestorben wären. Waren die Aussichten so düster, dass sie ihren Sohn aufgeben und ihn einer völlig Fremden anvertrauen musste, um wegzulaufen? Auch wenn ihr Mann sie sitzen gelassen hat, ihre alten Schwiegereltern hätten sie bestimmt nicht abgewiesen. Nein, vielleicht hätten sie ihren Enkel sogar abgöttisch geliebt und für den Kleinen und seine Mutter gesorgt. So oder so, es wäre etwas gewesen, worum sie hätte kämpfen können. Warum also hat sie an diese sehr wahrscheinliche Möglichkeit nicht geglaubt?

Die schwammige Äußerung in ihrem Brief leuchtet vor meinem geistigen Auge auf: »Eine verantwortungslose Mutter wie ich sollte besser verschwinden.«

Was könnte sie damit gemeint haben? Dass sie sich nie wieder blicken lassen will und aus dem Leben ihres Kindes heraushalten wird, oder doch etwas anderes? Welche Art von Liebe ist so hoffnungslos, dass man dafür bereit ist, sein Kind zurückzulassen?

Ich starre auf die blauen Flecken an meinem Handgelenk.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass die Liebe nicht ewig hält. Der Satz klingt wie ein kitschiger Werbespruch, aber er stimmt. Allerdings gibt es etwas, das die Liebe überdauert ...

In dem Moment höre ich, wie die Haustür aufgeht. Eine Sekunde später knarren die alten Dielen, und das Gemurmel von Menschen dringt zu mir herüber.

Die Familie scheint endlich zurückgekehrt zu sein. Das Herz schlägt mir bis zum Hals, und meine Fingerspitzen werden taub. Die Stunde der Wahrheit ist gekommen. Ich darf nicht noch einmal so hilflos herumstottern wie vorhin, denn mehr als diesen

einen Versuch habe ich nicht. Ich muss also meine Worte sehr gut wählen, um ihnen zu erklären, wie dieses Baby in meine Obhut gelangt ist.

Ich höre, wie jemand über den Flur läuft und immer näher kommt. Noch ehe ich mich von der Couch erheben kann, wird die Tür aufgerissen.

»Bist du die Frau meines Bruders?«

## 8. KAPITEL

Der erste Eindruck der Person – sehr gepflegt. Eine eng geschnittene Hose, ein teurer Gürtel, ein frisches, in der Hose steckendes Hemd und ein dazu passendes elegantes Sakko – eine Kombination, die einem flachen Bauch gut steht.

Das Gesicht des Mannes krönt die gepflegte Erscheinung und erhellt den Raum, sobald er ihn betritt. Das breite Lächeln scheint keinerlei Sorgen zu kennen. Er ist ein Fremder, aber einer, der mir seltsam bekannt vorkommt.

Ich springe von der Couch auf.

»Ich konnte es kaum glauben, als die Hausangestellten es mir sagten, aber ...«

Der Mann eilt zu mir, um sich das Baby in meinen Armen anzuschauen. Er ist groß – mindestens einen Kopf größer als ich –, aber er sieht durch sein unschuldiges Jungengesicht viel jünger aus, als er wahrscheinlich ist.

»Ist er das?«

»Ja, also ...«

»Der kleine Kerl hat wirklich die Augen meines Bruders, unglaublich!«, sagt er und sieht mich an.

»O nein, ich habe dich erschreckt.«

Er tritt einen Schritt zurück, streckt die Hände aus und lächelt schief. »Ich konnte es kaum glauben, als mich der Anruf erreichte – ich bin sofort losgefahren, um herzukommen.«

Sein Blick wandert kurz durch den Raum, und sein freundliches Lächeln verschwindet.

»Aber ich vermute, dass du allein gekommen bist, oder? Na klar, ich habe nichts anderes erwartet.«

In dem Augenblick dringen Stimmen vom Flur herüber. Der Mann schaut zurück. »Hör mal, sprich bitte nicht über meinen Bruder. Ich glaube zwar nicht, dass noch viel Hoffnung für ihn besteht, aber mein Vater hat noch nicht aufgegeben«, warnt er mich leise.

Ich habe keine Ahnung, wovon er spricht, aber ich werde den Mund halten.

Ich komme mir vor wie in einem Wirbelsturm. Alles bricht so über mich herein, dass ich kaum mithalten kann.

Ein grauhaariger Mann in einem Rollstuhl taucht in der Tür auf. »Langsam, langsam«, mahnt ein Mann, der hinter ihm folgt. Der Körper des Mannes im Rollstuhl ist seltsam gekrümmt, sein faltiges Gesicht verzerrt, aber seine Augen leuchten vor Scharfsinn. Ein Mundwinkel ist verdreht und leicht nach oben gezogen, wodurch der Eindruck entsteht, als würde er ständig grinsen.

Der kurze Haarschnitt, die einfache Kleidung, die bequemen Turnschuhe und vor allem die muskulösen Arme des Mannes hinter ihm, die auf körperliche Arbeit hindeuten, verraten mir, dass er kein Familienmitglied ist, sondern ein Physiotherapeut oder Pfleger.

»Vater!«, ruft der junge Mann und dreht sich um. »Sieh nur, wer hier ist! Mein Neffe! Meine Schwägerin hat ihn hergebracht! Er sieht genauso aus wie mein Bruder!«

Es wäre besser, wenn er mich nicht direkt »Schwägerin« nennen würde.

»Also ...«, versuche ich mich einzuschalten, aber mein schwacher Protest geht in all der Aufregung unter. Die plötzliche Unruhe lockt sogar die Hausangestellten ins Zimmer, die nun alle neugierig um mich herumstehen.

»Ich hatte letzte Nacht einen ganz eigenartigen Traum, und sieh nur, was passiert ist!«, unterbricht mich der junge Mann. Seine Augen werden rot und schimmern feucht.

O nein! Ich erhebe meine Stimme, um endlich zu erklären, wer ich bin und warum ich hier bin. »Dürfte ich bitte etwas sagen?«

Aber ich habe den Satz kaum ausgesprochen, als es in dem Raum plötzlich still wird. Der motorisierte Rollstuhl des alten Mannes schiebt sich durch die kleine Menschenmenge und steuert auf mich zu. In meinem Kopf fangen sofort sämtliche Alarmglocken an zu schrillen. Es ist derselbe Alarm, der mich warnt, kurz bevor ein Streit ausbricht oder eine Faust mich trifft. Es ist dieses Gefühl im Bauch, das mir sagt, dass gerade etwas fürchterlich schiefläuft.

Noch ist es nicht zu spät. Noch kann ich ihnen das Baby einfach übergeben, mich verabschieden und gehen – nachdem sie mich vielleicht für meine Mühen entlohnt haben –, denn das war von Beginn an der Plan. Ich bin mir sicher, dass der Betrag angemessen sein wird und mir hilft, um mich irgendwo zu verstecken.

Während ich unschlüssig dastehe, stöhnt der alte Mann und verdreht seinen Körper, als wolle er seine Arme ausstrecken. Der Pfleger eilt herbei und zieht sie unter der Decke hervor, die auf seinem Schoß liegt. Der alte Mann dreht den Kopf, um mir in die Augen zu schauen. Sein durchdringender Blick lässt mich vor Angst erzittern. Alle Menschen im Raum halten den Atem an. Nach kurzem Zögern lege ich ihm das Baby vorsichtig in die Arme, unter

die der Pfleger schnell ein Kissen schiebt, um sie abzustützen.

Als der alte Mann seinen Kopf senkt, um den Jungen anzuschauen, öffnet der Kleine die Augen. Der Zeitpunkt hätte nicht passender sein können. Alle halten die Luft an – der junge Mann, der Pfleger, die Hausangestellten und ich. Die großen, schwarzen Augen des Jungen erfassen uns, eine unter seltsamen Umständen zusammengewürfelte Familie. Aber der Kleine schreit nicht los wie vorhin, sondern strahlt über das gesamte Gesicht. Und dieses breite, unschuldige Lächeln scheint den alten Mann zu bezaubern.

Er windet seinen Oberkörper und stößt einen seltsamen Laut aus, der einer gemurmelten Frage ähnelt. Er schaut mich an, seine Augen sind feucht.

Ich nicke. »Er ist dein Enkel.«

Er nickt zurück. Mittlerweile laufen ihm Tränen über das Gesicht. Ein leises Stöhnen entweicht seinem verdrehten Mund, der mit Speichel überzogen ist.

»Vater, warum weinst du? Heute ist doch ein glücklicher Tag. Es ist, als wäre mein Bruder zurückgekehrt!«, sagt der junge Mann, greift nach den Händen des alten Mannes und lächelt.

Das ist meine letzte Chance, Farbe zu bekennen. Ich sollte sie ergreifen. Aber aus irgendeinem Grund schaffe ich es nicht. Wohin sollte ich gehen? Man sucht wahrscheinlich schon nach mir.

»Ich geh dann mal lieber«, sage ich.

Ich will hinaus in den Flur, aber etwas hält mich davon ab. Es ist die Hand des alten Mannes. Sie umklammert das Ende meines fadenscheinigen Hoodies.

Und auch der junge Mann steht plötzlich wieder neben mir. »Du willst doch nicht einfach so gehen, oder? Wir haben so viel nachzuholen, findest du nicht? Wir haben uns doch gerade erst kennengelernt!«

»Ich will mich nicht aufdrängen«, antworte ich.

»Hast du uns nichts zu erzählen? Bist du nicht deshalb hier?«, erwidert er und sieht mich so eindringlich an, dass ich das Gefühl habe, als würden seine großen, tiefschwarzen Augen mich in sich hineinziehen.

»Dich so gehen zu lassen, fühlt sich nicht richtig an. Bitte, bleib hier«, sagt er in einem fast flehentlichen Ton, und ein Lächeln umspielt seine Lippen. »Nur für eine Mahlzeit, okay?«, sagt er.

Unschlüssig stehe ich da und blicke mich um. Alle sehen mich an – erwartungsvoll –, so dass ich es nicht übers Herz bringe, diese Leute zurückzuweisen und das Haus zu verlassen.

Vielleicht bin ich in diesem uneinnehmbaren Haus, bei diesen fremden Menschen ja sicher. Niemand weiß, dass ich hier bin. Außer der jungen Frau im Zug. Und hat sie nicht gesagt, dass eine verantwortungslose Mutter wie sie besser verschwinden sollte? Wenn ich mich nicht irre, ist sie gegangen. Wahrscheinlich für immer.

Der alte Mann murmelt etwas vor sich hin.

»Siehst du? Mein Vater möchte auch, dass du bleibst. Warum erzählst du uns nicht deine Geschichte beim Essen?«

Ich sehe mich noch einmal um. Der Körper des alten Mannes ist ausgezehrt und das Gesicht verzerrt, aber seine Kleidung schimmert wie Seide, und am Handgelenk des jungen Mannes leuchtet eine teure Armbanduhr. Mein Blick wandert über meinen alten Hoodie, den das Baby vollgesabbert hat, zu den Blutergüssen an meinen Handgelenken, die aus den zerschlissenen Ärmeln lugen. Diese Blutergüsse, die sich mittlerweile lila verfärbt haben, lassen mich schließlich zu einer Entscheidung kommen.

Das hier ist ein sicherer Hafen, von dem niemand etwas weiß.

Ja, ich werde eines Tages von hier weggehen müssen. Aber nicht heute. Und so sage ich das, was in diesem Moment das einfachste ist: »Sehr gern, Schwiegervater.«

Dabei lächle ich den alten Mann im Rollstuhl an. ...

WAS  
LIEST  
DU?

*Mitfühlen*



OLIVIA HADDON  
Diese Sache mit uns

OT: From This Day Forward | Aus dem Englischen von Andrea Fischer  
ca. 300 Seiten | ISBN 978-3-7587-0047-7 | 22,00 € (D) | 22,70 € (A)  
Warengruppe: 1112 | Auch als E-Book erhältlich  
Lieferbar ab 27.05.2026  
Hardcover mit Schutzumschlag | Deutsche Erstausgabe

DIESE SACHE geht  
nur uns an.  
Und ALLE wollen  
MITREDEN.

Sie treffen sich, verlieben sich, werden ein Paar. Lucy und James sind sich einig über ihre Zukunft: nur sie beide, ohne Kinder. Alles läuft wunderbar. Doch nach einem tragischen Verlust ändert James seine Haltung. Lucy nicht. Auf einmal steht alles auf dem Spiel: Beziehung, Zukunft, Liebe.

Eine bewegende, moderne Liebesgeschichte über zwei Menschen, die perfekt zueinander passen, und über die Entscheidung, die jede Frau treffen muss, ohne wirklich zu wissen, was dies für den Rest ihres Lebens bedeuten wird.

Für Leserinnen von Sally  
Rooney, Linn Stromborg  
und Anne Sauer



## OLIVIA HADDON

wurde in den Niederlanden geboren, bevor sie nach Großbritannien zog, wo sie am Newnham College, Cambridge, und am University College London studierte. Tagsüber arbeitet sie mit Schriftstellern und literarischen Nachlässen, während sie nachts Geschichten erschafft, in denen sie die heutigen Formen der Liebe erforscht. Mit ihrem Partner lebt sie in London. »Diese Sache mit uns« ist ihr Debütroman.

Olivia Haddon

## DIESE SACHE MIT UNS

*Mitfühlen*

Roman

Aus dem Englischen  
von Andrea Fischer

### Prolog

»Cheers! Auf ...« Lucy brach ab und überlegte.

»... auf den ersten freien Tag seit Ewigkeiten?«, sagte James. Die beiden lagen ineinander verschlungen auf dem kleinen Sofa. Hagelkörner prasselten auf das Dach, und die niedrige Decke des Cottage, das an diesem Wochenende ihr Zuhause sein sollte, schien sie noch enger zu umarmen.

»Auf uns?«, schlug Lucy vor, was ihn überraschte. Sein Blick huschte vom Fernseher zu ihrem Gesicht.

»Moment ...« James zählte etwas an seinen Fingern ab, hielt inne, runzelte die Stirn. »Hab ich was verpasst?«

Sie lachte. »Nein. Wir tun das bloß nicht sehr oft, oder? Wir feiern alle möglichen Menschen und Dinge, aber nie uns. Acht Jahre sind keine schlechte Leistung.«

»Wenn selbst du das schon sagst ...«

Sie bohrte ihm spaßeshalber die Ferse ins Bein.

»War ein Witz! War nur'n Witz, ehrlich. Nein, gut gemacht, wir zwei«, lobte James ein wenig zu ernst.

Lucy verdrehte die Augen, und er lachte. Ihr fiel auf, wie entspannt er zum ersten Mal seit langer Zeit war. Für die Hochzeit

© Olivia Haddon 2026

Der englische Originaltitel lautet »From This Day Forward«

Für die deutsche Ausgabe:

© 2026 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main

hatte er sich die Haare schneiden lassen, sie waren dunkler als das Braun seiner Augen, die vom ersten Treffen an immer unergründlich freundlich und neugierig dreingeschaut hatten. Lucy entwirrte einen Knoten in ihren blonden Haaren; die Wellen, die sie am Vortag getragen hatte, lösten sich allmählich auf.

»Das war ernst gemeint.«

»Emily und Henry sind erst drei Jahre zusammen, und schau sie dir an: verheiratet.«

»Nein, es stimmt schon. Echt.« James' Blick wurde ernst, als sei ihm gerade erst klargeworden, dass Lucy mit dem Anstoßen für einen guten Start ins Wochenende hatte sorgen wollen. »Wir feiern das nicht genug, rafften uns einfach zu wenig für so was hier auf.« Er machte eine ausholende Geste. »Wir sollten öfter mal übers Wochenende wegfahren.«

»Stimmt. Wir müssten nur ...«

»... uns Zeit dafür nehmen. Ich weiß.« James seufzte, weil er genau wusste, wie ihr Satz hatte weitergehen sollen. »Machen wir auch bald. Wir haben's doch fast geschafft, oder? Deine Firma, meine Beförderung – allmählich nimmt alles Gestalt an«, fügte er hoffnungsvoll hinzu.

Lucy probierte den Wein, schob die Füße unter James' Beine und dachte daran, wie lange sie sich nun schon kannten.

»Acht Jahre, zwei Wohnungen, drei Jobs ...«, zählte er auf, als könnte er ihre Gedanken lesen.

»Sechsendneunzig Dates ...«

Im Hintergrund lief der Vorspann des Films an.

»Moment, das kann nicht sein. Das müssen mehr gewesen sein«, sagte James.

Lucy drückte den Film auf stumm, und die Geschichte auf dem Bildschirm lief lautlos weiter. »Einmal im Monat, wenn wir Glück haben.«

»Oh, hm. Gut, das kann sein.« Draußen hagelte es jetzt heftiger, die Körner schlugen auf die Dachrinne und den Weg, der sich um das Cottage herum wand. »Fünfzehn Städtetrips ...«

»Moment!« Lucy zählte schnell nach. Ein langes Wochenende in Berlin, ein Ostern in Paris. Ein Jahrestag in Barcelona, Amsterdam über Weihnachten. Die Erinnerung an Kopenhagen im Schnee war ihr die liebste. »Sechzehn – vergiss nicht, dass der Flug nach Rom umgeleitet wurde und wir dadurch zwei Tage in Zürich hatten.«

»Wie konnte ich das vergessen – es hat einen Monat gedauert, bis unser Gepäck kam.«

»Aber wir haben da diese Suite bekommen ...«

James' Augen funkelten. »Die Aussicht war echt der Hammer. Okay, also sechzehn Städtereisen, zwei Fernseher ...«

»Eigentlich haben wir immer nur einen gebraucht ...«

»Der war nicht groß genug.«

»Okay, ich geb's ja zu, ich wollte ihn.« Lucy grinste.

»Ha«, lachte er überrumpelt.

»Fünf Beerdigungen.« Sofort merkte Lucy, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Besorgt sah sie James an.

»Das kam jetzt etwas unerwartet.« Er lächelte beruhigend, bevor sie sich entschuldigen konnte. Der Hagel wurde schwächer, hörte auf, und innerhalb von Sekunden war es draußen still.

»Ungefähr siebzig Hochzeiten, falls das hilft ...«

»Moment mal ...«

»Gefühlt auf jeden Fall so viele.« Sie lächelte, und er grinste sie an.

»Sieben Taufen, ein Patenkind ...«

»Also, wir übernehmen schon viel Verantwortung ...« Lucy zog ein pseudo-seriöses Gesicht. »Vielleicht hoffen sie nur, dass du ihnen irgendwann helfen kannst, wenn sie ein juristisches Problem

haben. Der einzige Vorteil, wenn man einen Bekannten hat, der Teilhaber in einer Anwaltskanzlei ist.«

James runzelte die Stirn, ehrlich verletzt, dass dies der Hauptgrund sein könnte, warum zwei ihrer engsten Freunde ihn gebeten hatten, der Pate ihrer Tochter zu werden. »Glaubst du wirklich, dass sie mich deshalb gefragt haben?«

»Natürlich nicht!«, beruhigte Lucy ihn, überrascht, wie sehr ihn ihre Bemerkung verunsichert hatte. »Versprochen. Das war ein Witz. Ich schwöre.«

»Die Beförderung ist ja auch noch gar nicht durch ...«, fügte er befangen hinzu.

»Die kommt schon. Muss.« Lucy drückte seinen Arm.

James wich ihrem Blick aus und wechselte das Thema.

»Eine Katze.«

»Die allerbeste.« Lucy stellte sich vor, wie Luna zu Hause zusammengerollt auf der Couch lag und döste, ein warmes Knäuel aus weißen Pfoten und weichem grauen Fell, immer ein Auge auf die Tür gerichtet in der Erwartung, dass sie nach Hause kämen.

»Drei Kaffeemaschinen«, unterbrach James ihre Gedanken, als wüsste er genau, was Lucy gerade durch den Kopf ging. Sie war schon wieder zu Hause, wo es doch so viel bedeutete, dass sie beide hier waren, gemeinsam, jetzt.

»Wegen dir.«

»Kann sein. Aber ich trinke nur noch vier am Tag.«

»Und schläfst trotzdem nach dreißig Sekunden ein, sobald du dich hinlegst.«

»Okay, Themenwechsel, bevor das für mich peinlich wird.« James grinste sie an. »Siebenundzwanzig dreißigste Geburtstage ...«

»Fünf erste Geburtstage ...«

»Ist es schlimm, wenn ich zugebe, dass mir die Dreißigsten lie-

ber sind?« Er verstummte, als sei das ein unvorstellbar schlimmes Geständnis.

»Bessere Getränke. Aber nicht unbedingt besseres Essen.«

»Stimmt.«

Als ein Blitz durch den Himmel über dem Cottage zuckte, wurde das Zimmer um sie herum kurz hell.

»Einundzwanzig, zweiundzwanzig«, zählten sie gemeinsam, wie sie es bei Gewitter immer machten, um herauszufinden, wie weit es noch entfernt war.

Der krachende Donner schien die Bäume rundherum zum Erzittern zu bringen.

»Das ist nah.«

Lucy drückte sich noch enger an James.

»Drei Kräche«, flüsterte sie.

Er wartete ein oder zwei Sekunden, als würde er immer noch zählen.

»Eigentlich nicht schlecht, wenn man's bedenkt ...«

Sie ließ ihn nicht ausreden, in die Erinnerung versunken.

»Der erste war ...«

»... der schlimmste«, sagten beide wie aus einem Mund, und der Himmel leuchtete wieder auf.

»Der letzte ...« Lucy sah mit glänzenden Augen zu ihm auf.

»... zu früh«, ergänzte er schnell, weil er nicht darüber reden wollte.

»Ja, wahrscheinlich zu früh ...« Sie verstummte.

Diesmal donnerte es weiter entfernt. James schenkte Wein nach, und das Gespräch versickerte.

Es wurde still im Zimmer, auf dem Fernsehbildschirm lief der Film stumm weiter, während Lucy und James sich im Schneidersitz auf der Couch gegenüber saßen.

Wenn er sich nicht rasierte, tauchten immer ein paar hellere

Haare in seinem Bart auf; dazu kleine Fältchen um seine Augen, die Lucy liebte, weil sie nur erschienen, wenn er lächelte. Und Stirnfalten, die sie manchmal wegmassierte, wenn er noch spätabends am Küchentisch saß und arbeitete. Wie die Sommersprossen auf seinen Unterarmen, die früher nur im Sommer da waren und jetzt zu allen Jahreszeiten. Dasselbe hatte sie an sich festgestellt, als sie ihren Körper am Vortag im Spiegel betrachtet hatte, bevor sie in das Kleid geschlüpft war, und sich gefragt, ob ihm auch schon aufgefallen war, wie das Alter sich langsam an sie heranschlich.

Sie fand es schön, gemeinsam mit ihm älter zu werden, und sie lächelte bei der Vorstellung, wie sie beide wohl in weiteren acht Jahren aussehen würden.

»Was denkst du gerade?«

Er schaute sie an wie damals, als sie sich kennengelernt hatten, und Lucy merkte, dass sie rot wurde.

»Nichts.« Zögernd hielt sie ihm ihr Glas hin. »Auf uns.«

»Auf uns. Und, Luce ...« Er stockte.

»Ja?«

»Nicht noch mal so ein Streit wie der letzte.«

»Ich ...«

»Bitte, Lucy. Ich glaube nicht, dass ich ..., dass wir ...«

»Ich auch nicht.«

Sie trank einen Schluck Wein und senkte den Blick auf den unberührten Käseteller vor ihnen, der jede Minute trockener wurde. Die Sekunden vergingen, und die Butter verlor immer mehr ihren Glanz.

## Jetzt

»Könntest du kurz ...« Lucy wich den Pfützen in der Einfahrt aus und drückte sich an James vorbei.

»Ich mach dir Platz.« Er balancierte am Rand des Wegs entlang.

»Danke, ich hab die zwei ...«

Nachdenklich betrachtete Lucy die Schlüssel auf ihrer Handfläche, als könnte sie anhand der Rillen darauf schließen, welcher in welches Schloss passte. Der erste verschwand ansatzlos beim ersten Versuch und löste ein befriedigendes Klicken aus. Der zweite, und die Tür schwang auf. Nach allem, was in letzter Zeit passiert war, kam Lucy der Gedanke, ob dieser Miniatursieg ein Zeichen sein könnte, dass alles gut würde.

»Wie machst du das bloß?!«

Sie grinste James an, der das Gepäck zur Haustür brachte.

»Jedes Mal gelingt dir das«, staunte er.

»Ich schätze mal, das ist meine einzige Superkraft.« Lucy trat zurück, um ihn vorbeizulassen.

»Danke.« Er stieg mit den Taschen eine Stufe hinunter und verschwand im dunklen Cottage. »Und meine?«, rief er nach draußen.

»Hmm ...« Sie tat, als müsste sie die Frage sorgfältig abwägen, obwohl ihr die Antwort sofort klar war. »Unsichtbarkeit?«, schlug sie, um Lockerheit bemüht, vor. Sie blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete das kleine steinerne Cottage, das Emilys Eltern ihnen für das Wochenende überlassen hatten. Als Dankeschön an Lucy, weil sie die Trauzeugin gewesen war, und als Dankeschön an James, der Henry zum Altar begleitet hatte.

»Haha«, antwortete er bissig. »Das sagt die Richtige.«

Er hatte recht. In letzter Zeit hatte die Arbeit ihr Leben noch stärker bestimmt als bisher. Das Timing dieses Wochenendes hätte besser nicht sein können. Lucy wusste, dass James das auch so

empfand. Sie hatten sich nach und nach ziemlich aus den Augen verloren, und seit dem Streit am vergangenen Wochenende schlichen sie nur auf Zehenspitzen um einander herum; aber das war normal nach so vielen gemeinsamen Jahren, sagte Lucy sich einmal mehr.

»Nein, ich will eine coole Superkraft«, forderte James. »Da muss es doch was geben.«

»Ich denk noch mal nach, aber das wird schwer.« Lucy musste lachen, als er ein pseudo-gekränktes »Ha!« ausstieß.

»Ist noch was im Auto?« Allein der Klang seiner Stimme machte dieses Cottage schon zum Heim für die nächsten zwei Tage.

»Nur der Wein. Ich hol ihn.«

Lucy ließ ihre Tasche von der Schulter über die Hand und die Finger gleiten und auf den Fußabtreter fallen. Im letzten Jahr hatte sie gelernt, dass sie manchmal loslassen musste.

Sie schaute in den Vorgarten. Hohe Eichen drängten sich ringsherum und versperrten die Sicht auf den grauen morgendlichen Himmel. Das Kopfsteinpflaster drückte sich in ihre Fußsohlen, die noch von der letzten Nacht weh taten.

Sie hatten die Hochzeit ihrer besten Freunde kurz nach Mitternacht verlassen. Durch das Autofenster hatte Lucy den Mond betrachtet, bis irgendwann die erste Morgendämmerung durch die in der Nacht aufgezogenen Wolken schimmerte. Bewusst hatte sie die Gedanken an den Streit verdrängt, der am letzten Wochenende nach dem Essen mit James' Chefs ausgebrochen war. Stattdessen konzentrierte sie sich auf das Bild ihrer Freundin Emily als strahlende Braut an einem perfekten Sommertag mit blauem Himmel und Champagner.

Zum sanften Prasseln des Regens war Lucy im Auto eingeschlafen, und beim Aufwachen hatte sie gehofft, die Wolken hätten sich verzogen, doch wenn überhaupt, war der Himmel noch dunkler

geworden. Erwartungsvoll schaute sie wieder hoch, und ein Regentropfen fiel auf ihre Wange. Es war, als hätte über Nacht die Jahreszeit gewechselt, als wäre alles auf einmal anders.

»Aua!«

James' Stimme erscholl bis zu ihr nach draußen.

»Alles in Ordnung?« Lucy drückte den Griff, der die Heckklappe öffnete. Hielt inne, um auf seine Antwort zu lauschen. Atmete den frischen Duft der Kiefern ein, immer noch erfüllt von Vorfreude auf das Wochenende, selbst wenn es so aussah, als müssten sie erst mal im Haus bleiben.

»Diese scheiß Deckenbalken!«

»Hab vergessen, dich vorzuwarnen, sorry!«

Kleinlaut steckte James den Kopf nach draußen und rieb sich an der Schläfe. Er war fast dreißig Zentimeter größer als Lucy, was selbst nach so vielen Jahren auf Fotos von den beiden noch lustig wirkte, aber tröstlich war, wenn er sich nach einem langen Tag an sie schmiegte, es nur noch sie beide gab und der Rest der Welt vergessen war.

»Nein, ich hab nicht aufgepasst. Das passiert mir dieses Wochenende bestimmt noch öfter.«

James sah nach den beiden langen Tagen überraschend gut aus. Seine Klamotten am Wochenende, wenn es keine Büroregeln zu beachten gab, hatte sie immer gemocht. T-Shirt und Jeans, nicht Hemd und Anzug. Er wirkte entspannt, glücklich, und sie dachte nicht länger an die Sorgen, die sich heranschlichen wie die kleine Spinne, die ihr in den Ärmel krabbelte.

»Ist aber wirklich ein sehr hübsches Cottage. Schau mal, was ich gerade gefunden habe.« Er verschwand kurz, dann tauchte er mit einer Büste unter dem Arm wieder auf. Die Augen der Frau, deren Antlitz in Stein festgehalten war, schauten zu Lucy hinüber. »Darf ich vorstellen?« James spähte angestrengt in den Nacken der

Skulptur. »Julia. Sie ist offenbar« – wieder blinzelte er – »einhundert-siebenundvierzig Jahre alt und wird uns an diesem Wochenende Gesellschaft leisten.«

»Begeistert sieht sie nicht gerade aus, oder?«

Die Augen der Büste schienen Lucy zu folgen; sie wusste nicht, ob sie den Blick einladend fand oder feindselig.

»Nein, aber wir geben ihr eine Chance.« James grinste Lucy an. »Ich wette, wir kriegen sie herum, nicht wahr, Julia?« Er sah der Figur tief in die Augen, als warte er auf deren Reaktion, dann klemmte er sie sich unter den Arm. »Sie ist nicht sehr gesprächig, scheint mir.«

»Wenigstens stößt sie sich nicht den Kopf an den Deckenbalken.«

James lachte. »Soll ich dir helfen?« Er blieb auf der Schwelle stehen.

»Alles gut, ich komme!«, rief Lucy. James verschwand im Haus, und Lucy hörte ihn brummen: »Wer braucht so eine Büste?«

Sie schüttelte die Spinne ab und griff nach der Tasche auf dem Rücksitz. Die Flaschen klirrten aneinander, und als der nächste Regentropfen in ihrem Nacken landete, dachte sie, dass sie keinen blauen Himmel brauchten, damit dieses Wochenende schön wurde, sie brauchten nicht mehr als sich selbst. So, wie es immer gewesen war. So, wie sie immer gewesen waren. Mit einem Blick zum Cottage hoffte Lucy, dass sie recht hatte und die nächsten Tage wirklich gut würden. Mussten sie einfach. Als der Regen losrauschte, warf Lucy die Heckklappe zu und rannte ins Haus.

## Acht Jahre zuvor

»Mensch, ist das kalt geworden!«

Während Lucy und Emily durch die Drehtür gingen, schälten sie sich aus ihren Mänteln.

»Eiskalt«, murmelte Lucy vor sich hin und gelangte in eine Bar, in der sie noch nie zuvor gewesen war. »Hier ist es ein bisschen ...« Sie zögerte. Alles war aus Samt oder Gold; das Licht fing sich in schillernden Kristallkelchen. Eine ganz andere Nummer als die dunklen Pubs, in denen Emily und Lucy es sich sonst gemütlich machten.

»... zu schick für uns? Ich weiß, aber Henry meinte, wir sollten die beiden hier treffen.«

Überall in der über zwei Ebenen reichenden Bar standen Menschentrauben, und vor lauter Anzugträgern konnte Lucy kaum erkennen, wo noch zwei Plätze für sie sein sollten.

»Sieht ziemlich nach offiziellem Arbeitsevent aus – alle in Anzügen, Namensschilder ...«

»Ja, so ist es, aber das müsste gleich vorbei sein.«

»Hätten wir die beiden nicht woanders treffen können? In dieser Gegend gibt es doch so viele Läden ...« Lucy suchte den Ausgang, nur für den Fall, dass sie unauffällig die Flucht ergreifen musste.

»Ich hab's versucht! Aber er meinte, es wäre einfacher so.« Zuversichtlich sah sich Emily um. »Komm!« Rasch schlängelte sie sich an Tischen und Stühlen vorbei und ging die Treppe hoch, wo sie die letzten freien Barhocker besetzte.

»Gut. Okay.« Emily ließ den Blick schweifen. »Da drüben.«

Lucy tastete gerade nach einem Haken unter der Marmorthke.

»Hm?« Sie schaute hoch.

»Die Jungs, da drüben!« Unauffällig wies Emily mit dem Kinn

auf zwei jüngere Männer zwischen vielen älteren in dunkelblauen und schwarzen Anzügen.

Einer der beiden drehte sich zu Lucy um. Er hatte ein offenes, freundliches Gesicht, fand sie, als er sie anlächelte; und er sah, mit dunklen Ringen um die Augen, müde aus. Dann ermahnte sie sich, nicht vorschnell solche Annahmen über einen völlig fremden Mann zu machen. Sein Haar war dunkel und so dicht, dass es wahrscheinlich morgens abstand. Sein dunkelblauer Anzug wirkte teuer, aber nicht so teuer wie der neben ihm; der ältere Mann zog ihn wieder ins Gespräch, doch während er dem Mann antwortete, ruhten seine Augen weiter auf ihr.

»Das ist James.« Emily stellte ein Glas Prosecco vor sich ab.

»Ach ja?« Lucy versuchte, cool zu bleiben, obwohl etwas in ihr zu kribbeln begann, was sie sehr lange nicht gespürt hatte. Vielleicht Aufregung. Zumindest die Ahnung, dass dieser Abend nicht ganz so eine Katastrophe werden würde, wie sie gedacht hatte.

Emily traf sich jetzt seit ein paar Wochen mit Henry; sie hatten sich auf Anhieb gut verstanden und verbrachten seither fast jede freie Stunde gemeinsam.

Lucy war sehr gespannt darauf, den Mann kennenzulernen, der das Herz ihrer besten Freundin offenbar im Sturm erobert hatte. Er war nicht der Erste – Emily verliebte sich immer schnell und heftig, aber Lucy musste zugeben, dass es sich diesmal anders anfühlte. Allein die Tatsache, dass Lucy Henry bisher noch nicht getroffen hatte, weil die Termine immer mit der Aussicht auf ein Doppeldate verschoben wurden, ließ darauf schließen, dass Emily nervös war, wie Lucys Einschätzung ausfallen würde. Und da die beiden schon seit über fünfzehn Jahren befreundet waren, wusste Lucy nur zu gut, dass Emily nicht so schnell flattrig wurde.

Emily lachte. »Klar, als würde er dir nicht gefallen.«

Lucy trank einen großen Schluck Prosecco.

»Ich habe wirklich keine Ahnung, wovon du redest«, erwiderte sie, denn sie wollte sich auf keinen Fall verraten. »Wie läuft es denn so mit Henry?«

»Super! Ich habe ihm eine Krawatte gekauft« – Emily spähte in seine Richtung –, »und ja, er hat sie an. Das ist immer ein gutes Zeichen.«

Lucy verdrehte die Augen. »Wieder rosa? Warum muss die immer rosa sein?«

Emilys Test. Am Anfang war es ein Spaß an der Uni gewesen. Inzwischen war es eine feste Tradition, die den Beginn oder das Ende fast jeder Beziehung markierte, die Emily seither durchlebt und durchliebt hatte. Ihr Test war sehr einfach: Sie schenkte dem Mann, den sie gerade datete, im ersten Monat eine Krawatte. Es musste eine Krawatte sein, weil Emily nur mit Männern ausging, die einen Job hatten – beziehungsweise im Studium den Ehrgeiz, sich so einen Job zu sichern, bei dem eine Krawatte als Arbeitskleidung erwartet wurde, und weil Emily überzeugt war, dass so ein Job ein eindeutiger Hinweis auf das Potenzial des jeweiligen Mannes darstellte. Es war eine Meinung, die die beiden Freundinnen nicht teilten, auch wenn Lucy anerkannte, dass Emily klar definiert hatte, was sie wollte. Wenn ein Mann beim nächsten Treffen die neue Krawatte trug, war er auf dem besten Weg, ein kleines Überraschungswochenende mit Emily zu verbringen und ihre Eltern kennenzulernen; wenn nicht, nun ja, dann genoss sie den Abend, bevor sie am nächsten Tag nicht mehr auf seine Nachrichten reagierte; das Ende verlief sachlich. Obwohl das für Emily in den letzten acht Jahren unverhandelbar gewesen war, spürte Lucy, dass sie Henry eine zweite Chance gegeben hätte, auch wenn er die Krawatte heute Abend nicht getragen hätte.

»Du bist echt hart drauf, das weißt du, oder?«, sagte sie.

»Nein, ich bin praktisch.« Emily grinste sie an. »Wenn ich

erfolgreich sein will, brauche ich jemanden an meiner Seite, der genauso erfolgreich ist.« Daran zweifelte Lucy keine Sekunde. Nachdem Emily die Universität abgeschlossen hatte, war sie die Karriereleiter so schnell hinaufgeklettert, wie es keiner erwartet hatte. »Außerdem«, fügte Emily hinzu, »ist es mit ihm wirklich was anderes. Ich schwöre. Den werde ich heiraten.«

Ungewollt schluckte Lucy den Prosecco so schnell, dass ihr die Kohlensäure in die Nase stieg. »Wie bitte?«

»Doch. Auf jeden Fall. Ich weiß es einfach«, sagte sie, als hätte sie den Entschluss in diesem Moment gefasst.

»Wow.« Lucy wusste nicht, was sie sagen sollte. »Wirklich?«, setzte sie hinzu, weil sie das Gefühl hatte, das sei zu wenig. Auch wenn alles glatt zu laufen schien, hatte sie den beiden insgeheim nicht mehr als drei Monate gegeben, zwei Monate länger als Emilys letzter Beziehung.

»Hundertprozentig. Drei Kinder. Wir heiraten in der Nähe des Orts, wo seine Familie wohnt, weil es da wohl eine hübsche Kirche gibt.« Während Emily am Champagner nippte, ließ sie Henry nicht einmal aus den Augen.

»Wow, wo ist meine beste Freundin hin?!«

Emily lachte. »Sie ist noch hier, sie wird nur erwachsen.«

»Du meinst das wirklich ernst, nicht wahr? Bisher hast du doch noch nie übers Heiraten und Kinderkriegen gesprochen«, bemerkte Lucy.

»Bei ihm ist es anders, Luce.« Aufgeregt sah Emily sie an. »Ich wette, mit James ist es genauso. Ich bin so gespannt darauf, ihn richtig kennenzulernen. Henry redet ständig von ihm. Offensichtlich ist er der aufsteigende Stern in der Kanzlei.«

»Und Henry nicht?«

»Nein, nein. Henry hat nur Geld, und er kann gut mit den Klienten.« Emily lachte und trank ihr Glas leer. »Und er ist süß. Bitte

noch eins«, sagte sie zum Barkeeper und dann, mit Blick auf Lucy: »Ach nee, wir nehmen einfach eine Flasche, danke.«

Lucy sah ihre grinsende beste Freundin mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Was denn? Die beiden sind noch nicht fertig, da können wir ruhig auch ein bisschen Spaß haben.«

Lucy ertappte sich dabei, dass sie schon wieder in James' Richtung schaute, fasziniert, dass Henry und er enge Freunde sein konnten – falls Emilys Behauptung stimmte und die zwei wirklich so unterschiedlich waren.

Dass James der aufsteigende Stern am Firmament war, leuchtete Lucy schon ein. Er hatte eine besondere Körperhaltung, und er hatte nicht noch mal zu ihr hinübergeschaut, sondern sich ganz auf das konzentriert, womit er gerade beschäftigt war. Er wirkte ruhig, fand sie, trug nur dann etwas zur Unterhaltung bei, wenn die anderen um ihn herum ihn fragend ansahen; aber es fiel auf, wie aufmerksam seine Gesprächspartner zuhörten, wenn er etwas sagte. Lucy mochte das, und sie spürte angesichts der ruhigen Gelassenheit, die James ausstrahlte, wie der Druck des Abends ein wenig schwand, während sie gleichzeitig hoffte, dass er in ihre Richtung schaute und ihren Blick suchte.

Eine Freundin von der Uni war Anwältin geworden; die Arbeitszeiten waren gnadenlos. Lucy hatte die Freundin nun sei fast einem Jahr nicht mehr zum Essen getroffen. War das wirklich die Art von Beziehung, die sie wollte? Als sie sich diese Frage stellte, konnte sie gar nicht fassen, dass sie schon darüber nachdachte. Aber James hatte etwas Besonderes an sich, auch wenn das lächerlich klang und sie noch nicht mal mit ihm geredet hatte.

Sie ließ den Blick durch den Raum und über die Leute schweifen. Viele männliche Gäste waren im fortgeschrittenen Alter, das Licht fing sich in ihren kostspieligen Uhren und ihrem gepflegten

silbernen Haar. Auch ein paar Frauen waren anwesend. Lucy sah, wie sie versuchten, in die Männergespräche hineinzukommen. Das Gefühl war ihr nur allzu vertraut. Am liebsten hätte sie die Frauen gefragt, ob sie sich nach Feierabend auch so ungesehen fühlten wie sie selbst.

Sie spürte einen Blick und stellte fest, dass James in ihre Richtung schaute. Sie lächelte ihn an und kam sich dumm vor, als er sich wieder seinen Gesprächspartnern zuwandte. Eine Frau in der Gruppe griff nach seinem Unterarm und drückte ihn. Mach dir keine Hoffnungen, bedeutete diese Geste, und der Blick der Frau ruhte kurz auf Lucy, bevor sie weitersprach.

»Hm?«

»Sollen wir noch eine Flasche nehmen?«

»Haben wir die erste schon leer?«

»Ich. Du bist zu langsam.«

Eine Entscheidung, die Lucy nicht im Geringsten bereute. Be- trinke dich nie, bevor das erste Date überhaupt angefangen hat.

Vor etwas über einem Jahr hatte Lucy wieder mit dem Daten angefangen. Ihre letzte, und wenn sie ehrlich war, auch ihre einzige wirkliche Beziehung war einige Monate davor in die Brüche gegangen. Vier Jahre: die letzten beiden an der Uni und die ersten beiden im wahren Leben. Nach dem Abschluss waren sie zusammengezogen, und fast sofort darauf war ihre Beziehung implodiert. Die unbeschwerten durchgefeierten Nächte und die entspannten Wochenenden aus Unitagen waren offenbar kein Gradmesser dafür, ob es auch in der Realität funktionieren würde. Die zwei hatten beschlossen, das zu ignorieren, bis sie einander jedes Mal praktisch komplett ignorierten, wenn sie gemeinsam in der Wohnung waren. Das Ende selbst war gar nicht so furchtbar gewesen. Einige Monate später war er in einer neuen Beziehung; Lucy hatte sich ihr Leben neu eingerichtet, mit ihrer Arbeit, den Abenden,

den Wochenenden.

Im Bekanntenkreis hörte sie immer wieder, dass die Jahre zwischen zwanzig und dreißig hart und grausam seien. Als sie einigermaßen heil aus der Trennung hervorging und feststellte, dass alles gar nicht so furchtbar war, schien das die anderen zu enttäuschen. Ihr Leben war schlimmstenfalls mittelmäßig, oft auch richtig toll. Keine schlechte Quote, fand sie.

Seitdem hatte Lucy niemanden mehr getroffen, mit dem mehr als ein paar erste Dates drin gewesen waren, doch als sie nun in dieser Bar neben ihrer Freundin saß und in der Nähe dieses Fremden so ein Gefühl hatte, was auch immer es genau war, überlegte sie, ob es doch vielleicht schön wäre, wenn sie noch jemand anderen als ihre Freundinnen zum Reden hätte. Eine andere Perspektive; eine neue Stimme, die ihre Gedanken und ihr Leben bereicherte.

Emily tippte aufgeregt auf dem Handy herum, während sie immer wieder enthusiastisch an ihrem Glas nippte.

Lucy sah zu, wie sie auf *Senden* klickte, und rang innerlich mit sich, ob sie ihrer Freundin erzählen sollte, dass sie tatsächlich froh war, mit ihr auf diesem Doppeldate zu sein, auch wenn sie es sich nicht anmerken ließ. Dass sie bereit war, sich mehr anzustrengen, es besser zu machen. Dass sie heute Abend damit anfangen würde. Jetzt.

»Hey.«

In ihre Gedanken versunken, hatte sie nicht mitbekommen, dass James sich mit höflichem Händeschütteln, einem Lächeln, einem Nicken aus der Gruppe verabschiedet hatte, dass er innegehalten und sie kurz gemustert hatte, während sie mit den Fingern auf den Tresen trommelte und über etwas nachdachte, das sie niemals laut aussprechen würde.

»James!« Emily rutschte vom Barhocker und drückte ihm zwei Küsschen auf die Wangen, eine Reaktion, um die Lucy sie beneide-

te. Stattdessen saß sie befangen da, die Hände auf dem Schoß, das Herz in ihrer Brust klopfend, und fragte sich, was sie jetzt machen sollte. »Moment, wo ist Henry?«

»Kurz zur Toilette.« James' Blick ruhte auf Lucy.

»Oh, verstehe. Tja, er ist ja schon eine Weile zum Tanken hier.« Fasziniert sah Emily von James zu Lucy und zurück.

Lucy konnte sein leichtes Lächeln, als er nickte, nicht richtig deuten. Wenn sie Emily gerade kennengelernt hätte, hätte sie auch so reagiert, hätte nicht gewusst, wie mit ihrer überraschenden, erfrischenden Ehrlichkeit umgehen. Als beste Freundinnen seit Schulzeiten wusste Lucy natürlich, was es hieß, Emily dafür zu lieben, dass sie einfach immer mühelos, unverfroren sie selbst war.

»Hi, ich bin James«, stellte er sich vor, ehe Emily das tun konnte, und hielt Lucy die Hand hin.

Sie ergriff sie: warm, kräftig. Merkte, dass sie lächelte und ihre ganze Befangenheit einfach verschwand.

»Lucy.«

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, uns da loszueisen ...« Die Entschuldigung klang aufrichtig. Er sah Lucy immer noch in die Augen, bis Emily sich einmischte.

»Keine Sorge.« Emily griff zur leeren Flasche. »Uns ist nicht langweilig geworden.«

James lachte, als sei er ertappt worden. Lucy spürte sofort, dass sie gerade sein wahres Ich gesehen hatte. Und dass James ihre beste Freundin offenbar sympathisch fand. Bei der Vorstellung wurde ihr warm ums Herz. »Da sind ja alle!« Henry erschien und packte James an der Schulter. »Schön, dich endlich kennenzulernen, Luce.«

»Gleichfalls. Das sind jetzt schon ... wie viele Wochen?«

Er küsste sie erst auf eine Wange, dann auf die andere. Wie durch ein Wunder bekam sie es hin.

»Viereinhalb ...« Emily legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Fühlt sich eher an wie vier Jahre, stimmt's?« Henry lachte.

Emily errötete, offenbar unsicher, wie sie diese Bemerkung verstanden sollte. »Habt ihr den Deal unter Dach und Fach?«

»Von wegen. Harte Hunde.«

»Ich glaube, du hast sie schon ein bisschen aufgelockert.« James grinste Henry an.

»Dafür bin ich da. Ich schmiere ihnen Honig ums Maul, und du musst die ganze Arbeit machen.«

»Na, immerhin gibst du's jetzt zu.«

Lucy entging nicht, dass James' Grinsen leicht verrutschte, während die anderen beiden weitersprachen, als sei nichts gewesen. Ihr wurde klar, dass dies ein Thema zwischen den beiden war, sie wusste nur nicht, was genau dahintersteckte, und fragte sich, besorgt um ihre beste Freundin, ob sie es überhaupt wissen wollte. James fing ihren neugierigen Blick auf, und sie hoffte, er könne ihre stumme Botschaft lesen: *Dein bester Freund bricht meiner besten Freundin besser nicht das Herz*. Ganz leicht schüttelte er den Kopf, als hätte er verstanden.

»Sollen wir noch eine Runde trinken?« Emily gab einem der Barkeeper hinter der Theke ein Zeichen.

James beugte sich zu Lucy vor, und die paar Zentimeter Abstand zwischen ihnen lösten sich auf.

»Was meinst du? Ich würde hier gern abhauen. Um die Ecke ist ein netter Laden – super Wein, tolles Essen. Und ruhig.«

Sein Vorschlag traf für sie ins Schwarze, denn in der Bar war es immer lärmiger geworden.

»Klingt perfekt«, flüsterte Lucy zurück.

»Henry, Em, wir gehen.«

»Jetzt schon?!« Überrascht sah Emily ihre Freundin an.

Lucy nickte und versuchte, nicht zu erleichtert zu wirken, weil

sie dem Doppeldate in der Bar entfliehen konnte. »Schönen Abend euch noch – schreib mir, wenn du zu Hause bist, ja?«

»Oh, keine Sorge, sie schläft bei mir.« Henry zwinkerte Lucy zu.

»Tut sie das?« Sie warf ihm einen Blick zu, der eigentlich für ihren älteren Bruder reserviert war, wenn er es mal wieder übertrieben hatte.

»Natürlich nur, wenn sie will.« Henry sah Emily erwartungsvoll an.

»Das sehen wir noch, ja?« Sie schaute James und Lucy mit amüsiert blitzenden Augen an. »Ich schreib dir, Luce.« Sie nahm ihre Freundin fest in den Arm. »Wünsche dir einen wundervollen Abend.«

Lucy schlüpfte in ihren Mantel und folgte James an die frische Luft.

»Und wohin jetzt?«

»Ist nicht weit. Zwei Minuten.«

Schweigend machten sie sich auf den Weg.

»Wie lange kennst du Emily schon?«

»Ewig. Wir sind zusammen zur Schule gegangen.«

»Sie ist echt lustig.«

Lucy lachte. »Ja, stimmt. Manchmal wäre ich auch gern so lustig wie sie.« Sie wollte ihm gegenüber gar nicht so offen sein und schämte sich.

»Vielleicht bist du auf eine andere Weise lustig?«

Sie sah ihn fragend an.

»Wir können ja nicht alle gleich sein, oder?«

»So wie du und Henry?«

Es kam keine Antwort. »Entschuldigung, ich wollte nicht in irgendein Fettnäpfchen treten«, durchbrach Lucy das Schweigen.

»Ach, bist du nicht.« James schüttelte den Kopf, offenbar stär-

ker in Gedanken versunken, als er zugeben wollte. »Aber weißt du, bis heute Abend hat er noch nie zugegeben, dass die Arbeitsteilung zwischen uns wirklich so aussieht.«

»Es klingt schon ein bisschen so, als würdest du da den Kürzeren ziehen ...« Lucy wusste nicht, wie weit sie gehen konnte. Schließlich hatten sie sich erst vor wenigen Minuten kennengelernt, und es fühlte sich an, als wären sie direkt mittendrin in den großen Themen. Normalerweise ging es erst mal mit unverfänglichen Fragen los, nicht so, als würden sie sich schon seit Jahren kennen. »Aber er ist doch ein guter Kerl, oder? Er wird sie doch nicht verletzen?«

Mit angedeutetem Lächeln schüttelte James den Kopf.

»Nein, was auch immer da zwischen den beiden läuft, es kommt mir sehr ehrlich vor.«

»Gott sei Dank.« Erleichtert atmete Lucy aus.

Er bog ab und drückte eine alte Holztür auf. Lucy spähte durch das große dunkle Fenster daneben und sah ein paar flackernde Kerzen.

»Da wären wir. Nach dir.«

»Ich wusste nicht, dass hier so ein Laden ist.«

»Soweit ich weiß, gibt es ihn schon seit Jahren. Ist nicht so cool wie da, wo wir gerade waren, aber dafür besser.«

»James! Schön, dich zu sehen! Gib mir deinen Mantel. Oh, und du hast heute einen Gast mitgebracht?«

Die Frau, die sie empfing, beäugte Lucy von oben bis unten und lächelte dann, als hätte sie sie für gut befunden. Lucy spürte, dass sie errötete, gleichzeitig verlegen und erleichtert.

»Darf ich?« Die Frau nahm auch ihren Mantel.

»Ja, bitte«, sagten James und Lucy wie aus einem Munde.

»Ich meine, ja, gerne einen Tisch für zwei, Susie.«

»Natürlich. Vorne an der Theke oder weiter hinten?«

»Hier vorn. Der beste Platz im ganzen Laden, um Stevie bei der Arbeit zuzusehen.«

Susie nickte und legte zwei Speisekarten ans Ende des Tresens. Kerzenschein flackerte über die Gesichter im überraschend gut gefüllten Raum.

»Viel los heute.« Das Lob ging James leicht über die Lippen.

»Die Parmigiana wirkt Wunder, wenn es draußen kälter wird.« Damit verschwand Susie hinter der Theke.

»Bist du öfter hier?«, fragte Lucy James, als sie sich setzte. Auf einmal befürchtete sie, eine von vielen zu sein; dass er jedes Date hierhin ausführte.

»Ich gehe hier fast jeden Freitag essen. Das Geflüster in der Küche lässt darauf schließen, dass sie sich freuen, dass ich mal nicht allein bin.«

»Oh.« Eine Welle der Erleichterung beruhigte das bange Gefühl in Lucy, das seit Betreten des Restaurants an ihr nagte.

»Oh, nein, hast du etwa gedacht ...«

»Hab es überlegt. Tut mir leid. Wir haben uns gerade erst kennengelernt, und die kennen dich hier offenbar so gut ...«

»Nein, nein, ich schwöre dir, dass ich absolut null Sozialleben habe. Dies ist mein erstes Date seit ...« Er stolperte über seine eigenen Worte. »... seit, egal, seit ewiger Zeit.« Er lächelte. »Mir gefällt dieser Laden, weil es so dunkel ist, dass ich nicht an meinem Handy arbeiten kann. Ich kann hier einfach nur in Ruhe sitzen, bevor es wieder von vorn losgeht.« Seine Augen blitzten, als würde ihn das nicht besonders stören.

»Das klingt, als ob ...« Sie wusste gar nicht, worauf sie hinauswollte.

»Das klingt nach einem tragischen Leben für einen Siebenundzwanzigjährigen?« Er verstummte, damit sie antworten konnte, als wartete er darauf, dass sie ihr Urteil über ihn fällte und Reiß-

aus nahm, so wie er es offenbar gewohnt war, kaum dass er seine Arbeitszeiten erwähnte.

»So meinte ich das nicht ...«

»Schon gut. Ich weiß es ja. Aber ich liebe meine Arbeit.«

Sie spürte seinen knisternden Ehrgeiz.

»So sehr, um alles dafür zu opfern?«

»Ganz so schlimm ist es auch wieder nicht. Es gibt ruhigere Phasen. So wie jetzt.« Er sah sie hoffnungsvoll an, als hätte sein Leben noch mehr Platz für das, was hier und jetzt gerade geschah.

»Am Freitagabend bis halb neun zu arbeiten, zählt als ruhige Phase?«

James zog eine Grimasse. »Leider ja. Aber vielleicht reden wir lieber über was anderes.«

»Warum?«

»Na ja, wenn ich so offen sein soll ... ich tue mir damit wahrscheinlich keinen Gefallen.«

»Keine Sorge. Meine Arbeitszeiten sind manchmal auch verrückt.«

»Ja?« James wirkte ein wenig erleichtert, sah ihr kurz in die Augen. »Werbung, oder? In derselben Agentur wie Emily?«

»Ich arbeite nicht ganz so viel wie du, aber es reicht. Emily treibt das in den Wahnsinn. Wie sie wohl darauf reagiert, wenn ich mich selbständig mache?«

»Hast du das vor?«

Lucy errötete. Sie hatte noch niemandem erzählt, dass sie plante, in den nächsten Jahren ihre eigene Werbeagentur zu gründen, und verstand selbst nicht, warum sie James gerade eines ihrer größten Geheimnisse, eine ihrer größten Hoffnungen verraten hatte.

»Ja, auch wenn es noch lange hin ist ...« Sie zögerte.

»Weiß Em das?«

»Noch nicht, nein.« Es war das Einzige, das sie je vor ihrer Freundin geheim gehalten hatte, ohne genau zu wissen, warum.

»Das ist bei mir sicher. Ich werde kein Wort zu Henry sagen.«

»Danke.«

»Warum willst du dich selbständig machen, wenn ich das fragen darf?« Interessiert sah er sie an.

»Wegen der Freiheit.« Sie seufzte. »Um sagen zu können, was ich für richtig halte, meiner eigenen Meinung zu vertrauen. Im Moment ist mein Job« - sie überlegte -, »versteh mich nicht falsch, mein Team ist super, auch meine Vorgesetzten. Das weiß ich, ja?« James zog die Augenbrauen hoch, als würde er ihr nicht glauben. »Doch, doch. Es fühlt sich nur alles so festgefahren an. Ich möchte mal ein Risiko eingehen.« Ihre Augen, weit aufgerissen, leuchteten. »Keine irren Wagnisse, sondern gute. Mutige, nicht dumme. Ich möchte das Beste für den Kunden abliefern können; Sachen machen, von denen er gar nicht wusste, dass er sie will. Ich will die Beste sein. Menschen überraschen.« Es sprudelte nur so aus Lucy heraus, und sie wusste gar nicht, ob ihr überhaupt klar gewesen war, dass sie das alles fühlte, bevor sie es ausgesprochen hatte.

James sah sie aufmerksam an. »Ich fühle mich geehrt. Danke, dass du das erzählt hast.«

»Und du?« Sie gab ihm die Möglichkeit, gleichzuziehen, denn ihr wurde klar, wie weit sie sich aus dem Fenster gelehnt hatte.

»Ich bin wirklich glücklich, ob du's glaubst oder nicht. Ich mag die Beständigkeit. Ich weiß, das klingt langweilig, aber wenn ich es eines Tages in der Kanzlei ganz nach oben schaffe, bin ich am Ziel. Das reicht mir. Hart erarbeitet, aber genug. Das und gelegentlich einen Marathon mit meinem Bruder laufen.«

»Marathon?!«

James lachte. »Wow, hört sich an, als hätte man jede Menge Spaß mit mir, was? Ich glaube, ich bin zu offen für ein erstes Date.«

»Na ja, ich habe dir auch gerade was erzählt, das noch niemand weiß ...«

Ihre Wangen brannten, und er sagte: »Ich hoffe, dass ich irgendwann noch mehr darüber höre.« Er sah Lucy forschend an, und sie nickte, seltsam überzeugt, dass es tatsächlich so kommen würde. »Ich muss gestehen, dass ich mir wegen heute Abend etwas Sorgen gemacht habe. Ich hatte noch nie ein Doppeldate, und ich dachte, Emilys Freundin wäre vielleicht ...«

»Ganz anders als ich?«

James lachte. »Ja. Aber nicht schlimm anders. Nur ...«

»Anders?«

»Genau.« Er lächelte. »Anders wäre schon in Ordnung, völlig okay, aber das hier ...«

»Das hier ist ...« Sie überlegte, wie sie den Gedanken am besten zu Ende bringen konnte.

»Genau«, sagte er leise.

Zwei Gläser Rotwein wurden vor sie gestellt.

Lucy bedankte sich bei Susie, die sie anlächelte, nickte und wieder verschwand.

»Hast du die bestellt?«

»Nee.« James lachte.

Er trank einen Schluck.

»Wow, der ist gut«, sagte sie dann, doch Stunden, Tage später konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, was sie an dem Abend gegessen oder getrunken hatte. Nur an das Gefühl, bei ihm zu sein.

»So«, sagte James.

»So«, wiederholte Lucy.

»Wo fangen wir an?«

»Ich glaube, das haben wir schon.«

Sein Lächeln erhellte den ganzen Raum.

## Jetzt

»Gutes Timing.« James goss kochendes Wasser in eine blaue Tee-  
kanne, die aussah, als sei sie älter als die beiden zusammen.

»Du hast meine Gedanken gelesen.« Zufrieden lehnte sich Lucy  
gegen den Küchenschrank und sah sich in der taubenblauen Kü-  
che im Shakerstil und dem gemütlichen Wohnzimmer um.

Eine rostbraune Decke lag über eine Lehne des Sofas drapiert,  
das den halben Raum einnahm; im kleinen Kamin waren Holz-  
scheite aufgeschichtet. Angebrannte Kerzen drängten sich auf den  
Fensterbänken; an den Wänden hingen leicht verblichene Gemäl-  
de von Klippen. Überall in der Küche, in den zierlichen Regalen im  
Wohnzimmer und Flur, wo eine Treppe nach oben führte, türmten  
sich Stapel von Büchern, die gebraucht und gelesen aussahen.

Gedankenverloren ließ Lucy die Finger über die eingeknick-  
ten Buchrücken gleiten, als sie sich auf einmal beobachtet fühlte.  
Doch James war mit dem Zubereiten des Tees beschäftigt, und un-  
bewusst schaute sie zu Julia hinüber, die in ihrem Eckregal auf der  
anderen Seite des Zimmers stand.

Dann sah sie den Zettel, der an der Hintertür hing, ein Will-  
kommensgruß von Emily, mit ein paar Tipps für den Kamin und  
die frische Milch, die es auf der Farm nebenan gab. Am Schluss  
hieß es:

*P.S.: Hier läuft ein streunender Kater namens Richard herum,  
der vielleicht versucht, euch zu bezirzen. Er darf nicht ins Haus,  
bekommt aber ab und zu Leckerlis.*

»Eine Notiz von Emily?«

Sie nickte und überflog noch einmal die letzten Zeilen.

»Alles gut? Du warst wirklich die beste Trauzeugin, die sie sich

hätte wünschen können.« James schwenkte die Teebeutel in der  
Kanne. »Nach all den furchtbaren Typen, die sie dir im Laufe der  
Jahre zugemutet hat.«

Lucy öffnete eine Packung Kekse. »Zum Glück ist es Henry ge-  
worden. Ich weiß nicht, ob ich es ausgehalten hätte, wenn es Ed  
gewesen wäre.«

»War das nicht so ein *Mysteriöser*?«, fragte James, und Lucy  
musste lachen. Im Laufe der Zeit hatte er viel über Emily und auch  
über die Männer erfahren, die es vor Henry gegeben hatte.

»Mysteriös, weil er noch drei andere Freundinnen hatte.« Lucy  
legte ein paar Kekse auf einen Teller und nahm sich einen. »War  
das in Ordnung, mit ihren Eltern? Tut mir leid, dass ich dich so  
lange im Stich gelassen habe, das Blumenmädchen hatte Nasen-  
bluten, und dann ist eine von den Brautjungfern mit ihrem Absatz  
im Kleid hängen geblieben. Du hast dich echt tapfer geschlagen,  
danke. Ich weiß, dass die alle ziemlich laut sein können ...«

»War alles easy, wirklich. Henrys Brüder waren gut in Form,  
das ist immer besser, als wenn die Gäste zu still sind.«

Lucy lächelte. Sie wusste, dass sie denselben Gedanken hatten.  
Eine Hochzeit vor zwei Jahren, James' Kollege. Familien, die nicht  
miteinander konnten, und Freunde, die nur an ihrer jeweiligen  
Clique interessiert waren. An ihrem Tisch hatte Lucy höflich so  
viele unverfängliche Fragen gestellt, wie ihr einfelen, die entweder  
einsilbig oder in ermüdender Ausführlichkeit beantwortet wur-  
den. Dazu die üblichen bohrenden Erkundigungen, die sie als Paar  
inzwischen nur allzu gut vorhersehen konnten. Ob sie verheiratet  
seien? Wie viele Kinder sie wollten? Wenn Lucy nicht antwortete,  
füllte James die Gesprächspausen mit Anekdoten von der Arbeit,  
damit sie Fremden, die sie nie wieder sehen würden, nicht ihr Le-  
ben und ihre Entscheidungen erklären mussten. Nach den Reden  
hatten sie sich eine Flasche Champagner vom Brauttisch gemopst

und auf die Tanzfläche mitgenommen, wo sie die Nacht entspannt ausklingen ließen, nur sie zwei. Das hatten sie immer schon gut gekonnt, dachte Lucy: aus einem schwierigen Tag oder Abend einen guten, oft sogar einen großartigen zu machen.

»Wie waren die ganzen Verwandten denn so? Bei solchen Feiern scheinst du die irgendwie anzuziehen«, fragte Lucy.

»Eigentlich ganz gut – Henrys Onkel trinkt gern Whisky und redet über nichts anderes als Fußball ...«

»Und du hattest absolut keine Ahnung, was?«

James lachte.

»Keinen blassen Schimmer. Aber ich glaube, ich habe immer im richtigen Moment genickt.«

Beide ließen sich aufs Sofa fallen. Lucys Hände umfassten wärmesuchend den heißen Teebecher. Die Kissen schienen sich tröstend um die zwei zu gruppieren, und Lucy stützte sich gegen die Armlehne, legte die Beine über James. Sie lauschten dem Regen, der jetzt stärker wurde.

»Eigentlich müssten wir das Essen auspacken.«

Lucy zog die Beine leicht an, um es sich gemütlich zu machen.

»Gleich. Erst das hier genießen. War eine lange Fahrt.«

Auf einmal sah James zur Hintertür hinüber.

»Was ist?«

»Keine Ahnung. Ich dachte, ich hätte was gehört ...«

Jetzt vernahm sie es auch, ein Geräusch wie leichtes Kratzen. Wieder fing Lucy den Blick der Büste auf und versuchte, den Gedanken zu verdrängen, die Skulptur wüsste mehr als sie. Es wurde still, und Lucy spähte durch das Fenster neben ihnen. Da war niemand, doch plötzlich ertönte das Kratzen wieder, lauter diesmal.

## **Vor sieben Jahren und zehn Monaten**

Lucy drückte den Schalter neben der Eingangstür, und ihre Wohnung strahlte grell erleuchtet.

»Zu hell, zu hell«, flüsterte James zwischen zwei Küssen.

Sie machte das Licht wieder aus, schob James um das Sofa herum und bückte sich nach dem Schalter der Stehlampe, die ihr kleines Studio in sanftes Licht tauchte.

»Schon besser.«

»Hmm, besser.«

»Autsch.«

»Sorry, Vorsicht ...«

»AUTSCH!« James stieß mit dem Fuß gegen irgendwas, kurz suchten beide Halt.

»Sorry, ja. Die Bücher. Will ich schon seit Monaten in Regale räumen.«

Er unterbrach den Kuss, da gab es einen lauten Rumms. Lucy öffnete die Augen und sah, dass James hingefallen war, unter ihm ein umgekippter Stapel Zeitschriften. James schob sich das Haar aus den Augen und versuchte, seine unerwartete Lage zu verstehen.

Lucy schlug die Hand vor den Mund und bemühte sich, nicht zu lachen.

»Hast du deinen Lesestoff überall verteilt?«

»Sei leise.« Sie grinste.

»Ich hätte auch gern Zeit zum Lesen. Du hast bestimmt viele Bücher, die ich mir gerne ausleihen würde.«

»Nur, wenn ich sie aussuchen darf.«

»Klar. Ich vermute eh, dass du einen viel besseren Geschmack hast als ich.«

»Möchtest du was trinken?«

»Nein. Ich meine, hatten wir nicht was anderes vor?«

»Hatten wir?«

Er beugte sich wieder zu ihr herüber, um sie zu küssen, und zum ersten Mal in ihrem Leben war sie froh, nicht mehr über Bücher zu reden.

»Ah ja, da war doch was.« Sie küsste ihn zärtlich, dann heftiger, die Hände erst in seinen Haaren. Dann zog sie sein T-Shirt so weit hoch, dass ihre Finger über seinen Bauch streiften. Überrascht erschauerte er, und wieder fanden seine Lippen ihre.

Bald standen sie neben dem Bett, in dem diffusen Licht, das durch das Fenster hereinkam.

»Vorhänge?«, flüsterte James.

»Hab ich nicht.« Sie versuchte, ihn abzulenken, indem sie seinen Hals küsste.

»Mondsüchtig?«, fragte er.

Sie lachte.

»Ich wache gern so auf.«

»Morgenmensch.«

»Ich rede mir lieber ein, dass ich den Tag auf diese Weise voll auskostete«, sagte sie leise.

»Und was ist mit der Nacht?«

Sie lächelte. »Die auch. Und jetzt: pssst.«

»Ein selbstbewusster Morgenmensch. Was habe ich mir da bloß eingehandelt?« Er sah sie an.

»Ich würde sagen, du bist gerade der Mann mit dem größten Glück der Welt.«

Er lachte. »Wow, du bist so gut zu mir.«

Langsam setzte er sich aufs Bett und zog sie zu sich; öffnete ihren BH, legte sich neben sie und musterte ihre Gänsehaut, als sehe er so was zum ersten Mal, dann breitete er die Bettdecke über ihre Köpfe. Das Licht im Fenster schlich sich zwischen die Laken, ihre

Küsse wurden inniger, und sie zog ihn enger an sich, seine Haut so weich wie ihre und unglaublich warm. Kurz löste er sich von ihr, strich ihr das Haar aus dem Gesicht, aufs Kopfkissen, als wollte er sie richtig sehen. Einen Moment lang wurde sie wieder nervös, sein Gesicht war ernst, nachdenklich. Er küsste ihre Augenbrauen, die Lippen, den Hals. Die Ränder unter seinen braunen Augen waren nicht mehr so dunkel, seine Augen wurden strahlender, größer, je mehr sie Lucy verschlangen. Als er sie betrachtete, ihren ganzen Körper, vielleicht intensiver als es je einer getan hatte, in dem kurzen Moment, als er die Hand auf ihre Wange legte und sich ihre Blicke ineinander verloren, fühlte sie sich völlig frei und völlig mit ihm verbunden.

Der Moment schien ewig zu dauern, und sie war glücklich.

Glücklich. Ein kleines Wort, dachte sie, aber so hatte sie sich sehr lange nicht gefühlt, nicht so. Alle Gedanken und Sorgen schienen mit jedem Kuss und jeder Berührung in den Hintergrund zu rücken; sie fühlte sich mehr wie sie selbst, als sie es je getan hatte.

Zärtlich küsste sie seinen Hals, dann seine Rippen, seine Hüften. Ihre Hände folgten, und sie spürte, wie er die Innenseite ihrer Handgelenke küsste, und war gerührt von der Sanftheit dieser Geste. Vielleicht würde es nicht so werden wie sonst immer, so wie alles mit ihm bisher anders gewesen war. Vielleicht war dies, vielleicht war er das Beste, was ihr je passiert war.

## Jetzt

James ging zur Hintertür, wo die Geräusche herkamen, und öffnete sie. Spinnenweben knisterten. Lucy schaute an ihm vorbei nach draußen und erschrak, als unversehens eine schwarze Katze ins Wohnzimmer schoss.

»Was war das denn?«

»Wo ist sie hin?«

»Ich glaube, da drunter ...« James wies auf den Sessel auf der anderen Seite des Raumes.

Lucy kniete sich davor und spähte durch die Beine des Sessels. »Richard?«, flüsterte sie. Ein nasser kleiner Kopf lugte hervor. »Hey, ist ja gut.«

»Seit wann kennst du den Namen einer Katze, die wir noch nie gesehen haben?«, fragte James.

»Der stand auf dem Zettel. Offensichtlich ist das ein streunender Kater. Darf nicht ins Haus.«

»Tja, jetzt ist er aber drinnen. Und er ist sehr, sehr nass.«

Lucy verschwand im Badezimmer und kam mit einem alten Handtuch zurück, während James sich vor dem Sessel auf den Teppich setzte. Das Tier, dessen Fell vor Regentropfen glänzte, ließ die beiden nicht aus den Augen. Nach ein paar Minuten schlug es die Vorderpfoten unter den Körper und schien sich auf dem Teppich zu entspannen.

»Hey, Kumpel«, flüsterte James, und Richard antwortete mit einem leisen Maunzen. »Du bist echt dünn, weißt du das? Wie wär's, wenn Luce erst mal dafür sorgt, dass du schön warm und trocken wirst, und dann suchen wir dir was zu fressen, hm?«

Vorsichtig stand James auf, der Kater erhob sich ebenfalls ängstlich vom Boden. Bevor er sich versah, war Lucy bei ihm, und schon hatte sie Richard in ein Handtuch gewickelt auf dem

Arm. Er versuchte, sich zu wehren, doch als Lucy, das Tier an sich gedrückt, sein Köpfchen trocken rubbelte, schloss der Kater die Augen. Innerhalb weniger Sekunden erfüllte sein Schnurren das Zimmer.

»Dachte ich mir, dass du das magst«, sagte sie leise.

Aus der Küche hörte sie James, der einen Schrank nach dem anderen durchsuchte und dann triumphierend rief: »Aha! Lachs. Drei Portionen.«

»Na, das dürfte passen, oder?« Lucy kniete sich hin und setzte das Tier vorsichtig auf dem weichen Teppich ab. Als sie ihm über die Wange strich, lehnte der Kater sich zufrieden gegen ihre Hand. James kam aus der Küche, in der Hand eine gefüllte Schale. Sofort war Richard bei ihm. Mit dem Kopf stupste er gegen James' Hand. Der lachte, während er das Futter auf die Matte an der Tür stellte. »Okay, okay. Aber erst mal nur die Hälfte, ja? Und friss langsam, verstanden?« Er redete mit dem Kater, als erwartete er eine Antwort. Liebevoll betrachtete Lucy die beiden. Dann war lautes Schmatzen zu hören.

»Na, das ist ja eine Überraschung«, sagte Lucy leise.

»Ich wette, Emilys Eltern sagen dasselbe über den feuchten Fleck mitten im Zimmer. Wie erklären wir den?«

»Der trocknet doch. Wir machen gleich den Kamin an.«

Lucy machte sich daran, die Holzscheite im Ofen neu aufzuschichten.

»Das wird Richard auch gefallen. Er zitterte ja vor Kälte. Wir schicken ihn nicht mehr raus in den Regen.«

»Ich bin dabei. Auch wenn es Ems Eltern nicht passt. Sieh es als Geschenk dafür, dass du Emily die ganzen Jahre zur Seite gestanden hast.«

Lucy lachte verlegen.

»Es stimmt doch, du bist immer für sie da gewesen, egal, was

war«, sagte James. »Während, egal, was war, ihre Eltern seltsamerweise nie für Em da waren.«

Er kniete sich neben Richard und streichelte ihn.

Lucy entzündete das Anmachholz im Kamin. Den Blick auf die ersten Flämmchen gerichtet, dachte sie daran, wie es gewesen war, wenn sie und Emily gemeinsam etwas Schweres durchstanden. Wie jener Nachmittag, als Lucy die fiebernde Emily gerade noch ins Krankenhaus bringen konnte, bevor der Blinddarm durchbrach; oder jene Nacht, als beide zu viel getrunken hatten und Lucy verhinderte, dass Em die Treppe hinuntergestürzt wäre; und dann, besonders schlimm, Ems Fehlgeburt letztes Jahr.

Sie ging zum Sofa und ließ sich darauf fallen.

James setzte sich zu ihr und legte den Arm um sie. »Du bist wirklich eine gute Freundin, Luce. Emilys Familie kann von Glück sagen, dich zu haben.«

Knisternd fing ein Holzscheit Feuer und flackerte funkensprühend auf. Langsam verbreitete sich die Wärme im Cottage. Lucy schloss die Augen.

### **Vor sieben Jahren und vier Monaten**

James und Lucy dateten seit acht Monaten, und Lucy freute sich auf das Wochenende, das vor ihnen lag. Während sie in einem Café, das gerade neu aufgemacht hatte, fürs Frühstück anstanden, präsentierte James seine Überraschung: zwei Tickets für ein kleines Festival am selben Nachmittag auf der anderen Seite der Stadt.

Sie sprangen in den Bus, und Lucy dachte, wie schön und frisch und voller Anfang sich alles anfühlte. Am Eingang zum Parkt lots-te James sie zielstrebig durch die vielen Leute, die zum Festival

strömten. Vor ihnen erstreckte sich die sanft ansteigende, von Bäumen umrahmte Rasenfläche. Das Gerüst der Bühne erhob sich hinter zwei Zeltreihen, in denen gekocht und gebrutzelt wurde.

Mit geschlossenen Augen blieb James stehen.

»Crêpes.«

»Alles in Ordnung?«, fragte Lucy leicht besorgt.

»Wo sind sie?« Sein Blick schweifte über die Stände, die sich vor ihnen erstreckten.

»Die Crêpes?«

»Mal ehrlich: du behauptest von dir, ein Foodie zu sein, hast gerade French Toast gefrühstückt, und jetzt willst du Crêpes?«

»Mit dunkler Schokolade und Erdbeeren.«

»Ich schäme mich, dich zu kennen.«

»Wart's ab, bis du meinen Bruder kennlernst. Der verliert alle Hemmungen, wenn man ihm Pfannkuchen gibt.«

Lucy schnaubte verächtlich.

»Aber glaub mir, Sam ist super.«

»Glaub ich dir ja.« Sie grinste. »Ich freu mich total, ihn morgen zu sehen. Du hast mich übrigens bis jetzt null auf das Treffen vorbereitet. Was muss ich noch über ihn wissen?« Lucy war überraschend aufgeregt, endlich seinen kleinen Bruder kennenzulernen. Sie wusste, dass alle in James' Familie eng miteinander waren; die beiden schienen Brüder und beste Freunde zu sein.

»Über Sam? Hm ...« Er dachte kurz nach. »Er ist echt witzig, aber es kann eine Zeitlang dauern, bis man diese Seite von ihm mitbekommt. Er liebt Cricket, aber das weißt du ja schon.« James hatte Lucy Videos von früher gezeigt, auf denen sie für das örtliche Team spielen. Sein Bruder war der Star der Mannschaft. »Ist gerne draußen und liest viel«, fügte er noch hinzu. »Hey, du müsstest sein Zimmer sehen, da kann man sich vor lauter Büchern kaum bewegen«, erklärte er, als spürte er, wie sehr sie sich sorgte, Sams

Erwartungen nicht zu entsprechen. »Du musst dir keine Gedanken machen. Er wird dich mögen.«

»Kann ich ihm nur raten«, scherzte Lucy, und es klang selbstsicherer, als ihr zumute war.

»Oder? Sonst ist es definitiv aus zwischen uns.« James grinste, seine Augen blitzten frech in der Sonne.

»Das überhöre ich mal«, sagte sie und knuffte ihn vorsichtig in die Rippen. »Hat er eine Freundin?«

James lachte. »Noch nicht. Er ist ziemlich schüchtern. Außerdem ist er erst achtzehn. Hat noch jede Menge Zeit.«

Sie sahen sich alle Imbissstände an und drehten dann eine zweite Runde, auf der James herzhaft in einen Stapel Pancakes mit geschmolzener dunkler Schokolade biss. Nachdem Lucy ihm triumphierend Schokolade vom Kinn gewischt und »So peinlich!« gerufen hatte, machten sie einen Plan, welche Gerichte sie ausprobieren wollten.

Vor ihnen war ein Stand mit einer riesigen Paellapfanne. Die Besucher warteten in einer Schlange.

»Oh, keine gute Idee, ich rate echt ab.« James ging weiter.

»Was hast du denn gegen Paella?« Lucy spähte in die Pfanne, deren Duft beim Umrühren noch intensiver wurde.

»Nichts. Aber da liegt nur eine Garnele drin.«

»Du hast recht, wie schade«, meinte Lucy geknickt. »Jetzt werde ich den Rest des Tages Paella-Sehnsucht haben.«

Sie drehten eine Runde und holten sich unterwegs zwei Gläser Sangria.

»Wie viel haben wir bis jetzt probiert?«, fragte James, als sie am Thai-Stand vorbeikamen.

»Jeder vier Sachen.«

»Cool. Und es ist erst –« Er sah auf die Uhr. »Sechs. Wir haben also noch viel Zeit für weitere Köstlichkeiten.«

»Keine halben Sachen, was?«

»Ich habe das erste Mal seit fünf Monaten frei und zum ersten Mal zusammen mit dir. Nein, keine halben Sachen.« James legte Lucy den Arm um die Schulter und küsste sie einmal, zweimal.

Nach einer Pause sagte sie: »Oh, da drüben gibt's Nachos!«

»Womit wir bei den wirklich wichtigen Dingen sind«, erwiderte er ironisch, da sie überhaupt nicht darauf eingegangen war, was er gerade gesagt hatte. »Also gut: wo?«

»Da drüben in der Ecke. Hab ich bisher übersehen.«

Sie sahen sich die mit einem ausgefallenen Käse überbackenen Maischips an, zu denen es Chorizo, Gurken, Tomaten und Guacamole als Beilage gab.

»Mega.«

»Absolut. Komm, das müssen wir probieren.«

»Super. Stell dich an, dann hole ich uns einen Karton Sushi und die Samosas, die wir vorhin gesehen haben.«

»Treffen wir uns vor der Bühne?«

Hinter den Buden hatten sich schon den ganzen Nachmittag über Bands auf der kleinen Bühne abgewechselt. Zuerst hatte James Lucy das offenbar sehr ernste Geständnis gemacht, dass er etwas gegen Männer mit Gitarren hatte – er verdächtigte sie, Poser zu sein, aber mit jedem Glas wurde er in seinem Urteil großzügiger, und in der letzten Stunde war er sogar mehrfach stehen geblieben, um den Gigs zuzuhören, die gerade auf der Bühne standen.

»Alles klar. In fünf Minuten.«

Er fand sie auf dem Rasen, wo sie ihren Pulli als Picknickdecke zweckentfremdet hatte. Mit geschlossenen Augen genoss Lucy die letzte Wärme der Sonne auf ihrem Gesicht. James kauerte sich neben sie und stellte eine Tüte frischer warmer Donuts vor ihr ab, neben den anderen Gerichten. Eine Hand behielt er auf dem Rücken.

»Was hast du da?« Sie beäugte ihn misstrauisch.

»Ich möchte nicht, dass du irgendwas entbehren musst«, sagte er und präsentierte ihr eine kleine Schale Paella mit der einzigen Garnele vorne in der Mitte. Lucy lachte.

»Mein Held. Bist du extra noch mal hingegangen?«

»Das kleine Ding hat mir leidgetan.« Er lächelte.

Sie biss hinein, kaute und kaute. »Bisschen ... ähm ...«

»Zäh?« James lachte.

Sie schluckte entschlossen und strahlte ihn an. »Eine Delikatesse!«

»Irgendwann fliegen wir nach Spanien und gönnen uns echte Paella, versprochen.« Er schaute zur Bühne hinüber.

Dort wurde die nächste Band angesagt. James und Lucy verstummten, während die Musiker sich auf der Bühne einrichteten. Die Sonne versank hinter den Lautsprecherboxen und tauchte den Himmel in rosafarbene und goldene Streifen, und Lucy spürte beglückt, wie perfekt sich dieser Tag entfaltete.

»Danke für heute«, sagte sie, den Blick auf die Bühne gerichtet, um nicht zu viel von sich preiszugeben. Noch mindestens vier Monate wollte sie angemessen cool wirken. Sie wusste nicht, warum ausgerechnet vier Monate, doch das hatte sie sich vorgenommen. Es war ein bisschen sicherer und leichter, als ihm jetzt ihre Gefühle zu gestehen, besonders da sie wusste, dass James sie mochte – die Tatsache, dass er sein bisschen Freizeit mit ihr verbrachte, zeigte das eindeutig, aber sie war noch unsicher, wie sehr.

»War echt super, oder?« Sie hörte an seiner Stimme, dass er den Blick ebenfalls fest auf den fünften Sänger mit Gitarre richtete, den sie heute sahen. »Was glaubst du, wie viele haben sie noch in petto?«

Während Lucy nach den Nachos mit Käse griff, hob er mit den Essstäbchen ein Sushi hoch.

»Wie viele was?«

»Männer mit Gitarren?«

»Einen unendlichen Vorrat, schätze ich. Der Typ neben dir sieht aus, als würde er als Nächster auf die Bühne gehen.«

James lachte. »O Gott, ich liebe dich.«

Lucy erstarrte mitten im Kauen. Sie musste heftig husten, was nicht gerade half, um zu begreifen, was James gerade gesagt hatte.

Sie sah ihn an.

»Du hast da ... ähm ... ein bisschen Käse, da ...«

Sie rieb sich hastig die Wange, peinlich berührt, weil ihr geschmolzener Käse im Gesicht klebte.

»Kann ich das zurücknehmen?«, fragte er lachend.

»Nein, das geht nicht.« Sie wusste immer noch nicht genau, wie sie reagieren sollte.

»Wirklich nicht? Weil ...«

»Die Nachos sind total gut mit dem Käse. Eh ... also nein, kannst du nicht zurückhaben. Und ...«

»Okay, okay.« Kapitulierend hob James die Hände. »Und was?« Er schaute auf seine abgestoßenen Sneaker, auf die Bühne.

»Und ich liebe dich auch.« Ihre Worte kamen in einem Schwall heraus. Zur Hölle damit, noch mal vier Monate lang so tun, als wäre es anders.

Sie spürte, dass James neben ihr den Atem anhielt.

»Das sagst du aber nicht, weil ich es gerade gesagt habe, oder? Weil ... « Er sah sie an.

»Schhh!« Sie zog ihn am T-Shirt zu sich und küsste ihn. Ernsthaft. Leidenschaftlich. »Ich meine es genau so«, flüsterte sie, während der Sänger auf der Bühne jetzt tatsächlich zwischen zwei Sätzen aufschluchzte. »Obwohl du Crêpes mit Schokolade isst.«

»Das wird so bleiben, sorry. Apropos«, flüsterte er. »Käse auf deiner Haut schmeckt mir noch besser.«

Lächelnd lehnte Lucy den Kopf an seine Schulter.

»Der wird nie Ed Sheeran werden, oder?«

»Jetzt verstehe ich, warum du Männer mit Gitarren hasst.«

James küsste sie. »Na ja, gerade wollte er mir ans Herz wachsen.«

»Unmöglich.«

»Es muss an dir liegen ...«

James nahm sie in die Arme, und sie saß zwischen seinen Beinen, während sich die Nacht auf den Park legte und die Lichter in den Ständen hinter ihnen angingen.

»Hey, Luce, ich glaube, mit dir könnte ich es wirklich lange aushalten«, sagte James, als sei er selbst überrascht, wie klar er das aussprechen konnte.

»»Lange« klingt, als wäre es irgendwann zu Ende.« Sie leckte sich den restlichen Käse von den Fingern.

»Hm, wenn ich in dieser Phase ›für immer‹ sage, ist das ein bisschen früh, oder?«

»Stimmt. Aber ich fänd's, glaub ich, echt schön, wenn du es wenigstens andeuten würdest.«

»Ich dachte, das hätte ich getan.«

Lucy lachte. »Stimmt, hast du. Und ich denke, ich kann das auch.«

»Für immer oder nur sehr lange?«, fragte er, ein Test.

Lucy schwieg und fragte sich, ob jetzt der richtige Zeitpunkt war, die Themen anzusprechen, mit denen sie sich schon beschäftigt hatte, bevor sie James kannte. Themen, die man ansprechen musste, bevor es richtig ernst wurde, damit es später nicht kompliziert würde. Auch dann, wenn man das Gefühl hatte, man würde damit den Beginn von etwas zerstören, das besser war, als man es sich je hätte träumen lassen. *Aber dann erfährst du es nie*, hatte Lucy sich jedes Mal gesagt, wenn sie zu einem Date ging oder davon zurückkam, nachdem sie es angesprochen hatte. Das war

der einzige traurige Vorteil, wenn es danach vorbei war, und das war jedes Mal unvermeidlich gewesen. Lucy machte den Männern keine Vorwürfe. Mit der Zeit hatte sie begriffen, dass es einfach so war, dass sich gar nicht so viel geändert hatte, wie die Leute gerne glauben wollten. Irgendwann wäre das vielleicht mal anders, deshalb lohnte es sich, das Risiko einzugehen. Aber diesmal fühlte es sich so schwer an wie noch nie.

Sie tat so, als wäre sie ganz beim nächsten Song, während sie in Wirklichkeit mit zum Zerreißen gespannten Nerven überlegte, ob jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen war. Für ein Gespräch, vor dem sie selbst Angst hatte. Von dem sie wusste, dass es wahrscheinlich alles zwischen ihnen kaputtmachen würde. Also schluckte sie den Kloß im Hals hinunter und beschloss, die Worte auszusprechen, die sie sich für genau diesen Moment zurechtgelegt hatte, bevor sie es sich doch wieder anders überlegte.

»Nur, damit du es weißt: Ich muss nicht heiraten.«

Sie sah ihm in die Augen, er hustete überrascht, verschluckte sich an einem großen Brocken. »Ho.«

»So meinte ich das nicht«, fügte sie hinzu und war erleichtert, als James lachte.

»Und weiter?« Er sah sie neugierig an, trank einen Schluck und nickte ihr zu, damit sie weitersprach.

»Nein ... das war blöd von mir ...« Sie merkte, dass sie besser den Mund gehalten hätte.

»Nein, bitte! Jetzt bin ich neugierig.«

»Echt?« Kurz dachte sie, sie könnte das alles wieder vor sich herschieben, und der Rest des Abends wäre so herrlich, wie der Tag bisher gewesen war.

»Na, klar! Wenn es dir wichtig ist, möchte ich es verstehen.«

Mit ehrlichem Interesse wartete er darauf, dass Lucy weitersprach.

»Das ist einfach nie mein Traum gewesen. Ich bin glücklich, wenn es einfach so ist wie jetzt, so lange ...« Sie hielt inne, vergewisserte sich, dass es genau richtig rauskam. »... so lange es geht. Eine Hochzeit würde für mich nichts ändern. Ich wollte nur, dass du das weißt. Bevor es ...« – sie überlegte wieder – »... bevor es kompliziert werden könnte.«

Lucy konnte selbst kaum fassen, wie viel sie von sich preisgab. Aber sie hatte sich wirklich in ihn verliebt. Und bei der Vorstellung, dass dies ihr letzter gemeinsamer Tag sein könnte, brach es ihr das Herz. Dabei hatte sie sich noch gar nicht getraut, ihm das Allerwichtigste zu sagen.

»Gut zu wissen.«

»Wirklich?« Sie sah ihn vorsichtig an.

»Ja, und fürs Protokoll: Das sehe ich genauso.« James nahm sich den nächsten Donut. Biss hinein.

»Dass es kompliziert wird?«

»Nein. Das mit dem Heiraten. Also, im traditionellen Sinn.«

»Ernsthaft?«

»Ja. Ich habe lieber ein Leben, das ich liebe, und ein Zuhause, das ich liebe, mit dem Menschen, den ich liebe, als so ein großes Drama. Wenn man das alles mit jemandem hat, ist man doch eh schon eine Verpflichtung eingegangen. Ich verstehe natürlich, warum die Leute heiraten wollen, aber für mich muss das nicht sein. Es gibt so viel, was wir gemeinsam tun können; eine Hochzeit muss nicht dazugehören.«

Es war das erste Mal, dass jemand genau das sagte, was sie selbst über das Thema dachte, und zwar in genau den Worten, die sie selbst wählen würde.

Lucy sah in die Dämmerung und fragte sich, ob sie den Rest auch noch sagen sollte – den Teil, vor dem sie am meisten Angst hatte –, oder ob das ein Schritt zu viel war.

»Und weiter?«

»Wie meinst du das?« Sie sah zur Bühne, um mehr Zeit zum Überlegen zu haben.

»Da ist doch noch was, das merke ich.«

»Hm.«

James hatte recht. Aber sollte sie aussprechen, was alles zerstören konnte? Bei dem Gedanken schnürte sich ihr die Kehle zu.

Aber dann wüsste sie wenigstens Bescheid. Besser, es jetzt zu wissen, redete sie sich ein, als irgendwann später. Besser jetzt, bevor ihrer beider Leben zu eng miteinander verwoben waren. Selbst wenn das Risiko, ihm die Wahrheit über sich zu sagen, das größte zu sein schien, das sie je eingegangen war.

»Ehrlich. Du kannst mir alles sagen. Es sei denn«, versuchte er, die Stimmung aufzuhellen, »es geht darum, dass du eine Meerjungfrau bist. Das weiß ich nämlich schon. Das erklärt, warum du so oft schwimmen gehst. Und die Garnele.«

»Würde dich das in die Flucht schlagen?«, entgegnete Lucy, in der Hoffnung, ein Witz könnte ihr helfen, die Angst zu ignorieren. Sie fragte sich, ob er vielleicht schon eine Ahnung davon hatte, was sie nie in Frage gestellt hatte und von dem sie mit stiller Gewissheit wusste, dass es immer so bleiben würde. Die Aussage, auf die, so lange sie sich erinnern konnte, immer *Warum?* folgte oder *Das ändert sich bestimmt noch*, seit das Thema erstmals aufgekomen war, so als sei etwas grundsätzlich und unveränderlich falsch mit ihr.

James runzelte die Stirn. »Weiß ich nicht, ehrlich gesagt. Wahrscheinlich nicht, aber darüber muss ich erst mal gründlich nachdenken.«

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen, während der Typ auf der Bühne sich mehrmals vor dem Publikum verbeugte, das wenig überzeugt klatschte.

»Cheer up, mate!«, rief jemand im Publikum.

Lucy und James lachten, und zwischen ihnen prickelte es. Das, was noch nicht ausgesprochen war.

»Dann erzähl.« Er ließ den Raum zwischen ihnen offen für ihre Antwort. Dann drehte er sie auf seinem Schoß, und sie sah ihn an.

»Erzähl«, flüsterte er. »Bitte.«

Sie hatte die Worte so oft geübt, um bereit zu sein zu antworten, wenn er fragte, warum sie so war, doch jetzt, da er sie mit diesem Blick ansah, der ihr immer versprach, alles würde gut werden, brachte sie sie fast nicht heraus.

»Okay.« Lucy holte tief Luft. »Okay.«

»Ja, das hast du schon gesagt. Erzähl«, fügte er zärtlich hinzu. »Es ist in Ordnung. Alles wird gut.«

»Woher weißt du das?«, flüsterte sie nervös zurück.

»Weiß ich einfach.« James schlang die Arme noch fester um sie, als wollte er es bekräftigen, doch sie merkte, dass auch er allmählich unsicher wurde, was sie denn nun sagen würde.

»Okay.« Lucy schloss die Augen und lauschte dem lauten Klopfen ihres Herzens.

»Okay«, sagte er leise.

»Ich will keine Kinder.«

Sie stieß den Satz schnell aus, bevor sie ihn wieder zurückziehen konnte, und öffnete die Augen, damit sie keinen Anflug von Schock, Zweifel oder Enttäuschung bei ihm verpasste. Während sie versuchte, seinen Blick zu lesen, redete sie einfach weiter, damit er nicht das sagen konnte, was sie nicht hören wollte.

»Ich weiß, dass die meisten welche wollen, deshalb kommt es dir vielleicht komisch vor, auch wenn das nicht sein sollte, wirklich nicht, aber darüber müssen wir nicht unbedingt jetzt sprechen ...«

Nervös rasselte Lucy die Sätze hinunter, mit denen sie seit Monaten, seit Jahren rang, seit für sie gefühlt einem ganzen Leben.

Was, wenn er seine Meinung über sie änderte? Was, wenn er damit doch nicht einverstanden war?

»Es ist okay.« Er schien zu spüren, wie aufgewühlt sie war, und seine Hände griffen fester um ihren Rücken. »Wir können da jetzt drüber sprechen.« Er küsste sie. »Ich verstehe das.«

»Echt?« Sie beobachtete ihn genau, suchte voller Angst nach Überraschung und Zweifel in seinem Gesicht, und er erwiderte ihren Blick.

»Ja. Ich will auch keine. So, wie es auf der Arbeit läuft, hatte ich noch nie Zeit, mir darüber überhaupt Gedanken zu machen. Ich habe mich sowieso nie als Vater gesehen. Sam, klar – der wäre super –, aber ich eher nicht. Und ich wüsste ehrlich nicht, warum sich daran was ändern sollte.«

»Wirklich?« Lucy sah ihm direkt in die Augen und wünschte sich, seine Gedanken lesen zu können. Warum stellte er ihr nicht die Frage, warum sie so empfand, denn das hatten bei diesem Thema immer alle getan: ihre Eltern, ihre Kolleginnen, die Frau mit den in den Kinderwagen gekuschelten Zwillingen in der Schlange vor dem Postschalter letzte Woche, ja selbst Emily, wenn sie mit ihr darüber sprach.

»Ja, wirklich«, erwiderte er ernst. »Absolut.«

»Das sagst du nicht nur so? Der Tag heute war wirklich perfekt, ich will ihn nicht kaputtmachen.« Lucy war so aufgeregt, dass sie kaum Luft bekam. »Aber es ist besser, jetzt ehrlich zu sein, als dem Thema aus dem Weg zu gehen, bis man Mitte dreißig ist, und dann ...«

»Ich sage das nicht nur so. Lucy, guck mich an! Es ist cool. Ich bin bei dir. Ich brauche nur dich. Mehr nicht.«

Sie konnte es nicht fassen. So viele beginnende Beziehungen waren vorbei gewesen, weil diese Frage aufgekommen war. Sie wusste, dass es sinnlos war zu lügen, weil es eine Lüge wäre, die

sie nie wieder würde zurücknehmen können; ihre Antwort war jedoch nie die gewesen, die der Mann hatte hören wollen.

»Nur mich?«

»Jep. Nur dich.«

»Bist du dir sicher? Wir müssen auch nicht jetzt darüber reden – wir sind ja noch nicht lang zusammen, und du willst bestimmt noch mal darüber nachdenken ...«

»Ich habe darüber nachgedacht. Und ich *bin* mir sicher.«

»Du bist dir sicher«, flüsterte sie, und ihr Herz flatterte bei dem Gedanken, dass er akzeptiert hatte, was ihr am wichtigsten war. Dass es ihm genauso ging.

»Ich bin mir sicher.«

Sie konnte kaum fassen, was gerade geschah. War es möglich, dass es gar nicht so eine große Sache war, wie sie immer gedacht hatte, und dass er vielleicht wirklich der Mensch war, mit dem sie für immer zusammensein konnte? Für immer, so wie er eben gesagt hatte. Staunend schaute sie auf ihre Hände.

»Was ist? Habe ich was Falsches gesagt? Luce, du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

Sieben Jahre und vier Monate später würde sie sich fragen, warum sie in dem Moment nicht ausgesprochen hatte, wie sie sich wirklich fühlte. Dass sich ihr Leben damals von Grund auf geändert hatte und ihre Zukunft plötzlich so vor ihr lag, wie sie sie sich immer erhofft hatte: der Weg klar, gemeinsam vereinbart. Dass sie über all die Dinge hätten reden sollen, die zu ihrer Zukunft gehören würden, obwohl es zu früh dafür war, ein Schritt zu viel, die vor ihnen liegenden Jahrzehnte genau zu planen.

Stattdessen hatte Lucy die Worte fürs erste zur Seite geschoben und in den Himmel geschaut, damit die Tränen der Erleichterung versiegt und sie nicht dort saß und weinte. Als das Glück sie überwältigte, verwandelten sich die Tränen in Lachen. All die Sor-

gen, die sie so lange mit sich herumgetragen hatte, wie sie denken konnte, hatten sich in Wohlgefallen aufgelöst. Sie konnte es nicht glauben. Alles würde gut werden.

Und während der Park um sie herum leise zu werden schien und seine Lichter sich in James' blauen Augen spiegelten, den schönsten Augen der Welt, sagte sie sich, nichts sei wichtiger, als dass sie beide auf derselben Wellenlänge waren.

»Da ist noch eine Kleinigkeit.« Lucy spürte, wie ein kleines Lächeln ihre Mundwinkel umspielte, ein Lächeln, das die ganze Woche, den ganzen Monat, das ganze Jahr über anhalten würde, sobald sie sich an dieses Gespräch erinnerte.

»Ja?«

»Allerdings. Eine Katze.«

»Eine Katze?«

»Ja. Nur du und ich *und* eine Katze.«

»Und das ist nicht verhandelbar?«

»Nein.«

»Jetzt lehnst du dich aber ganz schön aus dem Fenster, oder? Da muss ich erst nachdenken, das ist eine komplexe Frage.« Lächelnd küsste er Lucy.

»Wir haben jede Menge Zeit.«

Lucys Lachen hallte durch den Park, während die Band auf der Bühne die Nacht mit Songs erfüllte.

Später, in Lucys Wohnung, lag James bereits im Bett, als sie unter die Decke schlüpfte. Sein Arm tastete nach ihr und schlang sich um ihre Taille. Während sie spürte, wie sich seine Finger mit ihren verschränkten, stellte sie sich zum ersten Mal vor, für immer mit jemandem zusammenzusein.

...



Erschienen bei FISCHER

© 2025 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, 60596 Frankfurt am Main  
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining  
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.  
Gestaltung: buerosued.de  
Satz: Stefan Gelberg  
Druck und Bindung: Print Consult GmbH, München  
Printed in Slovenia  
ISBN 978-3-7587-9027-0

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[produktsicherheit@fischerverlage.de](mailto:produktsicherheit@fischerverlage.de)

Ihre Meinung ist uns wichtig! Wir freuen uns auf Ihre Leserstimme an:  
[leseindruck@fischerverlage.de](mailto:leseindruck@fischerverlage.de). Mit dem Versand der Mail geben Sie  
uns Ihr Einverständnis, Ihre Meinung zitieren zu dürfen.